

Qualitativ-heuristische Sozialforschung: Schriften zur Theorie und Praxis

Kleining, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleining, G. (1994). *Qualitativ-heuristische Sozialforschung: Schriften zur Theorie und Praxis*. Hamburg: Fechner.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-7731>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Gerhard Kleining

Qualitativ-heuristische Sozialforschung

Gerhard Kleining

Qualitativ-heuristische Sozialforschung

Schriften zur Theorie und Praxis

Rolf Fechner Verlag

Die Deutsche Bibliothek — CIP-Einheitsaufnahme

Kleining, Gerhard:

**Qualitativ-heuristische Sozialforschung : Schriften zur Theorie
und Praxis / Gerhard Kleining. — Hamburg-Harvestehude :
Fechner, 1994**

ISBN 3-929215-02-0

© Alle Rechte vorbehalten

April 1994 Rolf Fechner Verlag, Hamburg-Harvestehude

Druck und Bindung: Fläschner-Druck, Hamburg-Rotherbaum

ISBN 3-929215-02-0

Inhalt

Vorwort	7
Teil I: Methodologie und Geschichte	11
Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung	12
Zur Grundlegung der Heuristik: Wie der Dialog Erkenntnis generiert	47
Heuristik für Psychologie und Sozialwissenschaften	66
Wie ist kritische Sozialforschung möglich?	74
Anmerkungen zur Ethik bei verdeckter Forschung	88
Geschichte und Aktualität qualitativer Sozialforschung	92
Teil II: Einige neue Methoden	120
Das rezeptive Interview	123
Das qualitative Experiment	148
Textanalyse als Heuristik	178
Die qualitativ-heuristische Methode als spezielles Verfahren der Textanalyse	188
Teil III: Analysebeispiele	199
Systeme im Allgemeinverständnis: Zur Phänomenologie der Moderne	201
Nationale Identifizierung und Nationalismus in (West-)Deutschland	221
Die Verdinglichung des Dialogs	230
Die Neujahrsansprachen des Bundeskanzlers Helmut Kohl	261
Ein Heide-Heimatgedicht	284
Rainer Maria Rilke: Der Grabspruch	292
Biographische Notiz	332
Literatur	334

Vorwort

Ich lege hier Aufsätze und Skizzen vor zur Theorie und Praxis *qualitativ-heuristischer* Sozialforschung, um deren Entwicklung und Darstellung ich mich im letzten Jahrzehnt bemüht habe. Die Besonderheit dieser Forschungsmethodik liegt in der Optimierung der Such- und Findestrategien, die in aller Forschung angelegt sind, aber durch die jeweiligen Verfahrensweisen bei der Datenselektion und Datenbewertung unterschiedlich stark zur Wirkung kommen und dann auch unterschiedlich sicher zu Erkenntnissen führen. Qualitativ-heuristische Forschung ist "Forschung" im eigentlichen Sinne, nämlich entdeckende Forschung.

Die heuristische Vorgehensweise unterscheidet sich von anderen Verfahren, mit denen qualitative Daten auch behandelt werden können und in bestimmten Traditionen seit langem behandelt worden sind, besonders den hermeneutischen. Pauschalisierend wird die Deutung des Sinnes von Texten, von Sprachen, Gesten und andere Formen menschlicher Äußerungen als "interpretatives Paradigma" mit qualitativer Forschung überhaupt gleichgesetzt; dieser These widerspreche ich. Sozialforschung im hier verstandenen Sinne ist keine Deutungskunst, sondern ein *Entdeckungsverfahren*.

Heuristik muß sich nicht einer bestimmten Form der Daten bedienen, sie ist sowohl auf wenig strukturierte, "qualitative" Informationen anwendbar, wie Wort oder Schrift, als auch auf stärker abstrahierte Zahlen und Formeln und auch auf Vorsprachliches, Bildhaftes und Flüchtliges, wie Gedanken, Gefühle, Träume. Nicht die Form der Daten bestimmt also die Forschungsweise, sondern das *Verhältnis* der Forschenden zum Gegenstand ihrer Forschung.

Allerdings überwiegen in den Sozial- und Textwissenschaften, in bestimmten Teilbereichen der Psychologie, der Pädagogik wie in den historischen Wissenschaften u. a. Text, Geschriebenes und Gedrucktes, die verschriftlichte Information also, so daß es sich empfiehlt, dieser Datenform bevorzugt Aufmerksamkeit zu schenken. Es trifft sich, daß die "qualitativen" Daten außerdem besonders gut geeignet sind, die heuristischen Methoden selbst zu erforschen und zu exemplifizieren, weil sich in ihnen alltagsweltliche Konkretheit mit einer gewissen Stabilität vereinen, was sie absetzt von scharf definierten, aber abstrakten Mengenbegriffen zum einen und von den konkreten, aber fließenden Empfindungen zum anderen. Qualitative Daten sind ein ideales heuristisches Forschungsfeld. Dagegen ist Heuristik für quantitative Daten kaum entwickelt.

Die Veröffentlichung bzw. der Wiederabdruck der Beiträge hat im

wesentlichen drei Gründe: einen instrumentellen, einen forschungs-historischen und einen pädagogischen.

Was die instrumentelle Seite betrifft, die Nutzungsmöglichkeit von Veröffentlichungen über Forschungsmethodologien, so habe ich meine Meinung über derartige Literatur geändert. Lange Zeit war ich der Ansicht, Forschungsmethodik lerne man nur durch eigene Erfahrung, also durch Forschung selbst, nicht durch Literatur über Forschung. Ich selbst habe auf diese Weise IForschung gelernt. Während der Zeit, in der ich praktisch täglich Sozialforschung betrieben habe, etwa 24 Jahre lang, schien es mir selbstverständlich, daß man Methoden und Verfahrenweisen ausprobieren müsse, um sie kennenzulernen, und daß man erst dann ihre Nützlichkeit beurteilen könne. Dieser Ansicht bin ich auch noch heute. Seit ich aber akademisch tätig bin, also forsche *und* lehre, ist mir klar geworden, daß man von Studierenden nicht verlangen kann, sie mögen ihre eigenen Verfahren entwickeln und testen und die Methodenliteratur allenfalls als Anregung dafür verwenden. Der Wissenschaftsbetrieb begrenzt die Studien- und Forschungszeit und fordert bei Prüfungsarbeiten und Drittmittelprojekten Legitimation der Vorgehensweisen, wobei üblicherweise der Bezug auf den jeweils gewählten "Ansatz" gefordert wird. Studierende und forschende Wissenschaftler sollen heutzutage zitieren, sich also auf den jeweiligen Kenntnisstand im Fach beziehen, obgleich "Klassiker" der Soziologie, wie Georg Simmel, fast ganz ohne Zitate und Literaturverweise ausgekommen sind zugunsten einer Orientierung an sozialer Wirklichkeit. Um Studierenden also einen Rahmen für eigene Projekte zu geben, habe ich diese Beiträge geschrieben. Dies ist der erste, "instrumentelle" Grund für ihre Existenz.

Der zweite liegt darin, daß ich beim Literaturstudium auf einen mir seinerzeit merkwürdig erscheinenden Umstand gestoßen bin: ich hatte den Eindruck, daß ich, je weiter ich in die Geschichte der Sozialforschung zurückging, umso interessantere, lebendigere und auch ergebnisreichere Studien vorfand. Engels' "Lage der arbeitenden Klasse in England" aus den frühen vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts schien mir durch spätere Untersuchungen nicht mehr übertroffen, sowohl was die Variation der Methoden als auch die Reichweite der Ergebnisse anbelangt, vielleicht von Marxens "Achtzehntem Brumaire" abgesehen; die Untersuchungen der frühen Chicago-Schule hielt ich für aussagekräftiger als die der späteren Stadt- und Modernitätsforschung, "Marienthal" ist, dachte ich, er kenntnisreicher als es die Mobilitäts- und Armutsstudien der neueren Zeit sind, selbst die erste Untersuchung der Lynds sei besser als die zweite; alles von einigen Ausnahmen abgesehen. Ich habe das zunächst für eine

Täuschung gehalten, weil die Beobachtung mit der Annahme nicht übereinstimmte, die Sozialforschung entwickle sich, wie manche anderen wissenschaftlichen Bereiche, zu immer schönerer Vollkommenheit und frühere Untersuchungen seien allenfalls Vorstufen der späteren. Dem ist in unserer Wissenschaft, wie mir genauere Betrachtung zeigte, leider nicht so. Was frühe Empirie aber so ertragreich macht, ist die naturwüchsige, zumeist unreflektierte Anwendung von *Entdeckungsverfahren*.

Was sich noch zeigt, ist dieses: daß nicht nur die "klassischen" Studien, sondern auch die großen theoretischen Entwürfe, wie die von Marx, Freud und Simmel, durch die Verwendung von Entdeckungsverfahren geprägt sind und daß diese Methoden gewisse Ähnlichkeiten haben mit denen, die in den Naturwissenschaften zu großen Entdeckungen führten, dokumentiert etwa bei Mach und Einstein. Der "Rückzug" der Entdeckungsmethodologie in bestimmten Bereichen der Geisteswissenschaften ist m.E. dafür verantwortlich, daß empirische Studien heutzutage so große Schwierigkeiten haben, zu Ergebnissen zu kommen, die von einiger Relevanz sind für die gesellschaftliche Situation der Zeit. Auch dieses legitimiert die Re-Etablierung heuristischer Methoden.

Der dritte Grund für die Publikation ist ein erfreulicher. Heuristische Methoden sind deswegen leicht zu begreifen und zu lehren, weil sie Alltagsmethoden sind und ohne komplizierte Verfahrenslogik auskommen, will man sie wissenschaftlich nutzen. Sie werden ohnehin immer von jedermann verwendet und wurden dies auch früher, nur weniger systematisch und reflektiert, als es von wissenschaftlichen Such- und Finderverfahren zu verlangen ist. Man muß sich dieses Reservoirs bedienen, das Erbe alltagsweltlicher Forschungsverfahren wissenschaftlich verwenden, das auf uns gekommen ist und das wir selbst in der täglichen Praxis rekonstruieren. Den Forschungsanfängern mag es kein Trost sein, daß dies unter den Bedingungen einer verdinglichten Moderne und im heutigen akademischen Betrieb schwieriger ist als es einmal gewesen sein mag, als der Zugang zur alltagsweltlichen Basis unserer Erkenntnis leichter war: aber alles, was in dieser Situation als Voraussetzung zur Entwicklung heuristisch-wissenschaftlicher Verfahren verlangt wird, ist Offenheit für die eigene und fremde Subjektivität und die eigenen und fremden Alltagserfahrungen. Auch um diesen Prozeß bei Forschenden zu unterstützen, sind die Beiträge entstanden.

Sie gliedern sich in drei Abschnitte: Methodologie und Geschichte, neuere Methoden und Analysebeispiele. Die Aufsätze, zum Teil publiziert, zum Teil den Studierenden als Manuskripte vorgelegt, behandeln verschiedene Aspekte ohne das Bemühen, die "Zwischenräume" zwischen

ihnen auszufüllen oder Überschneidungen ganz zu entfernen. Die Darstellung ist nicht systematisch, sondern eher zirkulär und tritt mit Lehrbüchern nicht in Wettbewerb. Die Besonderheiten und die Zusammenhänge sind zu Beginn eines jeden Kapitels erläutert. Anmerkungen befinden sich am Ende der Aufsätze, Literaturhinweise in einem Literaturverzeichnis am Ende des Buches. Sie reflektieren die Publikationslage zur Zeit der Niederschriften. Im Text werden die Seitenzahlen ohne "S." zitiert.

Michaela Kiesel hat meine Arbeiten bis 1986, Margret Schäfer meine späteren in eine lesbare Form gebracht, Jan-Hauke Pohlmann alle in eine druckfähige. Ich bedanke mich dafür, wie bei den Tutoren und Studierenden der Studentengenerationen 1977 bis 1993 am Institut für Soziologie der Universität Hamburg, deren Engagement und beständiges Experimentieren mit qualitativ-heuristischen Verfahren trotz der widrigen Umstände der Massenuniversität einen Dialog in Gang gebracht und gehalten haben, der zur Entwicklung spezieller Seiten der Methodologie, einer Reihe neuer Methoden und vor allem zu zahlreichen empirischen Forschungen führte.

Einzelne Aufsätze wurden im Manuskript gelesen von Christa Hoffmann-Riem, Ludolf Reetz, Gerhard Stapelfeldt und Harald Witt; Herta Herzog las die meisten. Die Nützlichkeit von sowohl wohlwollenden als auch kritischen und vor allem kompetenten Dialogpartnern weiß ein Autor zu schätzen, der den Dialog als ein entscheidend wichtiges Erkenntnismittel ansieht.

Hamburg, im Januar 1994

Teil I: Methodologie und Geschichte

Hier werden 6 Texte vorgestellt, die grundlegende Konzepte zur qualitativ-heuristischen Methodologie enthalten. Drei sind veröffentlicht, die drei anderen lagen bisher als Manuskripte vor.

Der methodologische Basistext ist der "Umriß"-Aufsatz, erschienen 1982 in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, damals herausgegeben von René König, Friedhelm Neidhardt und M. Rainer Lepsius. Er war Grundlage für zahlreiche empirische Forschungen, die von Studierenden seither ausgeführt wurden: bis 1993 wurden über 200 wissenschaftliche Untersuchungen mit qualitativ-heuristischer Methodologie abgeschlossen, davon 70 Diplom- und Master-Arbeiten und 5 Dissertationen; die restlichen sind Forschungsarbeiten, angefertigt während 4 zwei-semesteriger Empirischer Praktika. Man kann also sagen, daß die Methodologie anwendbar ist und auch Forschungsanfängern zumindest die Befriedigung einer bestandenen akademischen Prüfung verschaffen kann, dazu die "heureka!"-Erlebnisse, die Kennzeichen qualitativ-heuristischer Sozialforschung sind. Als ziemlich erfahrener Sozialforscher kann ich hinzufügen, daß die Qualität dieser Prüfungsarbeiten nahezu durchweg gut und in einzelnen Fällen hervorragend ist. Leider sind nur die Dissertationen allgemein zugänglich. - Der Text des Aufsatzes ist durchgesehen und wird unwesentlich verändert abgedruckt. Die Einleitung ist gekürzt. Durch die in der Zwischenzeit publizierte Literatur zur qualitativen Methodologie, die sich nahezu ganz dem "interpretativen Paradigma" oder, wie man früher sagte, der Hermeneutik zurechnet, sehe ich mich veranlaßt, die *heuristische* Funktion der hier vorgestellten ebenfalls "qualitativen" Methodologie zu betonen und damit die Differenz zu jenen Forschungen.

Die folgenden Beiträge behandeln Aspekte des heuristischen Verfahrens: das Dialogprinzip als dessen Grundlage, dargelegt an Beispielen (1986), und die Nützlichkeit heuristischer Methoden für Psychologie und Sozialwissenschaften (1991). - Das Verfahren versteht sich als *kritisch*, den Kritikbegriff der qualitativ-heuristischen Methodologie behandelt der Aufsatz: "Wie ist kritische Sozialforschung möglich?" (1988). - Über Ethik bei (verdeckter) Forschung ist eine Notiz von 1987 beigelegt. - Das Kapitel schließt mit einem Aufsatz zur Geschichte der qualitativen Sozialforschung (1989), der die Vielgestaltigkeit der unter diesem Begriff zusammenfassenden Denk- und Forschungsweisen in Erinnerung ruft.

Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung¹

Eine kurze Abhandlung über ein weitgefaßtes Thema läuft Gefahr, als zu skizzenhaft ihr eigentliches Anliegen zu verfehlen. In der Tat ist eine Methodologie ohne Exemplifizierung nur ein Gerüst. Beispiele erfordern aber Ausführlichkeit, sie passen nicht in eine Mitteilung begrenzten Umfangs.

Dem steht die Chance gegenüber, in einer Skizze die einem Autor wichtig erscheinenden Gesichtspunkte mit aller Deutlichkeit darzustellen. Es gibt ja auch eine Reihe kürzerer Beiträge, die gleichwohl die kritische Diskussion von grundsätzlichen Fragen in den Sozialwissenschaften angeregt, wenn nicht gar zur Begründung neuer Denkweisen beigetragen haben.

Mit der vorliegenden Arbeit soll der Anspruch begründet werden, eine qualitative Methodologie sei notwendig², sowohl als Gegenpart, als auch zur Vervollständigung der insgesamt sehr viel weiter und teilweise, wie in der Stichprobentheorie, der Skalierung und der elektronischen Datenverarbeitung, zu eindrucksvoller Geschlossenheit entwickelten quantitativen Methodologie³.

¹ Zuerst erschienen in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, 1982, 224-253, durchgesehen, unwesentlich geändert und mit ergänzenden Fußnoten versehen 1993. Ungarisch: Kvalitatív társadalomkutatás módszérének vázlata, Szociológiai Figyelő, 3, Budapest 1987, 49-75.

² (Anmerkung 1993). "Qualitativ" wird im Folgenden, besonders aber ab Abschnitt II, als "qualitativ-heuristisch" verstanden und ist so zu lesen. Obgleich qualitativ-hermeneutische und qualitativ-heuristische Forschung sich der gleichen Datenform bedienen und sich dadurch von quantitativen Datenformen unterscheiden, sind die hier vorgestellten entdeckenden Funktionen nur den explorativen, heuristisch forschenden Richtungen eigen, wozu ich auch das Verfahren von Glaser, Strauss (1967) rechne, nicht aber die "deutenden", "interpretativen" Methoden.

³ Für die deutschsprachige soziologische Literatur sei verwiesen auf einen Großteil der Beiträge in dem von König (1973) herausgegebenen Handbuch und die Lehrbücher von Atteslander (1969), Friedrichs (1973), Mayntz, Holm, Hübner (1969), Opp (1976), Koolwijk, Wieken-Mayser (1974-77), für die Umfrageforschung auf Noelle (1963) und auf das DDR-Handbuch von Friedrich, Henning (1975), jeweils mit ausführlichen Literaturangaben. Die einschlägige amerikanische Literatur ist viel umfangreicher. Hier sei lediglich hingewiesen auf die von Neurath (1979) kürzlich zusammengestellte Bibliographie von Lazarsfeld, der für die Entwicklung der quantitativen Methodologie von großer Bedeutung war.

I. Das Verhältnis der qualitativen Sozialforschung zu anderen Forschungsvorfahren

Die sozialwissenschaftlichen Methoden zur Erkenntnis der Umwelt entstehen aus den Alltagstechniken. In ihnen organisieren sich die persönlichen Erfahrungen und die tradierten der Vorgenerationen zu einem Bestand täglich genutzter Strategien. Wir erkennen, bewerten, verändern die Umwelt nach Regeln, die wir gelernt, erfahren und im Gebrauch verändert haben.

Die Alltagstechniken sind das Reservoir für *alle* sozialwissenschaftlichen Methoden. Sie werden aus ihnen entwickelt, durch Ausgrenzung, durch Absonderung aus ihrem Alltags-Zusammenhang, durch Abstraktion. Beispielsweise experimentieren wir mit Subjekten und Objekten im Alltag, wir erzeugen Situationen, die Menschen oder Gegenstände auf eine Probe stellen. Auch das Spiel hat den Reiz des Ausprobierens. Auf wissenschaftlicher Ebene prüfen wir ein Objekt unter kontrollierten Bedingungen in eingegrenzter, auf wenige Aspekte reduzierter Weise. Das wissenschaftliche Experiment ist eine Abstraktion des alltäglichen Experimentierens. Gleiches geschieht mit der Beobachtung. Im Alltagsleben erfahren und erkennen wir die Umwelt nicht nur, indem wir uns mit ihr auseinandersetzen, sondern auch, indem wir sie betrachten. Geschieht das unter kontrollierten Umständen, also unter Ausgliederung vieler und Konzentration auf wenige Aspekte, so nähern wir uns dem Verfahren der wissenschaftlichen Beobachtung. Oder nehmen wir die Technik der Befragung. Sie hat ihren Ursprung im Gespräch, im Dialog, der wechselseitigen Äußerung, aus der die Frage-Antwort-Einheit abstrahiert wird.

Techniken wie das Experimentieren, das Beobachten und das Befragen sind schon relativ komplexe Handlungsabfolgen, die verschiedene Tätigkeiten und Verhaltensweisen in Kombination miteinander erfordern. Es ist einsichtig, daß auch die einfacheren Verfahren, aus denen sie sich konstituieren, Basistechniken des Alltagsverhaltens sind: wie die spontane Aktivität, der Ursprung jeder Veränderung der Umwelt durch den Menschen und also auch des kontrollierten Experiments, oder der Vergleich von zwei Erlebnisinhalten oder -formen, der Ursprung jeder Interpretation qualitativer und quantitativer Art, nicht nur der "vergleichenden Methode", sondern beispielsweise auch des Messens.

Die sozialwissenschaftlichen Verfahren zur Erkenntnis der Umwelt sind also nicht aufgesetzt auf die natürlichen Techniken, ihnen nicht fremd, nicht deduziert aus in sich widerspruchsfreien Gedankengebilden, sondern nach den gleichen Regeln funktionierend wie die natürlichen. Alle Erkenntnisstrategien haben dieselbe, nämlich die *pragmatische* Basis. Ist dem so, so

eröffnet sich die Chance, die sozialwissenschaftlichen Techniken besser zu erkennen und zu handhaben, indem man sie mit ihren Quellen, den Alltagsstrategien, im Zusammenhang sieht. Dann sind die Alltagstechniken die Basis, aus denen sich die qualitativen Verfahren als eine erste, die quantitativen Techniken aber als eine zweite Stufe der Abstraktion entwickeln.

Diese Konzeption führt zu drei Folgerungen. Die erste ist die Behauptung der *Einheit der Methoden*. Wenn alle Verfahren aus den Alltagstechniken entspringen, so gehören sie zusammen und können als Einheit gesehen werden. Anders ausgedrückt: sie stehen miteinander in bestimmter, noch zu untersuchender Beziehung. Dies betrifft sowohl die Verhältnisse der Techniken auf den verschiedenen Abstraktionsebenen, als auch die verschiedenen Techniken selbst, die Befragung, Beobachtung, das Experiment. Greifen wir eine Abstraktionsebene oder Technik heraus, so müssen wir sie als in Beziehung stehend denken zu den anderen Techniken und den anderen Abstraktionsebenen. Es gibt keine spezielle Methodologie für einzelne Verfahren, jede ist Teil einer umfassenden Methodologie für alle Verfahren. Es gibt auch keine speziellen Prüfmethode, die einem bestimmten Verfahren oder nur solchen eines bestimmten Abstraktionsgrades angemessen wären, jedes Verfahren ist Teil einer wissenschaftlichen Prüfung im allgemeinen, auf die speziellen Bedingungen des Verfahrens angewandt.

Die These von der Einheit der Methoden besagt nicht, daß alle Verfahren gleich sind, gleich behandelt werden dürfen oder sich gleichen Beurteilungskriterien zu unterwerfen haben (Einheit wird nicht als Uniformität verstanden), sondern daß alle Verfahren miteinander in bestimmter, erforschbarer Beziehung stehen, daß es also ein "System" der Methoden gibt.

Trifft dies zu, dann kann man, nach Aufdeckung ihrer Bezüge, z.B. die bekannten Forschungstechniken auf ihre Vollständigkeit prüfen. In der Tat finden sich "Lücken". Die wichtigste ist das Fehlen der Kenntnis der Technik des "qualitativen Experiments", das sich in charakteristischer Weise von dem vergleichbar gut erforschten quantitativen Experiment unterscheidet. Ich hoffe, gelegentlich darüber berichten zu können⁴. Dagegen haben Befragung, Beobachtung, Analyse verbaler und nicht-verbaler Äußerungen ihre bekannten Entsprechungen sowohl auf qualitativer als auch quantitativer Ebene.

Die zweite Folgerung ist die Behauptung der *Abfolge der Verfahren*. Wenn die Alltagsstrategien die Quelle der sozialwissenschaftlichen Techniken sind, dann sind sie auch "früher" als die Verfahren, die durch Ausgliederung und Abstraktion aus ihnen entstanden sind. Und wenn die qualita-

⁴ Anmerkung 1993). Dies ist 1986 geschehen.

tiven Verfahren einen geringeren Abstraktionsgrad besitzen als die quantitativen, dann sind sie "früher" als diese⁵. Die These von der Abfolge der Verfahren besagt, daß aus den Alltagstechniken durch Abstraktion die qualitativen Verfahren entstanden sind, bzw. entstehen können, und aus diesen die quantitativen, und daß diese Abfolge zwingend ist. Sie widerspricht der Behauptung, daß es sinnvoll sei, sich die sozialwissenschaftlichen Verfahren etwa aus der formalen Logik abgeleitet zu denken, oder die qualitativen aus den quantitativen. Die abstrakteren Methoden sind nicht der Maßstab für die konkreteren, die gleichzeitig die komplexeren sind, sondern sie sind aus ihnen hervorgegangen.

Dies impliziert, daß eine wissenschaftliche Behandlung eines Themas mit Techniken zu beginnen hat, die mit niedrigerem Abstraktionsgrad aus den Alltagstechniken entstanden sind, nicht mit solchen eines hohen Abstraktionsniveaus. Qualitative Forschung ist demnach in der Forschungspraxis auch "früher" als quantitative anzusetzen. Sie muß in jedem Fall der quantitativen Forschung vorausgehen, braucht aber nicht von ihr gefolgt zu werden. Wenn sie einen Gegenstand erklärt, so hilft eine Quantifizierung nicht; erklärt sie ihn nicht, so kann quantitative Forschung den Fehler auch nicht ausgleichen. Qualitative Analysen können also ohne Quantifizierung auskommen. Das Umgekehrte ist nicht der Fall. Die quantitative Forschung braucht die Vorstufe der qualitativen, ohne die sie Gefahr läuft, Sinnlosigkeiten zu produzieren, deren Vermeidung ja gerade die Aufgabe der qualitativen Forschung ist.

Drittens folgt aus der These von der Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Verfahren der Erkenntnis aus den Alltagstechniken die Behauptung

⁵ "Früher" ist im logischen Sinne gemeint: ein niedrigerer Abstraktionsgrad liegt vor einem höheren. Damit auch im genetischen Sinne: aus dem niederen geht der höhere hervor. Nicht behauptet wird eine historische Abfolge, obwohl es wahrscheinlich ist, daß Menschen sich früher mit Qualitäten als mit Zählen und Messen befaßt haben. Hegel setzt, "abweichend von der gewöhnlichen Aufführung der Kategorien", in seinem System Qualität eindeutig vor Quantität (Hegel 1969, 80).

Die Auffassung von der logischen Folge der Verfahren steht nicht im Gegensatz dazu, daß in der empirischen Praxis bei komplexen Forschungsverläufen ein Wechsel zwischen qualitativen und quantitativen Erhebungsmethoden erfolgen kann: zunächst qualitativ, dann Quantifizierung, dann wieder qualitativ, um Unverständliches zu klären, was wieder zur Quantifizierung führt, usw. Diese "Dialektik", wie Lazarsfeld sagt (König, Stehr 1976, 805), ist tatsächlich ein Vor und Zurück bei der Quantifizierung; stellt es sich heraus, daß die Instrumente schlecht messen und Unverständlichkeiten produzieren, dann war der Sachverhalt von Anfang an schlecht aufgeklärt.

des *Gegensatzes* zwischen den qualitativen und quantitativen Verfahren. Sie unterscheiden sich nicht nur dadurch, daß sie verschiedenen Abstraktionsebenen zugehören. Sondern sie unterscheiden sich gleichzeitig durch die Art der Abstraktion aus den Alltagstechniken. Im Alltag erkennen wir die Umwelt, indem wir Sinneseindrücke miteinander vergleichen und dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede feststellen. Vereinfacht ausgedrückt abstrahiert die qualitative Sozialforschung die Technik des Vergleichs auf *Gemeinsamkeiten*, die quantitative die des Vergleichs auf *Unterschiede* aus den Alltagsverfahren. Genauer betrachtet ist zu berücksichtigen, daß diese Abstraktion ein Prozeß ist, so daß es richtiger ist zu sagen: die qualitative Sozialforschung arbeitet in *Richtung* auf das Erfassen von Gemeinsamkeiten, die quantitative in *Richtung* auf das Erfassen von Differenzen. Jede Aktivität enthält den jeweils anderen Aspekt ebenfalls, aber in ganz unterschiedlicher Form, so daß hinter der scheinbaren Symmetrie der Verfahren ihr Gegensatz erkennbar wird: die qualitative Sozialforschung analysiert die Gemeinsamkeiten von zwei oder mehr Gegebenheiten, indem sie die Unterschiede zwischen ihnen überwindet. Die quantitative erfaßt Unterschiede dadurch, daß Gemeinsamkeiten als Basis für den Vergleich festgesetzt werden. Deswegen sind die Zielsetzungen der beiden Forschungsarten verschieden: Aufdeckung von Bezügen dort und Messen unterschiedlicher Ausprägungen schon bekannter Bezüge hier. Ihre Techniken und Strategien unterscheiden sich dementsprechend: die Forschungsplanung, die Definition des Gegenstandes, die Auffassung von der Rolle des Forschers, die des Samples, die Untersuchungsinstrumente, die Analyse- und Prüfverfahren. In ihrer reinen Form sind die qualitativen das genaue Gegenteil der quantitativen Verfahren, durch Widersprüchlichkeit von ihnen unterschieden, aber eben dadurch gleichzeitig mit ihnen verbunden⁶.

II. Das Ziel der qualitativen Sozialforschung

Qualitative Sozialforschung ist die Herauslösung und Systematisierung der Entdeckungs-Techniken aus den Alltagsverfahren. Ihre Hilfswissenschaft ist deswegen die *Heuristik*.

⁶ Die Auffassung über das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Sozialforschung geht über die sowohl-als-auch-Position hinaus, die Mohler (1981) vertritt. Ich stimme zu, daß man beide Verfahrensweisen verwenden sollte, betone aber die Abfolge der Verfahren, die zur Einheit der Verschiedenartigkeit führt und es ermöglicht, die jeweiligen "Stärken" und "Schwächen" zu optimieren.

In der Soziologie hat die Heuristik bisher praktisch keinen Eingang gefunden, was u.a. zum Mangel an Kenntnissen über die Grundlagen der qualitativen Sozialforschung beiträgt⁷. Dagegen gibt es in der empirischen Psychologie, besonders der kognitiven, eine heuristische Tradition, wenn man "Problemlösung" als heuristisches Anliegen ansieht. Paul Lazarsfeld hat auf die Wichtigkeit der Würzburger Schule der Denkpsychologie (Oswald Külpe, Karl Marbe, Karl Bühler, Narziss Ach, Otto Selz u.a.), für die empirische Erforschung von Denken und Handeln hingewiesen (Lazarsfeld 1972). Ebenfalls von großer Bedeutung ist die Gestaltpsychologie; zu nennen sind sowohl die Richtungen, die sich mit Wahrnehmungsproblemen, als auch die, die sich mit Denk- und Entscheidungsprozessen befassen (Duncker 1974, Köhler 1971, Lewin 1955). Die "kognitive Wende" in der Psychologie der 60er Jahre hat den Boden bereitet für die empirische Untersuchung von Heuristiken⁸.

Die psychologische Heuristik ist für Soziologen nicht deshalb wichtig, weil sie Lösungsmethoden für bestimmte Denkprobleme anbietet - die Aufgabenstellung ist für Psychologen eine andere als für Soziologen - sondern weil sie Problemlösungsprozesse selbst untersucht und deswegen Grundlagen schafft auch für eine soziologische Heuristik.

Es muß allerdings angemerkt werden, daß dieses bisher nicht zur Entwicklung einer Methodenlehre für qualitative Sozialforschung in der Psychologie geführt hat, wo, so weit ich die Literatur überblicke, derzeit die Be-

⁷ Für die empirische betriebswirtschaftliche Forschung wird der heuristische Ansatz von Kubicek (1977) gefordert, der sich über die mangelnde Effektivität sozialwissenschaftlicher Verfahren in der Betriebswirtschaft beschwert. Seine theoretische Argumentation liegt auf der Linie meiner eigenen.

⁸ Einflußreich war das Buch von Miller, Galanter und Pribram (1960, deutsch 1973), das erstens den in dieser Zeit stark diskutierten Begriff des "Images" ("Bild", für Soziologen schon seit Simmels erstem Apriori verfügbar, Simmel 1958, 24, zuerst 1908) und zweitens den Begriff des "Plans" verwandte. Von den neueren Autoren ist besonders Dörner (1979) zu nennen, der über die traditionelle Auffassung der Problemlösungs-Problematik hinausgeht, während Bromme und Hömberg (1977) vornehmlich die einschlägige Literatur vorstellen. Die Forschungsrichtung postuliert die Notwendigkeit der Entwicklung einer Wissenschaft zur Entdeckung von Neuem, leidet jedoch meiner Meinung nach unter der einseitigen Fixierung auf quantitative Methoden und datenverarbeitende Maschinen, sowie einer zu engen Definition der "Probleme", die gelöst werden sollen. In diesem Zusammenhang ist ein Hinweis auf den "informations-theoretischen" Ansatz von Newell und Simon (1972) angebracht und auf die in der DDR entwickelte "systematische Heuristik" von Müller (1970).

schäftigung mit quantitativer Methodik vorherrscht, von gewissen psychoanalytischen und psychotherapeutischen Richtungen abgesehen.

Tatsächlich müßte der Entwurf einer qualitativen Methodologie für die Psychologie denselben hier beschriebenen Verfahren folgen, nur daß als "Gegenstand" der Gegenstand der Psychologie eingesetzt würde, also der einzelne Mensch in seinen Bezügen, nicht ein sozialer Sachverhalt.

Das Verhältnis der qualitativen Sozialforschung zur *Hermeneutik* ist differenzierter. Die philosophische Hermeneutik, obgleich (nach der Positionsbeschreibung durch Hans-Georg Gadamer) mit geisteswissenschaftlicher Methodik nicht befaßt (1975, Vorwort), liefert doch Beiträge zur qualitativen Methodologie. Seine Behandlung der Offenheit der Frage oder des hermeneutischen Zirkels sind für den qualitativen Sozialforscher unmittelbar nützlich. Dagegen können jene hermeneutischen Richtungen, die sich, in der Dilthey-Nachfolge⁹, als Kunstlehren betrachten, ähnlich wie die der "Einfühlungs"-Theoretiker des Verstehens, den methodischen Ansprüchen einer entwickelten Sozialwissenschaft nicht genügen. Die angewandte theologische, juristische, philologische und historische Hermeneutik begreift sich, legitimerweise, auch als Verfahren zur Wiederherstellung eines verfälschten oder zur Interpretation eines zunächst unverständlichen Textes, der einer Exegese bedarf. Dies ist nicht eigentlich das Problem der qualitativen Sozialforschung. Sie will nicht deuten, entschlüsseln oder originale Zusammenhänge restaurieren, sondern Neues finden. Ihr Gegenstand ist die in ihren Verbindungen und Bezügen unentdeckte soziale Realität, nicht ein bereits - aber möglicherweise falsch - interpretiertes Gebilde. Qualitative Sozialforschung ist im Kern keine Deutungskunst, sondern ein Entdeckungs-Verfahren¹⁰.

⁹ (Anmerkung 1993). Dilthey bezog sich bei seinem Vorschlag, die Hermeneutik als Grundmethode der Geisteswissenschaften zu etablieren, auf Schleiermacher. Der Hermeneutikbegriff beider Autoren ist jedoch verschieden. Für Dilthey ist Hermeneutik die "Kunstlehre des Verstehens schriftlich fixierter Lebensäußerungen" oder die "Kunstlehre der Auslegung von Schriftendenkmälern"; ihre "vollkommenste Handhabung" ist durch die "Genialität des Auslegers" bedingt (1900, 320, 332, 333). Schleiermachers Hermeneutikbegriff ist kritisch (1838, "Hermeneutik und Kritik") und wird ergänzt durch Dialektik, deren einer Teil die Heuristik ist (1811-1837, rekonstruiert 1942). Das hier vorgetragene Verfahren der qualitativen Heuristik steht Schleiermachers Entwurf nahe, mit Diltheys Hermeneutik hat es nahezu nichts gemeinsam.

¹⁰ Beispiele für die Anwendung der Hermeneutik im Bereich der Philosophie: Habermas (1970), in der Literatur: Nassen (1979), in Verbindung mit Psychoanalyse: Leithäuser, Volmerg (1979), in der sozialwissenschaftlichen Theoriegeschichte: Bau-

Es wird behauptet, die qualitative Sozialforschung sei die eigentliche Entdeckungs-Methode der empirischen Sozialforschung. Das besagt nicht, die Alltagstechniken oder die quantitative Sozialforschung seien ungeeignet zu Entdeckungen. In gewissem Sinne sind alle Forschungsverfahren auf die Erfassung neuer Informationen ausgerichtet. Aber die qualitative Sozialforschung entdeckt auf systematischere Weise als dies im Alltag geschieht, und sie entdeckt in grundlegenderer Form als die quantitative Sozialforschung. Qualitative Techniken sollen dem Forscher unbekannte, von ihm auch nicht vermutete Beziehungen aufdecken. Quantitative Verfahren, sofern sie nicht nur anhand vom Forscher vorgegebener Dimensionen messen, sondern Daten multivariat gruppieren, wie bei Cluster- oder Faktorenanalysen, können das vom Forscher entwickelte Instrumentarium nicht überspringen, sie bleiben in seinen Grenzen. Insofern ist quantitative Sozialforschung mehr "beschreibend" als entdeckend, weil sie Daten innerhalb eines vorgegebenen Kategorienschemas liefert und nicht das Kategorienschema selbst¹¹.

Daraus widerlegt sich die gelegentlich aufgestellte Behauptung, die Exploration durch qualitative Sozialforschung sei nur hypothesenfördernd, Hypothesen aber müßten "überprüft" werden: entdeckte Zusammenhänge sind nur durch andere Entdeckungsverfahren zu prüfen. Gefundenes kann freilich durch Meßverfahren mit vorgegebenen Variablen, wenn auch mit höherem Abstraktionsgrad, *abgebildet* werden.

Qualitativ erforschte Ergebnisse werden also qualitativ, nicht quantitativ geprüft. Daß quantifizierte Daten aber auch als Ausgangspunkt für die Entdeckung von Zusammenhängen dienen können, unter Bedingungen, wie sie

mann (1978).

(Nachtrag 1993). Im Aufsatz von 1982 hatte ich zur "objektiven Hermeneutik" von Oevermann und Mitarbeitern (1979) geschrieben: " ... ist eine empirische Technik, die meines Erachtens einen Beitrag zur qualitativen Methodik leistet. Sein Ansatz ist einer der wenigen neuen, der die qualitative Methodik im Prinzip voranbringt." Hier bin ich in der Zwischenzeit kritischer geworden, nachdem die Methode besser erklärt ist: ich sehe jetzt einen deutlichen Unterschied zwischen Heuristik und Hermeneutik, das Oevermannsche Verfahren eingeschlossen, das auch ein Deutungsverfahren ist, keine Entdeckungsmethode. Natürlich war und ist eine Diskussion über qualitative Methoden nützlich - in dieser Hinsicht bestätige ich meine frühere Beurteilung.

¹¹ Über die "explorative" Verwendung von quantitativen Daten mit Hilfe statistischer Methoden siehe Tukey (1977). (Anmerkung 1993). Quantitative Informationen wurden heuristisch zur Rekonstruktion von "Lebenswelten" verarbeitet von Krotz (1990).

später aufgeführt werden, widerspricht dem nicht: alle Arten von Daten können Ausgangspunkt einer Entdeckungsstrategie sein.

Was will qualitative Sozialforschung entdecken? Sie entdeckt Beziehungen, Verhältnisse, Verbindungen, Bezüge, Relationen. Damit kommen wir auf den *Strukturbegriff*, wie er für qualitative Forschung verwendet werden sollte.

Er ist ein rein relationaler. Scheinbar besteht unsere Umwelt für uns aus Gegenständen, Personen, Umständen, zwischen denen Verbindungen existieren: zwei Menschen sind durch das Verwandtschaftsverhältnis Vater-Sohn, zwei andere durch das Herrschaftsverhältnis Herr-Knecht miteinander verbunden; oder eine Person mit einem Gegenstand durch das Besitz-Verhältnis, das die Person in einen Besitzer, das Objekt in einen Besitz verwandelt. Die Triade von mindestens zwei Gegebenheiten und einer Beziehung zwischen ihnen, die sie in Verbindung bringt, ist nur scheinbar. Tatsächlich *ist* der Gegenstand die Beziehung. Verschwindet das Verwandtschaftsverhältnis Vater-Sohn, so verschwindet mit ihm sowohl der "Vater", als auch der "Sohn", es gibt den einen nicht ohne den anderen. Das heißt, die Menschen *sind* die Relation. Nehme ich das Herrschaftsverhältnis weg, so verschwindet der "Herr" und auch der "Knecht". Gleiches geschieht mit dem Besitzverhältnis. Man kann auch sagen, Beziehungen manifestieren, konkretisieren, materialisieren oder vergegenständlichen sich in Personen und Objekten, oder noch anders: die Struktur objektiviert sich. Ziel der qualitativen Sozialforschung ist es dann, die scheinbar festen Objekte in Relationen aufzulösen¹².

Der Strukturbegriff berührt sich mit dem des "*Systems*", denn Relationen sind begrenzt auf bestimmte Bereiche, räumlich und zeitlich. Sie haben beschränkte Existenz, die jeweils Gegenstand der Forschung ist. Die Systembereiche sind nicht a priori definiert, wie in den "*Grand Theories*" (Mills 1959), sondern jeweils durch Forschung zu entdecken. Es ist auch nicht festgelegt, daß soziale Tatsachen durch soziale, ökonomische nur durch ökonomische, psychologische durch psychologische zu erfassen sind, wie auch nicht, daß ideologische immer auf ökonomische zurückgeführt werden

¹² Dieser Gegensatz entspricht der Zurückführung von "Erscheinung" auf "Wesen", wenn man Erscheinung als "Daten" und Wesen als "Relation" oder "Struktur" operationalisiert. "Manifest" und "latent", beides in der Diskussion um qualitative und quantitative Inhaltsanalyse gebrauchte Ausdrücke, kann man dem zuordnen. "Bedeutung" interpretiert sich auf Basis der hier verwandten Strukturbegriffs als Bezug einer bestimmten Erscheinung auf das Verhältnis aller Erscheinungen eines Systems, seines Wesens oder seiner (latenten) Struktur.

müssen. Dies bleibt jeweils der Erforschung des Einzelfalles überlassen.

Faßt man das Ziel der qualitativen Sozialforschung als systematisierte Entdeckung von Relationen oder Strukturen, so wird qualitative Sozialforschung als soziale *Diagnostik* verstanden. Diagnose, nicht Beschreibung von Symptomen ist also ihr eigentliches Anliegen. Dieses Ziel zu erreichen, muß sie Methoden entwickeln, und an ihm muß sie gemessen werden. Daß der Diagnose eine Therapie, der Erkenntnis also Handeln folgt, ist eine naheliegende Folgerung, geht über die Möglichkeiten dieser speziellen Forschungstechnik aber hinaus.

Nach ihren diagnostischen Fähigkeiten befragt, zeigt sich sogleich, daß dieser Aspekt in sehr unterschiedlicher Weise in den einzelnen Sozialwissenschaften ausgeformt ist. In der Psychologie gibt es eine "Diagnostik", als eigene Sparten in der klinischen Psychologie, die durch die medizinische Diagnostik beeinflusst ist und in verschiedenen angewandten Psychologien, wie der Arbeits- oder Schulpsychologie (Eignungsdiagnostik). In der Soziologie scheint nicht nur der Ausdruck, sondern das Konzept selbst zu fehlen. Derzeit hat die medizinische und die klinisch-psychologische Diagnostik noch einen gewissen Vorbildcharakter für die soziologischen Bemühungen auf diesem Gebiet¹³.

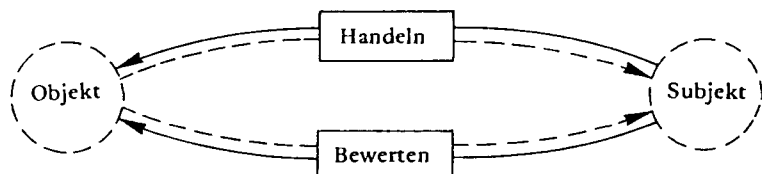
"Soziale Indikatoren" können zu einer Systematisierung und besseren Überschaubarkeit von Symptomen beitragen, wie die Fiebertabellen, *sind* aber noch nicht die Analyse. Man muß hier die Gefahr vermeiden, von solchen "Indikatoren" mechanisch auf jeweils zugehörige "Ursachen" zu schließen, ähnlich wie bei den Traumbüchern, die Träume anhand eines Wörterbuchs deuten. Die Analogie zur medizinischen Diagnostik darf nicht zu weit getrieben werden. Soziale Diagnostik, in der Zusammenhänge von Symptomen erst gefunden werden müssen, unterscheidet sich von einer Diagnostik, in denen Strukturen - wie "Krankheitsbilder" - schon zum großen Teil bekannt sind. Dort wird die Entdeckung von Zusammenhängen gefordert, hier hauptsächlich die Zuschreibung von Symptomen zu schon entdeckten Strukturen. Möglicherweise wird sich das Gewicht auch in der Sozialdiagnostik mit der Zeit in diese Richtung verschieben.

Natürlich darf man auch "Diagnostik" nicht mit "Diagnostik von Krankheiten" gleichsetzen, ein ohnehin schwankender und zur Erklärung gesellschaftlicher Zusammenhänge nicht geeigneter Begriff. Die Forderung nach einer soziologischen Diagnostik ist nur eine andere Weise, die Entwicklung einer Entdeckungsmethodik für soziale Zusammenhänge zu verlangen.

¹³ Gemeint ist besonders die neuere, symptom- oder problemorientierte medizinische Diagnostik, etwa Hegglin (1972), Friedmann (1975).

III. Vier Regeln für qualitative Sozialforschung

Die Entdeckungs-, Such- oder Findestrategie basiert auf vier Regeln, die anhand eines einfachen Modells erläutert und begründet werden sollen.



Das Grundverhältnis ist das zwischen Subjekt und Objekt: dem suchenden Forscher und dem gesuchten Gegenstand. Der Forscher will eine noch unbekannte Gegebenheit finden. Dazu bedient er sich zweier Handlungsstrategien, die analytisch getrennt werden können: zum einen *tut* er etwas, er handelt im engeren Sinne, greift in das Raum-Zeit-Geschehen, es verändernd, ein, erzeugt durch Aktion Reaktionen. Zum anderen *beurteilt* und bewertet er diese Reaktion, um danach sein Handeln neu zu steuern (daß er hierzu auch noch eine "Speicherkapazität" für Informationen benötigt, ist ein psychologisches Faktum, das uns hier nicht zu beschäftigen braucht). Indem das Subjekt - das natürlich nicht isoliert, sondern als Teil eines sozio-kulturellen Umfeldes gesehen werden soll - handelnd und Informationen bewertend agiert, sucht es den Gegenstand und nähert sich ihm, um ihn zu finden. Alle Bereiche stehen miteinander in enger Beziehung, sie bestimmen einander und sind voneinander abhängig, durch Aktion und Reaktion, Tätigkeit und Wirkung, Informationserstellung und -verarbeitung, wenngleich der Suchprozeß natürlich vom Subjekt ausgeht und das Objekt gefunden wird. Oder das Gesuchte wird nicht gefunden. Dann entsteht Ratlosigkeit, weil nicht bekannt ist, warum das erwartete Ergebnis nicht erzielt wird: ob die gesuchte Gegebenheit gar nicht existiert, oder ob nur die Suchmethoden unangemessen sind. Bis ein neuer Anlauf unternommen wird etc.

Der Prozeß wird analytisch aufgeteilt, wie im Suchmodell angegeben, weil dann die Regeln besser exemplifiziert werden können, die jede der vier Instanzen und Handlungsrichtungen betreffen. Die Regeln sind Abstraktionen von Verhaltensweisen und Tätigkeiten, die im Alltag auch verwendet werden.

Regel 1 über das Subjekt, den Forscher:

Das Vorverständnis über die zu untersuchende Gegebenheit soll als vorläufig angesehen und mit neuen, nicht kongruenten Informationen überwunden werden.

Die Regel besagt, daß wir für Informationen, die mit dem Gegenstand der Untersuchungen im Zusammenhang stehen oder von ihm ausgehen, offener sein sollen als für unsere eigene Ansicht über ihn. Es ist falsch zu glauben, wir könnten den Suchprozeß mit einer "tabula rasa" beginnen, gewissermaßen vorurteilslos. Wir müssen den Weg der Überwindung des Vorverständnisses gehen, und zwar im Prozeß des Forschens. Dies geschieht, indem wir unser Wissen und unsere Ansichten über den Gegenstand, das was wir von ihm kennen, über ihn glauben, von ihm erfahren haben, als Vor-Verständnis oder Vor-Urteil akzeptieren, aber diese Kenntnis als disponibel, veränderbar, überwindbar, als vorläufig auffassen, also offen sind für neue Informationen¹⁴.

Das ist schwieriger, als es den Anschein hat. Menschen tendieren zum Egozentrismus, ihre Identität wird gefährdet, stellen sie Teile ihres Wissensbestandes infrage. Dies ist auch einer der Gründe, weshalb es Zeit braucht, bis neue, mit den bisherigen Ansichten nicht kongruente Mitteilungen akzeptiert werden können.

Die Regel betrifft die Einstellung zu und den Umgang mit neuem Wissen im Vergleich zum bisherigen, die "Offenheit" für neue Informationen, also solche, die anders sind als die bisherigen (zum Prinzip der "Offenheit" siehe Gadamer 1975, 344 f., und Hoffmann-Riem 1980).

Um die psychische Bereitschaft zu ihrer Akzeptanz zu fördern, können Techniken angewandt werden, von denen einige hier gestreift werden sollen. Es sind meistens Vermeidungs-Strategien. Es hilft nichts, die eigene Position dadurch zu verfestigen, daß man eingangs den Standpunkt definiert, von dem aus man einen Gegenstand betrachten will. Es hilft auch nichts, sich eine in der Literatur behandelte bestimmte Position zu eigen zu machen. Die Chancen sind dann gering, über das bereits Bekannte hinaus, etwas Neues zu entdecken. Glaser und Strauss empfehlen, zunächst überhaupt auf Literatur-

¹⁴ Hier liegt der Ansatz zur Bestimmung der vorurteilsvollen Persönlichkeit, die nicht als Person mit falschen oder stereotypen Ansichten verstanden werden sollte, sondern als solche, die nicht bereit ist, ihr Vorverständnis zu überwinden, wenn bessere Informationen verfügbar sind. Einer starren Fassung des Begriffs, die in der einschlägigen Literatur vorherrscht, steht also die prozessuale gegenüber. Vergleiche auch Rokeach (1960) und Gadamer, der das Vorurteil positiv faßt (1975, 250-275).

studium zu verzichten (Glaser, Strauss 1979, 37). Ich halte es nur dann für nützlich, sich zu Beginn einer Projektarbeit mit Literatur vertraut zu machen, wenn das Literaturstudium möglichst extrem unterschiedliche Positionen einbezieht, die Verunsicherung des Forschers also fördert. Die Neigung, sich mit dem Gegenstand selbst, nicht sich mit Literatur über ihn zu beschäftigen, wird dadurch gestärkt. Erreicht man nach dem Literaturstudium den Status "ich weiß, daß ich nichts weiß", dann ist dies die beste Ausgangslage. Die des "Experten" ist die schlechteste.

Generell wird also Offenheit des Forschers gegenüber dem Gegenstand gefordert. Dies betrifft nicht nur seine Einstellung, seine Motivation, sondern auch die Forschungsinstrumente, derer er sich bedient. Es ist klar, daß etwa eine "Frage" an oder über den Gegenstand nicht Antwortkategorien enthalten soll, die vom Forscher, nicht vom Gegenstand stammen. Erlaube ich einem potentiellen Informanten nur, mit ja oder nein auf meine Frage zu antworten oder Intensitäten auf einer von mir vorgegebenen Skala anzugeben, so kann ich nicht erwarten, etwas zu erfahren, was über mein eigenes Bezugssystem hinausreicht. Dies ist die Begründung für die Verwendung der "offenen Frage" in der qualitativen Sozialforschung. Sie soll dem Befragten Gelegenheit geben, unter möglichst geringem Bezug auf meine Frage, die ihm selbst wichtig erscheinenden Themenbereiche anzusprechen. Oftmals ist es dazu nützlich, die Frageformulierung durch umschreibende Ausdrücke flexibel zu machen, so daß sich der Befragte aussuchen kann, welchen Teil der Frage er beantworten will¹⁵.

¹⁵ Offene Fragen sind dann gut, wenn sie etwas vom Gegenstand einfangen. Dazu sollte man ihn schon etwas kennen. Offene Fragen müssen gegenstandsspezifisch sein. Beispiele für offene Fragen aus Fragebogenerhebungen: "Sprechen wir einmal über xy. Wie könnte man xy charakterisieren, was ist das Besondere, das Auffällige?" - "Was ist gut und positiv an xy? Was weniger positiv?" - "Bitte erzählen Sie mir eine Geschichte, in der xy vorkommt, erlebt oder ausgedacht: wie sie anfängt, was dann folgt und wie sie endet." - "Schildern Sie ihre Erfahrungen mit xy, die Sie selbst gemacht, oder von denen Sie gehört haben." "Wie kann man xy einteilen (unterteilen, gliedern)?" etc.

Beispiel für offene Fragen bei Beobachtung sozialer Situationen: "Beschreiben Sie den Handlungsablauf, wie er beginnt, was dann folgt, wie er endet". "Beschreiben Sie eine Person, was sie tut und sagt". "Beschreiben Sie die Umstände der Handlung, wann, wo, unter welchen Bedingungen sie stattfand". "Beschreiben Sie eine Person, wie sie aussieht, gekleidet ist, spricht, wie sie sich benimmt, was Besonderes an ihr ist". Fragen bei der Analyse der Protokolle: "Wie kann man die beobachteten Personen einteilen, welche gehören zusammen und warum?". "Um welche Themen, Anlässe dreht sich die Handlung?". "Wem nützt die Handlung und warum?". "Was

Die für qualitative Forschung nötigen Einstellungen und Strategien des Forschers sind völlig entgegengesetzt den hypothesenprüfenden Verfahren der quantitativen Sozialforschung. Hier ist der Forscher in der Rolle des Experten, der die Literatur und seine eigene Position kennt und eine Hypothese über den Gegenstand präzise und unmißverständlich formulieren kann, die dann operationalisiert wird durch Umformung in eindeutig verständliche, möglichst "geschlossene" Fragen und idealerweise metrische Skalen, von denen man weiß, was sie messen. Der Experte prüft die Hypothese und entscheidet nach bestimmten Kriterien, ob sie falsifiziert oder nicht falsifiziert werden kann. Hat der Forscher die qualitative Phase übersprungen, kennt er die Struktur des Gegenstandes also nicht, so entsteht das Problem, daß der Experte, mit möglicherweise großem Aufwand, nur sein eigenes Vorverständnis über den Gegenstand testet und nichts Neues über ihn erfährt. Die Aufforderung zur Überwindung des eigenen Vorverständnisses durch Offenheit gegenüber dem Gegenstand ist in Übereinstimmung mit dem *Verstehens*-Begriff, so wie er für qualitative Forschung als angemessen erscheint. Wenn das Ziel der Forschung, wie vorher beschrieben, die Entdeckung von Strukturen ist, dann ist "Verstehen" die Anpassung der epistemischen Struktur des Forschers an die gefundene, erforschte des Gegenstandes. Das "Aha-Erlebnis", in der Psychologie beschrieben, entsteht als Zeichen der Übereinstimmung des durch den Forschungsprozeß veränderten eigenen Vorverständnisses über den Gegenstand mit der durch die Forschung entdeckten Struktur des erforschten Objektes. Diese Veränderung ist der Verstehensprozeß, durch ihn wird das Vor-Verständnis zum Verständnis¹⁶.

drückt die beobachtete Person durch ihre Haltung aus, durch den Gesichtsausdruck, die Hände, die Kleidung, etc.". "Welche außergewöhnlichen Mitteilungen gibt es?"

Beispiele für offene Fragen bei "Beobachtung" von Texten: "Welche Hauptpersonen gibt es? Welche Nebenpersonen? Wie werden sie charakterisiert?" - "Welche Situationen werden geschildert und wie?" - "Welche Handlungsabläufe gibt es: Beginn, Verlauf, Ende?" - "Welche Gegenstände (Sachverhalte, Umstände) werden geschildert und wie?" - "Wie gliedert sich der Text und warum?" - "Welche Teile (Themen, Beschreibungen) kommen häufiger vor und wie?" - "Welche Teile (Sätze, Worte) sind hervorgehoben und wie?" - "Wie ist die rhythmische (klangliche, sprachliche) Abfolge?" - "Was ist besonders auffallend am Text und womit steht das im Zusammenhang?" etc.

¹⁶ "Verstehen" im hier beschriebenen Sinne ist Erkennen der Struktur eines Untersuchungsgegenstandes durch *Erforschung* der Bezüge und Relationen seiner Erscheinungsformen, nicht durch "Einfühlung".

Regel 2 über das Objekt, den Gegenstand:

Der Gegenstand ist vorläufig, er ist erst nach erfolgreichem Abschluß des Findungsprozesses ganz bekannt.

Die Regel geht von dem Umstand aus, daß wir einen gesuchten Gegenstand oder seine zeitliche oder räumliche Lage zu Beginn des Suchens noch nicht kennen. Sie besagt, daß wir den Gegenstand gleichwohl, aber vorläufig, definieren. Eine "offene" Bestimmung ist dabei nützlicher als eine enge, da der "eigentliche" Gegenstand ja nicht bekannt ist: "Wir wollen XY untersuchen", "wir vermuten irgend eine Besonderheit bei Z", etc.

Die Vagheit oder Vorläufigkeit bei der Bestimmung des Gegenstandes zu Beginn der Forschung entspricht der Unsicherheit, die der Forscher zu Beginn der Arbeit seinem Vorverständnis entgegenbringt. Beides dient dazu, den Forscher "offen" zu halten für Hinweise auf den Gegenstand, für Spuren von ihm, für das Erkennen von Bezügen, die zur Aufdeckung seiner Struktur führen. Er muß es bleiben während des Forschungsprozesses, denn im Verlauf der Arbeit kann sich der Gegenstand verändern gegenüber der vorläufigen Annahme, und er wird, kann der Prozeß erfolgreich abgeschlossen werden, erst am Ende seine wahre Gestalt zeigen. Die Regel besagt also, daß man der Veränderung des Gegenstandes in der Sicht des Forschers, die durch den Forschungsprozeß eintritt, folgen soll, weil dies wegführt vom Vor-Verständnis, das zu seiner Findung nicht ausreichend war. Das Objekt kann sich im Forschungsprozeß thematisch verändern. Ein zunächst gewähltes Thema kann auch einfach verschwinden und an seiner Stelle kann ein anderes erscheinen. Oder die Breite und Weite seiner Bezüge verändern sich. Es kann sich als Teilproblem eines viel umfassenderen Zusammenhanges herausstellen, der die eigentliche Thematik darstellt oder außer dem zunächst untersuchten auch eine Reihe von Teilproblemen umfassen, die bisher vielleicht noch nicht in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit gerückt wurden. Oder es wird aus dem bisherigen Zusammenhang gelöst und einem anderem Themenbereich zugeordnet. Oder schließlich: es kann als bisher unbekannte Gegebenheit erstmalig beschrieben werden. Die klassischen Untersuchungen, etwa der Chicago-Schule, liefern Beispiele dafür. Indem die Struktur eines Objektes entdeckt wird, werden auch die Grenzen der Struktur bestimmt, das "System" erscheint und gibt sich gegenüber seinem vorläufigen Bild als anders zu erkennen. Dieses "Andere" ist das Neue.

Während der Gegenstand im Prozeß der qualitativen Forschung erst entsteht, muß er bei quantitativem Ansatz bereits bestimmt sein, damit man ihn testen, messen und quantitativ charakterisieren kann. Quantitative Forschung beginnt deswegen, in Umkehrung des Vorgehens bei qualitativer Forschung, üblicherweise mit der Definition des Gegenstandes.

Regel 3 über das Handeln:

Der Gegenstand soll von "allen" Seiten angegangen werden. Regel der maximalen strukturellen Variation der Perspektiven.

Die Regel besagt einfach, man solle einen Gegenstand von allen Seiten betrachten, betasten, erleben, um ihn "richtig" d.h. nicht einseitig zur Kenntnis zu nehmen. Wir tun das mit neuen Gegenständen, Kinder tun das mit Spielzeug, das auch zerlegt, wieder zusammengesetzt, auf verschiedene Weise belastet wird. Auch junge Tiere "spielen" mit dem eigenen Körper, Raubtiere mit der Beute, usw. In allem steckt Erkenntniswert.

In der seriösen Journalistik wird eine einseitige Berichterstattung geringgeschätzt, obwohl die Satire und die Polemik - einseitig aber zutreffend - gegenüber der Verfälschung ihren Platz behaupten. Die Gegenrecherche gilt als journalistische Sorgfaltspflicht, die Gegendarstellung hat ihren Platz im Presserecht. "Audiatur et altera pars" ist schon ein Grundsatz des römischen Rechtes. Die wissenschaftliche Behandlung eines Themas soll "umfassend" sein und gegensätzliche Standpunkte darstellen und bewerten. Die medizinische und die klinisch-psychologische Diagnostik bedienen sich stets mehrerer unterschiedlicher Verfahren, um Daten für eine Diagnose zu erstellen. Aus diesen Quellen stammt unsere Regel.

Die Alternative zur einseitigen Betrachtung ist nicht die - eine - Gegenposition, sondern sind alle möglichen Betrachtungsweisen. Da der Gegenstand der Untersuchung nicht, oder nur vorläufig, bekannt ist, sind die für ihn möglichen Betrachtungsweisen natürlich auch nicht bekannt. Die Globalregel muß deswegen in Teilanweisungen aufgeteilt und so operationabel gemacht werden. Erreicht werden soll eine möglichst starke Unterschiedlichkeit der Informationen über den Gegenstand, die strukturell verschiedene Aspekte enthalten soll. Strukturell verschieden sind Betrachtungsweisen, die unterschiedliche Daten erbringen. Deswegen lautet die Regel, für die Untersuchungsanlage und den Untersuchungsprozeß operationalisiert: *wann immer von einem Faktor ein Einfluß auf die Ergebnisse vermutet werden kann, muß dieser Faktor variiert werden.* Dabei reicht es aus, eine Vermutung zu haben. Ob sie richtig war, kann sich erst bei der tatsächlichen Ausführung der Variation herausstellen: strukturell variierte Positionen erbringen unterschiedliche Daten über den Gegenstand und bereichern den Datenbestand; hat man nicht strukturell variiert, erhält man schon bekannte Ergebnisse. In der empirischen Arbeit wird man nicht beliebig und schon gar nicht nach Zufall variieren, sondern abhängig von den ersten Ergebnissen neue Betrachtungs- und Testpositionen ausmachen und beziehen, von denen aus wieder neue Ergebnisse erstellt werden usw. In der frühzeitigen Auswahl ergiebiger (d.h. unterschiedliche Daten erbringender) Testpositionen liegt eine gewisse Ge-

schicklichkeit, aber keine Kunstfertigkeit. Qualitative Sozialforschung ist keine Kunstlehre, sondern mindestens ebenso systematisch erlernbar wie die quantitative Methodologie, wenn man nur bestimmten Regeln folgt. Außer diesen Regeln ist, wie auch sonst bei Lernprozessen, Erfahrung in der Anlage und Analyse von Daten von Nutzen. Sie kann sich auf sehr unterschiedliche Lebensbereiche beziehen, insofern auch eine Bestätigung der Zweckmäßigkeit der maximalen Variationen der Perspektiven: Glaser und Strauss fanden es nützlich, bei soziologischen Analysen nicht andere soziologische Arbeiten, sondern schöngeistige Literatur über den Gegenstand zu lesen (1979, 169), wie überhaupt eine gewisse Bildung des Forschers und inter-fakultatives Wissen für diese Art von Untersuchungen nicht unangebracht sind, weil dann Beispiele mit sehr unterschiedlicher Struktur leichter zur Hand sind als bei zu enger Ausrichtung des Wissensbestandes.

Wie setzt sich diese Regel um in die Forschungsanlage? Hierzu zwei Beispiele für die Methoden der Beobachtung und der Befragung, sofern beide Methoden qualitativ verwandt werden.

Bei der Beobachtung wird man annehmen, daß der Beobachter die Ergebnisse beeinflusst. Also wird man sie variieren: mehrere Beobachter einsetzen. Meint man, daß ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Einstellung zum Gegenstand, etc. die Ergebnisse mitbestimmen, so wird man sie auch in dieser Hinsicht variieren. Dann wird man annehmen, daß die Beobachtungskategorien einen Einfluß auf die Ergebnisse haben. Das führt zum Versuch der möglichst deutlichen Variation der Betrachtungsweisen. Können die örtlichen, zeitlichen, jahreszeitlichen, etc. Umstände die Ergebnisse mitbestimmen, so werden auch sie variiert. Schließlich muß man unterstellen, daß die Person, welche die Analyse vornimmt, der Forscher selbst, die Analyse mitbeeinflusst. Wenn man meint, daß verschiedene Forscher zu verschiedenen Ergebnissen kommen können, dann lautet hier die Regel: Variation der Forscher. Man wird also mehrere Analysierende mit dem Material befassen, oder bei erfahrenen Forschern: die Analyse mit anderen Forschern besprechen.

Das qualitative Interview, das mit Hilfe von Fragebogen und "offenen" Fragen vorgenommen wird, folgt demselben Schema. Es hat Ähnlichkeit mit der Beobachtung, weil der Befragte als Informant, als Beobachter des Gegenstandes der Untersuchung angesehen wird. Interviewer, Fragenprogramm, Befragungszeit und Befragungsorte, Befragte nach Geschlecht, Alter, sozialer Position, Kontakt mit dem Gegenstand und eigenen Erfahrungen werden maximal strukturell variiert und mehrere Analysierende (mindestens zwei, selten mehr als drei) beschäftigen sich mit den Daten, immer vorausgesetzt, Einflüsse auf die Daten werden aus diesen Bereichen erwartet.

Obgleich hier keine vollständige Behandlung der Untersuchungsanlage für qualitative Erhebungen mit verschiedenen Methoden gegeben werden kann

- die qualitative Dokumentenanalyse und das qualitative Experiment müssen ganz ausgespart werden (folgen aber dem selben Schema) - soll doch noch kurz auf das "narrative Interview" eingegangen werden, das gelegentlich als die erfolgversprechendste Technik für qualitative Analysen angesehen wird, also die fast ungestützte Erzählung einer Person über ein bestimmtes Thema. Diese Prominenz unter den qualitativen Methoden kommt dem narrativen Interview nicht zu. Sein Vorzug liegt in der Offenheit: es ist dem Befragten nahezu freigestellt, was er zu berichten für angebracht hält. Dies eben ist auch der Nachteil der Technik: sie tendiert zur Einseitigkeit, zu der fortwährenden Begründung eines bestimmten Standpunktes zu einem Thema. So besteht die Gefahr, daß der Erzähler vom Berichterstatter über ein Ereignis oder eine Situation zum Produzenten eines ganz subjektiven Bildes wird, so daß wir letzten Endes mehr über ihn als über die soziale Situation erfahren, über die er hätte berichten sollen. Der Befragte, als Berichterstatter gedacht, liefert ein projektives Protokoll, das zwar auch interessant sein kann und ebenfalls qualitativ analysierbar ist, aber über die soziale Situation weniger aussagt, als wir bei anderer Anlage der Untersuchung hätten erfahren können¹⁷.

Die Anwendung der Regel führt zu Forderungen nach Variationen, von denen zwei als besonders wichtig gesondert hervorgehoben werden sollen. Die eine ist die Notwendigkeit der Variation der Methoden selbst. Nimmt man an, was zweifellos ist, daß die Methoden einen Einfluß auf die Ergebnisse haben, so ist die Methode zu variieren: zur Befragung ist beispielsweise das Experiment, zur Beobachtung die Textanalyse etc. zusätzlich zu verwenden. Diese Regel *begründet*, warum die den Forschern von jeher sympathische "Methodenvielfalt" genutzt werden sollte.

Die andere Forderung, die sich auch aus der Anwendung der Regel ergibt, ist die Einbeziehung der historischen und der geographischen Dimensionen. Wenn von einem beliebigen sozialen Gegenstand anzunehmen oder sogar schon bekannt ist, daß er sich über die Zeit hin verändert hat, daß das soziale Umfeld in seiner historischen Wirksamkeit also den Gegenstand bestimmt oder mitbestimmt, dann muß der Gegenstand unter historisch wechselnden Bedingungen untersucht werden. Dasselbe trifft zu für kulturell-räumliche Einflüsse.

Es mag den Anschein haben, als ob die Fülle der geforderten Variationen unübersehbar wäre und die Untersuchung überfrachte. Dazu ist daran zu

¹⁷ Das nur kommentierte statt analysierte Dokument im "Polish Peasant" von Thomas und Znaniecki (1918-1920) ist ein frühes und monumentales Beispiel dafür.

erinnern, daß immer schrittweise vorangegangen wird, d.h. nicht alle möglichen Variationen auf einmal, sondern die vermutlich wichtigsten zuerst vorgenommen werden, und daß die Regel zu maximaler Variation der Perspektiven nicht verlangt alle, sondern nur extreme Ausprägungen verschiedener Perspektiven in die Untersuchung einzubeziehen. So kann die tatsächliche Befragtenzahl bei qualitativen Interviews von Einzelpersonen oft auf 60-80 reduziert werden, die Zahl der Fragen auf 20-25, im ersten Ansatz auch auf weniger¹⁸.

Das qualitative Sample - bei Beobachtung, Befragung, Textanalyse - ist entweder ein Total-Sample mit der Erfassung aller Einheiten, oder ein "Extremgruppen"-Sample, das unter dieser Bezeichnung in der Literatur auch schon erwähnt wurde (Friedrichs 1973, 132). Die Anwendung beider Samplearten unterscheidet sich jedoch von der bei quantitativer Forschung. Das der quantitativen Forschungspraxis entsprechende Gesamtsample ist vorab definiert: die "Grundgesamtheit" muß bekannt sein oder bestimmt werden. Bei qualitativer Forschung "entsteht" die Grundgesamtheit im Verlauf der Untersuchung: durch sie wird die Struktur aus zusammengehörigen Bezügen im Sample erst erkennbar. An den Stichprobenauswahlen der quantitativen Forschungsweise stört den qualitativen Sozialforscher die Begrenzung der Sichtweise und die dadurch bedingte Einseitigkeit. Er hält es für unbewiesen und für ein Vorurteil, daß eine Zufalls-Stichprobe die Struktur eines sozialen Gebildes repräsentiert. Er meint nicht, daß Menschen in lebendigen Sozialbeziehungen mit kontaktlosen, mit einer begrenzten Anzahl von Eigenschaften versehenen und dazu noch gut durchgemischten Objekten verglichen oder gleichgestellt werden dürfen, wie das in dem "Urnen-Modell" (mit roten und schwarzen Kugeln) geschieht, das der Zufalls-Stichprobe zugrunde liegt. Dagegen hält er es mit jenen Anthropologen, die glauben, eine Kultur sei in ihren extremen Ausprägungen, den Festen, Katastrophen, Randgruppen, den Privilegierten und Ausgestoßenen, den Krisen, Kriegen und Verbrechen, den wissenschaftlich und kulturell herausragenden Leistungen und ebenfalls in der Normalität des Alltags - auch ein "Extremfall" - besser zu studieren, als durch Befragung oder Beobachtung eines repräsentativen Querschnitts ihrer Angehörigen. Ergebnisse solcher Repräsentativ-Umfragen können, unserer Regel folgend, *auch* zu den Daten über den Gegenstand zählen, die etwas über ihn aussagen, dürfen nur nicht der alleinige Wissensbestand sein.

¹⁸ (Anmerkung 1993). Inzwischen haben wir, ohne Verlust an Substanz, bei Beibehaltung der Extremfälle und der extrem variierten Fragen bei zahlreichen empirischen Forschungen die Befragtenzahl auf 25-30 und die Fragenzahl auf 12-15 reduziert, allerdings bei Ergänzung durch andere qualitative Methoden.

Das Repräsentativsample ist geeignet für die Untersuchung vieler Objekte und auch für Menschen, wenn sie auf ihre Eigenschaft reduziert werden können, gleiche Wahlrechte auszuüben (sofern sie nicht Kinder, Kranke, Alte, Institutionalisierte, Ausländer, etc. sind), oder auf ihre Fähigkeit, Waren zu kaufen oder zu konsumieren (mit anderen Einschränkungen). Für qualitative Sozialforschung ist die Repräsentativ-Stichprobe meist nicht zu gebrauchen¹⁹.

Regel 4 über das Bewerten:

Analyse der Daten auf Gemeinsamkeiten.

Struktur ist Beziehung oder Relation. Sie ist operationalisierbar als Gemeinsamkeit zwischen zwei oder mehreren Gegebenheiten. Die gesuchte Struktur eines Objektes zu entdecken, heißt deswegen, die über den Gegenstand erstellten, maximal strukturell variierten Daten auf ihre Gemeinsamkeiten zu untersuchen. So wie die Regel über die maximale Variation der Perspektiven die entscheidende Anweisung für die Untersuchungsanlage und die Sampleauswahl enthält, so beinhaltet die vierte Regel die Kernanweisung über die Datenanalyse, die Interpretations-Strategie²⁰.

Die Regel zu befolgen, macht Sozialforschern oft Schwierigkeiten, weil ihre wissenschaftstheoretische Orientierung der Beachtung von Unterschieden zwischen zwei oder mehreren Gegebenheiten einen höheren Rang zuschreibt als der Analyse der Gemeinsamkeiten. Man sieht dann "den Wald vor lauter Bäumen nicht". Jedermann sonst sieht aber den "Wald", das Ganze, die größere Einheit mit gemeinsamen Kennzeichen, mit gleicher Atmosphäre. Auch sonst im Alltagsleben spielen die Gemeinsamkeiten, die Konstanzen, eine wichtige Rolle und sind sofort erfassbar. Wir würden Menschen, Dinge, Situationen nicht wiedererkennen, hätten wir nicht die Fähig-

¹⁹ Siehe dazu die Kritik Blumers am Repräsentativsample (1969).

²⁰ Klassische soziologische Literatur bietet eine Fülle von Beispielen für die Anwendung des Grundsatzes der Analyse von Erscheinungen auf Gemeinsamkeiten. Explizit ausgedrückt bei Marx: "Dieselbe Verfahrensweise muß bei den Werten der Waren stattfinden. Wir müssen imstande sein, sie *alle* auf einen *allen gemeinsamen Ausdruck* zu reduzieren ..."; "... so fragt es sich zunächst: Was ist die *gemeinsame gesellschaftliche Substanz aller Waren?*" (Marx 1865, 123). Das Verfahren wurde bei der Analyse der Ware im "Kapital" angewandt.

Oder Simmel: "An den komplexen Erscheinungen wird das *Gleichmäßige* wie mit einem Querschnitt herausgehoben, das *Ungleichmäßige* an ihnen ... *gegenseitig paralyisiert*" (Simmel 1908, 11; meine Hervorhebungen).

keit, drastisch verschiedene und wechselnde Erscheinungsbilder auf ihre Gemeinsamkeiten hin zu analysieren und die Konstanz im dauernden Wechsel zu erfassen.

Bei der wissenschaftlichen Analyse von Daten auf ihre Struktur, also auf Gemeinsamkeiten, akzeptieren wir den Umstand, daß sie uns bei einer ersten Betrachtung zum Teil als zusammengehörig, zum Teil aber auch als verschiedenartig erscheinen. Wir gruppieren das Zusammengehörige und versuchen zu begreifen (zu "verstehen"), wodurch sie zusammengehörig sind. Dann wird dasselbe mit anderen Datenarten versucht, die auch Gemeinsamkeiten aufzuweisen scheinen. Daten können dabei mehrfach - in mehreren Gruppen mit jeweils gemeinsamen Merkmalen - vorkommen. Auf diese Weise mögen 4-6 solcher Gruppierungen entstehen mit zusätzlichen Einzelinformationen, die vorläufig nicht unterzubringen sind. Vielleicht gelingt es auch schon, die Essenz der Merkmale der Gruppen, ihre gemeinsamen Kennzeichen, in Umrissen zu formulieren. Dabei wird sich zeigen, daß eine Mehrzahl von Aussagen nicht zu einem Worte schrumpft, sondern wieder einer längeren Beschreibung bedarf, um in der Besonderheit ihrer Gemeinsamkeiten charakterisiert zu werden. Der nächste Schritt besteht darin, die Gemeinsamkeiten zwischen den zunächst als unterschiedlich angesehenen Datengruppen aufzuspüren. Dabei gehen wir ebenfalls schrittweise vor. Es kann möglich sein, daß wir die ursprünglichen Gruppierungen verändern, weil sie dann besser "passen". Solche Einsichten können uns bei der zweiten oder einer späteren Stufe der Analyse gekommen sein: wir gehen dann auf die erste Phase zurück. Diese Veränderungen und Korrekturen sind besonders wichtig, weil sie Ausdruck einer Entdeckung von neuen Strukturzusammenhängen sind. Zum Ende haben wir das gesamte Material, einschließlich der scheinbar abweichenden Einzelfälle, in einen Gesamtzusammenhang gebracht, oder besser ausgedrückt: wir haben die Gemeinsamkeiten in der Vielfalt der Erscheinungsformen und der Datenfragmente gefunden. Auf diese Weise haben wir die gesuchte Struktur des Gegenstandes entdeckt.

Nun kommt es vor, daß die Analyse nicht "aufgeht", daß es Daten gibt, die sich nicht in das Bild der übrigen einfügen lassen. Das besagt, daß, von bestimmten Positionen aus betrachtet, der Gegenstand auf eine Weise sich zu erkennen gibt, die durch die anderen Datensätze nicht erfaßt wird. Wir haben keinen Grund, diese abweichende Betrachtung - auch wenn es sich nur um *eine* Stimme halten sollte - geringzuschätzen. Tatsächlich zielt die Regel zur maximalen Variation der Perspektiven darauf, gerade solche "ungewöhnlichen" Betrachtungsweisen aktenkundig zu machen. Wir müssen sie also berücksichtigen. Es kann sein, daß die gesamte Analyse in den entscheidenden Punkten geändert werden muß, nur um *eine* "abweichende" Beobachtung

noch unterzubringen. Dann ist es notwendig, dies zu tun. Eine qualitative, d.h. strukturaufzeigende Analyse, ist unfertig und nahezu beliebig, wenn sie nicht alle vorhandenen, maximal unterschiedlichen Daten als strukturell zusammengehörig aufzeigen kann. Die statistische, auf Häufigkeitsverteilungen ausgerichtete Denkweise, die abweichende Daten nicht berücksichtigt, treten sie nur selten genug auf (Irrtumswahrscheinlichkeit einer bestimmten Größenordnung), schlägt bei qualitativer Sozialforschung in ein Alles-oder-Nichts-Verhältnis um.

Deswegen spezifiziert sich die Regel zur Analyse auf Gemeinsamkeiten zur 100 %-Forderung: Alle Daten müssen im strukturellen Zusammenhang ihren Platz haben und als Teile des Gesamtbildes verstehbar sein. Es bedeutet keine Abschwächung dieser Forderung, wenn sie in der praktischen Arbeit, wenn Daten lückenhaft sind, wenn nicht auf alle Fragen von verschiedenen Seiten Antworten vorliegen, auch in der umgekehrten Form verwendet wird: 0 % der Informationen dürfen der Analyse widersprechen²¹. Angelpunkt der Analyse von Daten auf Gemeinsamkeit ist die Bestimmung von "Gemeinsamkeit". Wenn wir Sätze miteinander vergleichen, die einen Gegenstand beschreiben, so wie sie durch Beobachtung oder Befragung protokolliert werden, so mögen sie uns als "ähnlich" erscheinen. Gleicher Wortlaut würde sie uns natürlich als "gleich" charakterisieren lassen. Gleicher Wortlaut ist aber nicht erforderlich, um zwei möglicherweise ganz verschiedenen formulierte Aussagen dennoch als "übereinstimmend" und in diesem Sinne als "gleich" zu erleben. Wir haben also herauszulösen. Diese Fähigkeit führt auch zur Erfassung der Konstanzen, die es in allen Sinnesgebieten gibt und die durch die Gestaltpsychologie besonders untersucht wurden (Metzger 1936, Katz 1948, 14-21).

Analytisch können wir "Ähnlichkeit" beim Vergleich von zwei oder mehr Aussagen über denselben Gegenstand trennen in "Gleichheit" und "Ungleichheit" bzw. "Identität" und "Nicht-Identität". Aus verschiedenen Aussagen Identitäten herauszufiltern, die Aussagen nämlich, die Gleichheiten aufweisen, bezeichnet den Prozeß der Analyse auf Gemeinsamkeiten und führt zur Struktur. Identitäten können bei schriftlich fixierten Aussagen den Inhalt betreffen oder auch die Form, bei mündlichen zusätzlich den Tonfall, die Tonlage, die Dialektfärbung etc., und sie können auch das weite Feld der nichtverbalen Äußerungen betreffen in Bezügen, deren Besonderheit durch die Analyse im Einzelfall erforscht werden muß.

²¹ Georg Simmel hat dies auch schon gesehen: jeder Einzelfall ist für die Analyse wichtig (Simmel 1908, 12).

Wie erkennen wir Identitäten? Es gibt zwei Relationen, durch die Identität hergestellt werden kann:

1. durch Übereinstimmung, direkt oder symbolisch;
2. durch vollständige Nicht-Übereinstimmung, Gegensatz, Widerspruch, Negation.

Nach der formalen Logik ist die zweite Form nicht relationsstiftend, deswegen ist sie auch manchen Forschern schwer verständlich. Aber zum einen ist sie aus dem Alltagsleben bekannt, und zwar sprichwörtlich: es gilt sowohl "Gleich und Gleich gesellt sich gern", als auch "Gegensätze ziehen sich an"²². Zum anderen gibt es eine lange Tradition von Denkansätzen, die bis zur Hegelschen Dialektik und in ihrem Gefolge die "Einheit der Widersprüche" als eines der dialektischen Gesetze behandelt haben. Außerhalb der dialektischen Denkweise ist es Forschern aber auch immer wieder aufgefallen, daß Gegensätze zusammengehören, beispielsweise Sigmund Freud, der Anmerkungen über den Gegensinn von Urworten notierte (Freud 1910, 214-221; 1925, 11-30), oder Georg Simmel, dessen Werk vielfach Beispiele liefert, und dessen Abhandlung über den Streit schildert, wie Vergesellschaftung durch Widerspruch und Gegensatz zustande kommt (1904, 305-312; 1958, 186-255). Gerade die Gegensätzlichkeit ist ein exzellenter Ausgangspunkt für eine qualitative Analyse: wird ein Gegenstand von einer Person als "kalt", von einer anderen als "heiß" bezeichnet, so ist die Gemeinsamkeit des Gegenstandes eine bestimmte Form des Temperatur-Erlebens, ausgedrückt in Extremen von Wirkung; "schön" und "häßlich" bewegen sich, wenn auch als Widersprüche, auf der ästhetischen Dimension; "aktiv", "ruhig", "müde", sind verschiedene Ausdrucksformen organischer Energie; die berühmten "Äpfel" und "Birnen", die nicht zusammengehören, sind gleichwohl durch einen sie beide deckenden Begriff wie Obst oder Früchte einer bestimmten Art, oder auch Gegenstände oder Genußmittel oder Waren usw. verbunden. Das heißt, daß Gegensätze in besonders auffälliger Weise die Dimension verdeutlichen, von der sie ihre Gegensätzlichkeit beziehen und die sie gleichwohl und gleichzeitig zu einer Einheit verschmilzt²³.

Quantitative Sozialforschung erfaßt dagegen Unterschiede und nicht Gleichheiten, Unterschiede aber auf der Basis von Zusammenghörigem. Sie

²² Dörner weist besonders auf den dialektischen Charakter des Alltagslebens hin (1979, 141).

²³ Die Beispiele sind zur Demonstration extrem verkürzt. In der konkreten qualitativen Sozialforschung wird man nie nur zwei Worte als Ausgangspunkt für eine Analyse nehmen, sondern immer ausführlichere Beschreibungen.

ist auch in dieser Hinsicht der Methode der qualitativen Analyse entgegengesetzt und geht gleichzeitig über sie hinaus, da Gleichheiten zuerst bestimmt werden müssen, damit Unterschiede gemessen werden können.

IV. Prozesse der qualitativen Sozialforschung

Suchen und Finden sind Prozesse, Abläufe, Vorgänge. Die zum Zwecke der Demonstration der "Regeln" vorgenommene Aufteilung in Instanzen und Aktionen betont das Statische, Elementenhafte des Ablaufs. Der folgende Abschnitt soll deswegen den Prozeß in seiner Dynamik darstellen. Er behandelt das Dialogkonzept, die Zirkularität, den Totalitäts- und den Objektivitätsbegriff der qualitativen Sozialforschung.

1. Das Dialogkonzept

Es gibt auch hier eine Alltagsbasis: der Organismus steht durch die Sinnesorgane in Verbindung mit der umgebenden Welt. Im Laufe der frühen Kindheit erfahren die Menschen, daß die zunächst erlebte Einheit der Lebenswelt in eine Dualität zerfällt: das Ich und die Umwelt. Die Umwelt erweist sich als anders als das Ich, indem sie dem Ich Widerstand entgegenzusetzen scheint und andere Eigenschaften demonstriert, als das Ich sie erwartet. Hier liegt der - psychologische - Ursprung für das fortwährende Bestreben der Menschen, die Welt zu erkennen und zu verändern (die sozialen und ökonomischen sollen hier nicht behandelt werden). Diese komplexen Abläufe hat der Behaviorismus auf das Reiz-Reaktions-Schema reduziert. Es ist für qualitative Sozialforschung nicht angemessen, weil das mechanistische Modell, das ihm innewohnt, detailhaft ist und den relationalen und ganzheitlichen Strukturbegriff der qualitativen Denkweise nicht beschreibt. Im Bereich der Such-Strategien führt das Reiz-Reaktions-Modell zum Muster des "trial-and-error", das ebenso unpassend ist, aus den gleichen Gründen. Such-Strategien, die uns in der qualitativen Forschung interessieren, entwickeln sich durch Spezialisierung aus den generellen Verfahren der Auseinandersetzung des Menschen mit der Umwelt. Sie sind durch besondere Intentionalität gekennzeichnet: gesucht wird, mehr oder weniger deutlich bewußt, nach Etwas. Auf die Umsetzung der Intention in Handlung reagiert die Umwelt. Diese Reaktion wird vom Subjekt aufgenommen, sie wird bewertet und steuert oder beeinflußt eine neue Aktion. Dieses Wechselspiel, das Informationen verlangt, erhält, aufnimmt und verarbeitet und zum Verlangen nach neuen Informationen führt, wieder Informationen erhält, sie verarbeitet usw., kann man im Bild der Frage-Antwort-Abfolge fassen. Es ist so, als ob das

Subjekt "Fragen" an das Objekt richtet, dieses "antwortet" und die Antwort führt zu neuen "Fragen". Oder auch: das Subjekt agiert gegenüber dem Objekt, dieses verhält sich auf bestimmte Weise oder reagiert und die Reaktion führt zu neuer Aktion, usw.

Datenerhebung gilt uns also als "fragen" und "antworten". Der Prozeß der Datenerhebung ist ein Nacheinander von jeweils zusammengehörigen Frage-Antwort-Einheiten.

Nun können diese Einheiten - im Alltag und in der wissenschaftlichen Forschung - in zweierlei Weise aufeinander folgen. Man kann Fragen und Antworten relativ unverbunden aneinander reihen, und man kann sie auseinander hervorgehen, die neue Einheit aus der früheren entstehen lassen. Im ersten Fall *springen* die Fragen, beispielsweise bei einem Verhör, um Antworten des Befragten auf für ihn scheinbar ganz verschiedenartige Aspekte des Befragungsgegenstandes zu erhalten. Im zweiten Fall wird die Antwort Anlaß zu einer auf sie bezogenen Frage, die den Gedanken weiterführt. Der erste Fall hat als extremes Beispiel das *Kreuzverhör*, der zweite den *Dialog*. Das Verhältnis von Befragtem und Befrager ist in beiden Fällen ganz verschieden. Beim Kreuzverhör ist der Befrager aktiv, er verfolgt einen bestimmten Plan; der Befragte ist passiv, reagiert auf Fragen, ist Gegenstand der Befragung. Beim Dialog dagegen sind beide Partner gleichwertig, da sich ihre Rolle fortwährend ändert: die Frage des einen ist Anlaß zu einer Antwort des andern, diese aber ist gleichzeitig die Frage, auf die der erste nun wieder antwortet, um daraufhin zurückzufragen, usw. Dadurch schreitet der Gedanke fort, weil Antwort gleichzeitig Frage und Frage gleichzeitig Antwort ist, er entwickelt sich, hat am Ende einen anderen Charakter als zu Beginn. Die erste Frage-Antwort-Form wird häufig in der quantitativen Sozialforschung verwandt, etwa bei Fragebogenerhebungen mit einer großen Anzahl scheinbar oder tatsächlich unzusammenhängender Fragen oder auch bei den an naturwissenschaftlichen Vorstellungen orientierten Experimenten, wie Laborexperimenten, bei denen die Befragten wie Testobjekte behandelt und konsequenterweise in der Psychologie auch "Versuchspersonen" genannt werden. Die zweite Art der Fragen-Antwort-Verbindung ist das Modell für die Datenerhebung bei qualitativer Sozialforschung. Wir stellen uns deswegen vor, wir träten mit dem Gegenstand in ein "Gespräch", bei dem das Objekt nicht nur Antwort auf Fragen gibt, sondern auch von sich aus "mitteilt", also eine aktive Rolle spielt, die uns hinwiederum, also das Subjekt, zu Reaktionen veranlaßt. Tatsächlich "reagieren" wir im Alltag auch auf unsere Umgebung, wir agieren nicht nur.

Der Untersuchungsgegenstand wird dadurch aufgewertet und auf das Niveau des Forschers gebracht. Dies hat zwei für qualitative Sozialforschung

wichtige Folgen: zum einen führt sie zur Reduzierung der Festigkeit des eigenen Vorverständnisses, indem sie lehrt, die "Antworten" als Antworten des Gegenübers hoch zu schätzen und ernst zu nehmen; zum anderen tendiert sie dazu, Antworten nicht im engen Sinne als Beantwortung bestimmter Fragen, sondern eher als "freie Äußerungen" mit einer gewissen Spontaneität und Unabhängigkeit von der Fragestellung zu begreifen, fördert also die Offenheit dem gesuchten Objekt gegenüber.

Um einen Dialog in Gang zu halten, muß u.a. zweierlei beachtet werden. Zum einen: wer auf eine Frage antwortet, dem muß es möglich sein, bei seiner Antwort über die Frage im engeren Sinne hinauszugehen, auch Ungefragtes, aber mit dem Frageninhalt in Zusammenhang Stehendes einbringen zu können. Hier liegt die Begründung für die "offene Frage" die mit Recht als charakteristisch für qualitative Sozialforschung angesehen wird. Zum anderen: aus einer Frage muß nicht nur eine Antwort, sondern aus der Antwort wieder eine Frage hervorgehen. Dies kann man in der Analyse bewerkstelligen, indem man nicht nur feststellt, wie eine Frage beantwortet wird, sondern auch umgekehrt, welche Frage einer gegebenen Information - als Antwort - zugrunde liegt. Praktisch sieht das so aus, daß man Teilaspekte des Gegenstandes, die durch "Fragen" an ihn als "Antworten" erscheinen, zusammenfaßt und mit der Frage belegt: *"Auf welche Frage sind diese Teile eine Antwort?"*

Das Dialogkonzept ist leicht einsichtig auf die Methode der mündlichen Befragung anwendbar, bei der der Forscher den Befragten als Gegenüber hat; mindestens in der ersten Phase der medizinisch-psychologischen Diagnostik wird es verwendet. Bei Befragung durch Interviewer kann es nötig sein, den Fortschritt des Dialogs, der durch die unmittelbare Verarbeitung der Äußerung durch beide Partner zustande kommen kann, durch eine zweite Befragungswelle zu simulieren, nachdem die Ergebnisse der ersten ausgewertet sind. Ähnliches betrifft die schriftliche Befragung.

Die Beobachtung nutzt den "Dialog" im übertragenen Sinne. Die beobachtete Begebenheit reagiert auf meine - offene - Frage und "teilt etwas mit" was mich zu einer neuen Frage veranlaßt, usw.

Entsprechendes ergibt sich bei Anwendung der Beobachtungstechnik auf Dokumente und Texte. Sie "teilen mit", was sie "zu sagen" haben und veranlassen den Forscher, seine ursprüngliche Position zu modifizieren, neue Fragen zu stellen, etc.

Eben dasselbe trifft für qualitative Experimente zu. Hier greift der Forscher in den Gegenstand ein, verändert ihn, und der Gegenstand "reagiert" auf den Eingriff in der einen oder anderen, bei sinnvollen Eingriffen in einer seiner Struktur entsprechenden, sie nicht zerstörenden Weise.

Der Ablauf des "Dialogs" verbindet "Fragen", "Antworten", neue "Fragen" und neue "Antworten" zu einer Reihe, die gesteuert wird durch das Bewerten der Antworten und, daraufhin, das Einnehmen neuer Fragepositionen. Das Subjekt tastet sich, seine Betrachtungsweisen variierend, zur Struktur des Objekts vor. Der Prozeß wird ausgelöst dadurch, daß der Gegenstand auf Fragen nicht oder nur halbwegs antwortet, so daß die Fragen anders gestellt werden müssen und dadurch, daß auf bestimmte Gruppierungen von Antworten keine zugehörigen Fragen gefunden werden können, so daß die Antworten anders gefaßt, die Struktur also anders definiert werden muß, um zu einer mit den Antworten übereinstimmenden Frage zu gelangen. Ist der Gegenstand unbekannt, so gibt es möglicherweise Spuren von ihm, ist er nur vage oder teilweise bekannt, so "spricht" er in Rätseln. Es kann auch sein, daß er Auffälligkeiten oder Seltsames produziert. Ungewöhnliche Informationen sind uns besonders willkommen, weil sie Diskrepanz zwischen unserer Wissensstruktur und der Struktur des Gegenstandes zeigt, also andeutet, wo wir unser Wissen zu verändern haben, um die Struktur des Objekts und damit es selbst zu "verstehen".

Der Prozeß wird in Gang gesetzt durch vorsichtige - "offene" - Fragen an den Gegenstand, der Antworten provoziert, die als Antworten auf jetzt dem Gegenstand eigene Fragen angesehen werden und die erkennbar sind, wenn man mehrere "Antworten" auf die ihnen gemeinsam zugrundeliegende Frage hin betrachtet. Findet man solche Fragen, so kann der Analysierende mit ihnen zur Struktur des Gegenstandes vorstoßen, bis, letzten Endes, nach mehreren Stufen, die Frage auf *alle* Antworten des Gegenstandes gefunden ist. Von hier aus gesehen erschließt sich nun der Gegenstand in allen seinen Teilen: als Antwort auf allgemeine und dann aus ihr hervorgehende, immer spezieller werdende Fragen. Tritt dies ein, ist die Analyse geglückt, die Struktur des Gegenstandes und seiner Äußerungsform sind erkannt, das Gesuchte ist gefunden.

Es ist klar, daß sich die "Teile" des Gegenstandes und der Gegenstand selbst im Prozeß der Fragestellung verändern, der ja ein Prozeß der gegenseitigen Anpassung von Antworten an Fragen bzw. von Fragen an Antworten ist. Das Dialog-Konzept ist also iterativ, es dient dazu, daß sich die epistemische Struktur des Forschers an die vorgefundene Struktur des Gegenstandes durch schrittweise Annäherung anpaßt.

Das Dialogkonzept entspricht einer problemorientierten Sozialforschung: "Antworten" sind Symptome, hinter denen Ursachen stehen, die sie hervorrufen, die Gemeinsames aufweisen und die wieder Symptome sind für Bedingungen, die sie hervorrufen, bis das Grundmuster, die Wurzel des Ganzen, gefunden ist, von der aus sich alle Erscheinungen als Folgen, Ergeb-

nisse, Symptome zu erkennen geben, mit anderen Symptomen in Zusammenhang stehend.

Der Unterschied des Dialogkonzeptes zur Befragung und zum Test in der quantitativen Sozialforschung liegt im Verhältnis Subjekt/Objekt und in der Präzision oder Genauigkeit oder auch Enge der vorgegebenen Fragen. Quantitative Sozialforschung ist zumeist *Hypothesenprüfung*. Die Hypothese wird von einer Instanz - dem Forscher - formuliert bzw. so operationalisiert, daß sie am Objekt geprüft werden kann. Eine "Gleichheit", wie sie im Dialogkonzept zwischen Subjekt und zu suchendem Objekt angestrebt wird, ist hier nicht gegeben. Die Hypothese muß genau formuliert sein, sonst kann der Prüfungsprozeß nicht bewertet werden. Die "Frage" an den Gegenstand ist nicht "offen". Schließlich ist der Informationsfluß bei beiden Denkweisen verschieden: während der qualitative Sozialforscher sich bemüht, sein als Vorurteil verstandenes Wissen im "Dialog" mit dem Gegenstand zu überwinden, und neues zu erwerben, verwendet der quantitative Sozialforscher sein gesamtes früher akkumuliertes Wissen und setzt es als Ganzes, in der operationalisierten Form, gegen den Gegenstand auf die Probe.

2. Zirkularität

Zirkulär ist eine Denkweise, wenn sie zur Erzielung eines Resultates dieses Resultat schon voraussetzt. Zirkulär ist eine Strategie, wenn sie zum Ausgangspunkt zurückführt. Qualitative Sozialforschung ist in beidem Sinne zirkulär²⁴.

Jeder Suchprozeß, soll er erfolgreich verlaufen, setzt die Antizipation des Ergebnisses voraus. Ein verlegter oder verlorener Gegenstand wird nicht gefunden, wenn nicht gewisse Hinweise auf seine Existenz aus Gegenwart oder Vergangenheit beachtet werden. Etwas Neues wird nicht entdeckt, ohne das Verfolgen von Indikatoren seiner Struktur. Dies ist sowohl in der qualitativen als auch der quantitativen Sozialforschung der Fall. Karl R. Popper (1966, 7) bezeichnet das als "Einfall", der zur Hypothesenbildung führt, und entzieht damit seine Entstehung der wissenschaftlichen Betrachtungsweise. In der qualitativen Denkweise dagegen wird der Ablauf in eine Systematik des Aufsuchens von Strukturelementen und Teilrelationen umgeformt. Die Regel zur Auffindung einer Struktur ist die maximale strukturelle Variation der Perspektiven. Auch sie enthält die Zirkularität: die maximale strukturelle

²⁴ Zum Unterschied zwischen hermeneutischem und logischem Zirkel siehe Hufnagel (1976, 45 f.), außerdem Gadamer (1975, 178, 275-283).

Variation der Perspektiven setzt die Kenntnis der gesuchten Struktur voraus. Was die qualitative und die quantitative Sozialforschung in dieser Hinsicht jedoch unterscheidet, ist Zirkularität im zweiten beschriebenen Sinne, nämlich in dem der Rückkehr zum Ausgangspunkt. Die Strategie der quantitativen Forschung ist linear, sie geht von möglichst genau definierten Bedingungen aus und prüft sie durch den Forschungsablauf: die Häufigkeitsverteilung von vorher definierten Merkmalen, die Bestätigung oder Zurückweisung einer eingangs aufgestellten Hypothese. Die qualitative Vorgehensweise dagegen deckt ein Muster auf, dessen Teile die Strukturelemente sind, die zu seiner Entdeckung führen. Das Gefundene ist sogleich existent, als Teilstruktur oder Beziehung. Es ist die Widerspiegelung der konkreten Realität, nicht ein Einfall oder eine Hypothese des Forschers über sie. Dieser Teilaspekt führt zur Entdeckung anderer Teilaspekte und schließlich zur ganzen Struktur, in der sich die Teilstrukturen wiederfinden, von denen man ausgegangen ist.

Die Rückkehr zum Ausgangspunkt ist kein Schritt zurück, sondern ein Schritt voran, bei der der Ausgangspunkt wieder erreicht wird, aber nach Kenntnis aller anderen Strukturelemente. Gerade dieser Umstand scheint zum schon erwähnten "Aha-Erlebnis" zu führen: das bekannte Faktum erscheint wieder, aber in einem neuen Licht, nämlich im Gesamtbezug. Anfang und Ende der qualitativen Analyse sind demnach folgendermaßen operationalisierbar: der Beginn ist prinzipiell beliebig, man fängt dort an, wo der Einstieg am leichtesten erscheint, wo man am ehesten einen Strukturbezug entdecken kann. Das kann auch ein Gebiet sein, das durch eigene Erfahrung schon vertraut ist, oder ein Zusammenhang, der besonders ungewöhnlich, merkwürdig oder widersprüchlich erscheint und deswegen zum Ansatz reizt. Bei Zirkularität der Vorgehensweise und da ohnehin alle vorliegenden Daten aufgeklärt werden müssen, ist der Anfang beliebig. Das Ende der Analyse ist erreicht, wenn durch weitere Variation der Perspektive neue Daten nicht mehr erzielbar sind und alle Informationen in den Strukturzusammenhang sich einfügen.

3. Totalität

Dies ist das Verhältnis der Teile zum Ganzen. Auch der Totalitätsbegriff wurzelt im Alltagsverhalten. Wir erleben unsere Umwelt, indem wir Teile in jedem Sinnesgebiet wahrnehmen: sehen, hören, riechen, ertasten, schmecken, erfühlen, usw. Die Teile sind sehr begrenzt; die Wahrnehmungs-Psychologie zeigt beispielsweise, daß wir nur kleine Bereiche des Gesichtsfeldes scharf sehen, einen größeren im indirekten Sehen unscharf und einen großen Teil zu jedem gegebenen Zeitpunkt gar nicht. Deswegen bewegen wir uns, bewe-

gen wir den Kopf, wandert der Blick. Entsprechendes gilt für die anderen Sinnesgebiete. Gleichwohl erleben wir unsere Umwelt als Gesamt, als Einheit aus Informationen von allen Sinnesapparaten. Wir haben offenbar die Fähigkeit, das Ganze aus erlebten Teilen so zusammenzusetzen, daß Teile wieder auf dem Hintergrund des Ganzen als "Teil" erscheinen, als Blumenstrauß in einem Raum, dessen Atmosphäre er mitbestimmt und von dem er bestimmt wird. Das Ganze ist mehr als die Summe der Teile, nämlich nicht nur dessen bloße Addition, aber die Teile sind auch mehr als nur Elemente oder Fragmente, nämlich Teile eines Ganzen²⁵.

Die Vorgänge, die hier wirken, werden in der qualitativen Sozialforschung abstrahiert und systematisiert. Wir erfassen zunächst, in beständiger Variation der Perspektiven, Fragmente, dann Teile, die auf das Ganze deuten, dann, in Schritten, die Struktur des Ganzen, von dem aus sich wieder "Teile" zu erkennen geben, aber nun als Teile, als Elemente seiner Struktur. Die Totalität ist in der qualitativen Sozialforschung prozessual, sie besteht aus Teilen und wirkt wieder auf die Teile zurück, die sie in neuem Licht oder in neuer Gliederung darstellt. Die Teile als Teile des Ganzen am Ende einer Analyse sind zwar Teile, aber nicht notwendigerweise dieselben Teile wie zu Beginn. Man könnte sagen, am Ende sind es die "richtigen" Teile, die sich aus der Struktur des Ganzen ergeben und es formen. In dieser Hinsicht entspricht der Vorgang der qualitativen Sozialforschung der Marxschen dialektischen Methode, so wie sie in seinen Arbeiten ausgeführt und speziell erläutert wurde (1857, 34f.). In anderer Hinsicht unterscheidet sich jedoch das hier beschriebene Verfahren von ihr, etwa beim Problem des Anfangs, der in der qualitativen Sozialforschung prinzipiell beliebig ist²⁶. Eine gewisse Ähnlichkeit ist auch zu den Arbeiten der Gestalt- oder Ganzheitspsychologie festzustellen, mit ihr verbindet sich das Konzept der Ganzheit und eine Rei-

²⁵ Dieser Ansatz wird von Neisser (1979) kritisiert: Wahrnehmung ist durch Wissen vorstrukturiert, das Schema wird zur Anpassung an neue Informationen modifiziert. Für diese Auffassung kann man sich auf die Forschungen von Piaget (1947) über Intelligenz berufen. Für unsere Betrachtung ist es gleichgültig, ob Teile zu einem Ganzen zusammengesetzt oder vorläufige Strukturen zu einer umfassenderen neuen modifiziert werden; in beiden Fällen geht man von vorläufigen und kleineren Einheiten aus und kommt zu größeren und endgültigen.

²⁶ Siehe zum Problem des Anfangs in der dialektischen Denkweise von Hegel und Marx, Stapelfeldt (1979).

he von Einzelaspekten, wie die Entdeckung der Gestaltgesetze²⁷.

Totalität heißt nicht nur das Verhältnis der Teile zum Ganzen im Findungsprozeß, sondern bezieht sich auch auf das Verfahren, die Einheit von Handeln und Bewerten, Subjekt und Objekt.

Bei quantitativer Sozialforschung dagegen sind Verfahren und Ergebnisse additiv: sie können zusammengefügt werden und erhöhen die Kenntnis oder die Genauigkeit bis zum gewünschten oder vorher bestimmten Umfang.

4. Der Objektivitätsbegriff

Der wissenschaftstheoretisch entscheidende Vorgang ist die Entstehung von Objektivität durch den Prozeß der qualitativen Sozialforschung. Ihr Verhältnis zur Objektivität wird mißverstanden, wenn dieser Forschungsrichtung der Vorwurf der Subjektivität in der einen oder anderen Form gemacht wird. Qualitative Forschung gilt als intuitiv, als Kunstlehre, als intersubjektiv nicht gültig, als nicht nachvollziehbar, als hypothesenaufstellend, die aber dann quantitativ überprüft werden müssen.

Subjektivität trifft zu für den Beginn der Forschung. In der ersten Phase erfaßt der Forscher zwar Teile der Realität, aber Teile beliebiger Auswahl, bestimmt von ihm, dem Subjekt, nach Lage seiner augenblicklichen Motivation, nach seinen Bedürfnissen und Kenntnissen, nach den gesellschaftlichen Bedingungen in denen er sich befindet, nach eigenem Gutdünken, oder durch äußere Faktoren beeinflusst. Der Einstieg in das Thema, der erste Ausschnitt aus der Realität, der in das Blickfeld rückt, ist persönlich, subjektiv. Die Notwendigkeit zum Bezug neuer Standpunkte und schließlich zur maximalen strukturellen Variation der Perspektiven und die Notwendigkeit der beständigen Analyse der Daten auf Gemeinsamkeiten zur Erkenntnis der Strukturelemente des Objekts bringt den Forscher von der subjektiven Warte im Prozeß der Forschung dem Gegenstand mit seinen eigenen Bezügen näher. Der Abschluß der Analyse, wenn sie erfolgreich ist, deckt die Struktur des Objektes auf. Sie ist nur ihm eigen, objektiv. Der Weg führt also von einer subjektiven Betrachtungsweise durch den Prozeß der Forschung und Analyse zur Objektivität. Qualitative Sozialforschung hat einen *emergentistischen* Objektivitätsbegriff: Objektivität entsteht aus Subjektivität durch den Prozeß der Analyse. Dies ist ihr erstes Kennzeichen. Das zweite ist darauf zurückzuführen, daß Objektivität sich nicht nur herstellt aus Subjektivität, sondern sich von ihr ablöst. Die Struktur eines Objektes, die durch eine erfolgreiche Ana-

²⁷ Eine gute Einführung in die Gestaltpsychologie gibt Katz (1948). Zu den Gestaltgesetzen siehe 30-36. Einführend auch Köhler (1971).

lyse erkannt wird - dies immer vorausgesetzt - ist unabhängig von der subjektiven Meinung des Forschers, von anderen oder auch aller Subjekte. Sie ist nicht bestimmt durch den "consensus omnium", durch das, was alle oder die meisten oder die Kompetenten oder die Vernünftigen glauben. Sie ist *inter*-subjektiv, nicht bezogen auf die Meinung von bestimmten Subjekten. In dieser Unabhängigkeit vom Subjekt beruht gerade der Vorgang des Findens, der Entdeckung, zu der die Suchstrategie führen soll. Dadurch wird Objektivität nicht *außer*-subjektiv. Alle sozialen Tatsachen bleiben sozial und die Methode ist nicht geeignet zur Transzendenz.

Drittens ist der Objektivitätsbegriff *dialektisch*. Der Prozeß, der von der Subjektivität ausgeht und zur Objektivität führt, hebt die Subjektivität auf im Hegelschen Sinne: der Forschungsprozeß überwindet sie, aber er bewahrt sie auch. Die Ansätze der objektiven Merkmale der Struktur, die auch in der subjektivsten Betrachtung der Realität enthalten sind, werden durch die Analyse herausgefiltert. Das subjektive Teil-Bild geht auf in der objektiven Struktur, ist für das Subjekt in ihm noch erkennbar, aber jetzt präsent im Gesamtzusammenhang, auf einer höheren Stufe. Anders gesagt: Objektivität war im subjektiven Ansatz schon enthalten, als Teil-Kennntnis des Objektes; sie wird im Ganzen "aufgehoben", verschwindet in ihm als Teil, konstituiert ihn aber gleichwohl.

Quantitative Sozialforschung dagegen kommt zur Objektivität durch Prüfung von - subjektiven oder aus qualitativer Forschung stammenden - Hypothesen. Folgt man Karl Popper, dann muß die Hypothese so formuliert sein, daß sie prüfbar, also falsifizierbar ist (Popper 1966, 14-17, 47-59). Eine Hypothese kann nur so lange als wahr gelten (was auch heißt: der durch sie beschriebene Sachverhalt nur so lange als objektiv, von den Meinungen von Subjekten unabhängig), bis sie nicht widerlegt ist. Der hier verwandte Objektivitätsbegriff ist also *vorläufig gültig*, bis zum Beweis des Gegenteils. Der Objektivitätsbegriff der qualitativen Sozialforschung ist endgültig; er ist nur vorläufig, wenn die Struktur eines Objektes noch nicht ganz oder nicht entdeckt ist, also im Verlauf des Forschungsprozesses oder bei seinem Fehlschlag²⁸.

²⁸ (Anmerkung 1993). Diese Formulierung hat zu Mißverständnis Anlaß gegeben. Gemeint ist die Möglichkeit der vollständigen Aufklärung eines bestimmten Sachverhalts durch qualitativ-heuristische Forschung, nicht ihre übergesellschaftlich-/überzeitliche Geltung.

V. Prüfverfahren für qualitative Sozialforschung

Die Forderung intersubjektiver Nachprüfbarkeit der Ergebnisse besteht bei qualitativer Sozialforschung in gleicher Weise wie bei quantitativer. Zu unterscheiden sind drei Bestimmungen: Verlässlichkeit, Gültigkeit und Gültigkeitsbereich.

1. Verlässlichkeit

Gefragt wird, ob ein Verfahren bei mehrfacher Anwendung oder bei Anwendung durch verschiedene Forscher zu gleichen Ergebnissen führt, ob es "reliabel" ist. Bei qualitativer Sozialforschung muß dazu der Ablauf des Suchprozesses berücksichtigt werden. Die früheren Phasen überwinden einseitige Betrachtung durch Variation der Perspektiven. Eine erneute Betrachtung der Daten nach Kenntnis weiterer Informationen wird deshalb bei fortschreitender Erfassung von Strukturen zu einer neuen, im Sinne des zukünftigen Resultats zu einer besseren Analyse führen. Zu Beginn des Forschungsprozesses sind Test-Re-Test-Verfahren also nicht verlässlich. Sie haben aber zunehmende Objektivität. Durch die Untersuchungsanlage ist intendiert, daß die Fehler der einseitigen, subjektiven Betrachtungsweise im Verlauf überwunden werden. Am Ende des Forschungsprozesses, nach Auffindung der Struktur des Objektes aber müssen, folgt man den Regeln, alle Daten auf dieselbe Struktur weisen, die die objektive des Gegenstandes ist. Dasselbe trifft zu für die Beurteilung durch verschiedene Beobachter. Die Regeln besagen, daß jeder Faktor, der Einfluß auf die Ergebnisse haben kann, maximal variiert werden soll. Im Forschungsprozeß ist also schon eine Anweisung zur Überwindung unterschiedlicher, weil subjektiv gefärbter, vorläufiger Analysen enthalten. Die unterschiedliche Bewertung von Daten durch verschiedene Forscher zu Beginn der Analyse hat den gleichen Charakter und wird gleich behandelt, wie die unterschiedlichen Daten, die durch verschiedene Testpersonen oder unterschiedliche Beobachter oder unterschiedliche Testverfahren erstellt werden. Sie alle gehören einer frühen Phase der Untersuchung an, die nach Abschluß des Untersuchungsprozesses und Auffinden des Ergebnisses alle Unterschiedlichkeiten in einem Gesamtergebnis "aufhebt".

Verlässlichkeit kann deswegen bei qualitativer Sozialforschung nur nach Abschluß des Such- oder Findungsprozesses geprüft werden. Dann ist das Kriterium sehr scharf: alle beliebigen im Zusammenhang mit dem Thema erstellten, bisher unbekannten und bei der Analyse nicht verwandten Daten müssen das Ergebnis bestätigen, wobei das 100 %-Kriterium gilt.

2. Gültigkeit

Hier will man wissen, ob das Verfahren erfaßt, was es zu erfassen angibt, nämlich ob es die Strukturen der untersuchten Gegebenheiten erkennen läßt. Die quantitative Sozialforschung unterscheidet den Vergleich mit internen und externen Daten, an denen die Validität gemessen wird.

In der qualitativen Sozialforschung sind Vergleiche durch Definition nur mit "internen" Daten möglich. Die Forschungsregeln verlangen, andere Betrachtungsweisen als die zunächst berücksichtigten und andere Informationen, als die zunächst vorliegenden, in die Analyse einzubeziehen. Die neuen Positionen sollen "maximal strukturell variiert" sein. Dies erfordert die Aufnahme und Berücksichtigung von extremen Fällen. Dadurch erweitert sich der Forschungsbereich, der auf Gemeinsamkeiten untersucht und in dem einheitliche Strukturmerkmale festgestellt werden. Außerhalb dieses Bereiches gibt es keine übereinstimmenden Daten, sonst ist der qualitative Forschungsprozeß nicht abgeschlossen. Ergebnisse können also nur mit Innenkriterien verglichen werden. Validität bei qualitativer Sozialforschung ist demnach immer "internal validity".

Es gilt dann, wie bei der Verlässlichkeitsprüfung, die Regel, daß jeder beliebige andere Datensatz, der bisher nicht erhoben wurde, die Analyse bestätigen muß, und zwar ohne Einschränkung.

3. Gültigkeitsbereich

Die quantitative Sozialforschung macht keine Aussagen über den Gültigkeitsbereich ihrer Ergebnisse, außer daß sie, bei Total- und Stichproben-Erhebungen, die Gültigkeit für die vorab bestimmte Grundgesamtheit aufweist. Darüberhinaus und selbst für sie kann die erwähnte Poppersche Vorbehaltsklausel geltend gemacht werden, daß nämlich die Falsifizierung beständig droht, als Möglichkeit eingeräumt und bei der Interpretation der Daten berücksichtigt werden muß. Es gibt deswegen eine Reihe von Spekulationen, die auf der Basis theoretischer Überlegungen den Anspruch auf "Universalien" für verschiedenartige Zusammenhänge anmelden, ohne daß dies empirisch überprüfbar ist (Davis-Moore 1945, Parsons 1970).

Empirische qualitative Sozialforschung bestimmt den Gültigkeitsbereich ihrer Ergebnisse durch den Forschungsprozeß, der das Feld abgrenzt, in dem strukturelle Bezüge vorhanden sind. Gültig sind die Ergebnisse nur innerhalb des durch die Untersuchung abgegrenzten "Systems", nicht für andere Strukturen oder für alle Bezüge. Da die Regel der maximalen strukturellen Variation der Perspektiven die räumliche und zeitliche Prüfung der Grenzen des Gültigkeitsbereichs der Aussagen vorschreibt, sind alle Ergebnisse der quali-

tativen Sozialforschung räumlich und historisch begrenzt, sie gelten für bestimmte Gesellschaften oder Teile von ihnen und für bestimmte historische Perioden, in denen sie als gültig nachgewiesen wurden unter Angabe der Grenzen der Gültigkeit. Der Zwang zur räumlichen und historischen Variation der Perspektiven ist deswegen für qualitative Sozialforschung immer gegeben, unabhängig von den Möglichkeiten der Realisierung.

Das Prüfverfahren für den Gültigkeitsbereich ist die *Prognose*. Wird die Struktur einer Gegebenheit erforscht und gefunden und damit auch ihr Gültigkeitsbereich, so wird eine Prognose über die Existenz von Strukturmerkmalen auch dort möglich - innerhalb des "Systems", wo nicht untersucht wurde, und zwar sowohl zeitlich/räumlich, als auch für die Art der vorzufindenden Beziehung²⁹.

²⁹ Das Prognose-Kriterium ist für Wissenschaften mit entwickelter Diagnostik selbstverständlich, beispielsweise die Medizin. Ist die Diagnose einer Krankheit richtig, ist auch die Prognose über ihren Verlauf gegeben. Dieser Prognose-Begriff entspricht dem der qualitativen Sozialforschung. Quantitative Sozialforschung dagegen prognostiziert durch Fortschreibung von Trends bei Annahme der Kontrollierbarkeit von Einflußfaktoren.

Zur Grundlegung der Heuristik: Wie der Dialog Erkenntnis generiert¹

Die Forschungsperson entdeckt Zusammenhänge ("Strukturen") durch Anwendung der heuristischen Such- und Findeverfahren. Der Untersuchungsgegenstand ist zu Beginn der Forschung nur ungenau bekannt. Deswegen versucht die Forschungsperson, in einen "Dialog" mit ihm einzutreten. Sie stellt "Fragen" an ihn, damit er sich zu erkennen gebe, erhält "Antworten", über die sie nachdenkt und stellt daraufhin neue "Fragen" etc. Die heuristisch gesteuerte Befragung ist ein Prozeß, der die "wirkliche" Gestalt des Gegenstandes allmählich hervortreten läßt, seine Kennzeichen aufklärt und die Verhältnisse verdeutlicht, in denen er sich befindet. Der Dialog verwandelt die statische Betrachtung eines Gegenstandes in diesen *Prozeß*, er dynamisiert die Forschung. Wir nennen die erkenntnisorientierte Ausrichtung des Dialogs das Dialogkonzept (1982), das Dialogverfahren oder das Dialogprinzip.

Die *Frage* (oder die hinterfragbare Behauptung) erzeugt und konstituiert ihn. In ihr stecken alle seine Möglichkeiten. Deswegen ist die Beschäftigung mit der Frage erste Aufgabe.

I. Drei Arten von Fragen nach ihrem Zweck

Fragen sind zielgerichtete Handlungen. Zweck der Frage ist zunächst ein doppelter: der Frager (die Fragerin) will mit dem Gegenstand in Verbindung treten und spricht ihn deswegen an *und* will eine Reaktion von ihm bekommen, eine "Antwort". Der *aktiven, expressiven* Komponente steht eine *rezeptive* gegenüber.

Beide sind ihr jeweiliges Gegenteil, denn einmal tut der Frager etwas, er äußert sich, zum anderen "erhält" er eine Antwort. In beiden steckt aber auch das jeweils andere: in der Frage die mögliche Antwort, in der Antwort die aufgenommene Frage. Die Verbindung der beiden Handlungsteile zeigt sich auch in ihrer Abfolge: erst die Frage, dann die Antwort. Die Abfolge trennt aber ebenfalls, denn die Antwort ist etwas anderes als die Frage, braucht auch nicht gegeben zu werden, trotz der Frage. Es gibt also Gemeinsames und Trennendes zwischen Frage und Antwort.

Um die Trennung zu überwinden, wird die fragende Person ihre Frage so

¹ Der Text wurde 1986 geschrieben, überarbeitet 1993.

stellen, daß eine Antwort möglich ist, sie wird dazu Antwortmöglichkeiten antizipieren und durch Inhalt und Form der Frage deutlich machen, daß sie eine Antwort erwartet. Dadurch ist schließlich der dritte Zweck der Frage erreichbar, der den Widerspruch von (aktivem) Tun und (rezeptivem) Erfahren überführt in Bewegung oder Entwicklung: die Frage-Antwort-Dynamik. Denn die Antwort braucht nicht spiegelbildlich zur Frage zu sein und sie damit zu erledigen, etwa bei der Ja-Nein-Alternative. Sie ist es im eingengten, technisch-instrumentellen oder konstruierten Falle, aber fast nie in der Alltagsform: nur unter besonderen Umständen beendet die Antwort den Prozeß, der durch die Frage in Gang gesetzt wurde. Sonst bewegt er sich weiter: die Frage steckt zwar die Antwortmöglichkeiten ab, aber die Antwort geht nur zum Teil auf sie ein, sie produziert auch anderes. Da die Antwort später ist als die Frage, kann sich die Differenz zwischen Antwort und Frage in die Differenz zwischen "Neuem" und "Altem" verwandeln, also in Abfolge, Entwicklung oder Bewegung. Auf diese Weise kann man durch die Frage etwas erfahren, was man gar nicht erfragt und sogar: was man gar nicht erwartet hat. Für den Erfolg einer so verstandenen Fragestellung ist die Differenz zwischen Frage und Antwort-Inhalt entscheidend, die groß genug sein muß, um genügend "Neues" zu enthalten, aber klein genug, um das "Neue" mit dem "Alten" noch in Verbindung zu bringen. Nur unter diesen Umständen tritt Bewegung ein, hebt das Neue das Alte auf. Dieser Zweck der Frageverwendung ist die Erforschung von Neuem.

Den drei Zwecken entsprechend, kann man drei Arten von Fragen unterscheiden, die gleichzeitig drei Frageformen sind:

1. Die expressive Frage; der Frager und die Frage geben den Ton an, bestimmen ihren Adressaten.
2. Die rezeptive Frage, der Antworter und die Antwort geben den Ton an, bestimmen den Frager.
3. Die explorative, heuristisch verwandte Frage, die sich von Frager und Antworter löst und ihren Gegenstand erforscht.

Dies sind "reine" Zwecke, die aber nur rein sind durch Vereinseitigung und als Abstraktion; als konkrete Frage enthalten die expressive und die rezeptive Frage die jeweils andere mit. Die explorative Form enthält beide. Es ist deswegen falsch, sie als miteinander unverbundene Möglichkeiten, als Klassifikationen anzusehen. Sie sind Modi, durch Fragen ein soziales Verhältnis oder eine Beziehung zu sozialen Gegenständen herzustellen.

Die explorative ist der explorativen Sozialforschung besonders angemessen. Weil sie aber Ausdruck *und* Rezeption enthält, als Frage beide Äußerungsformen besitzt und diese auch, zu einem gewissen Grade, Gegenstandsbezug haben, sollen die expressive und die rezeptive Frage ebenfalls verfügbar sein für entdeckende qualitative Sozialforschung.

II. Die expressive Frage

Ihr eigentlicher Zweck ist die Äußerung oder Selbstdarstellung. Im Alltagsleben sind expressive Fragen (und Behauptungen) häufig. Zwar bieten sie auch die Möglichkeit zur Antwort, sind in dieser Hinsicht "Fragen", aber die Antwort tritt gegenüber der Frage in den Hintergrund. Der Angesprochene ist eher Publikum als Gegenüber, eher Zuhörer als Antwortender. Was von ihm eigentlich verlangt wird, ist Zustimmung zu einer in eine Frage gekleideten Erklärung oder eine Entscheidung zwischen Alternativen, die der Fragesteller festgelegt hat. Diese Frageform ist Frager- und Frage-zentriert.

Expressive Fragen sind kommunikationsfeindlich, wenn man unter Kommunikation eine wechselseitige Beziehung versteht. Sie nützen aber der einseitigen Mitteilung einer Botschaft von einem "Sender" an einen "Empfänger". Deswegen sind expressive Fragen, außer im Alltag, in jenen Sparten besonders verbreitet, deren Anliegen der Transport einer Mitteilung ist, also im Verkaufsgespräch, der Werbung, der politischen Propaganda, einem einseitigen Journalismus. Besonders geeignet sind solche Frageformen in Situationen, in denen einzelne einer Vielzahl von anderen gegenüberstehen, die sich nicht direkt äußern können: in Massenversammlungen und bei Massenmedien. In der Extremform werden diese Art von Fragen eingesetzt, um einerseits den Frager darzustellen und aufzubauen, andererseits Zuhörer zu schwächen, zu beeinflussen oder zu Äußerungen zu veranlassen, die nicht in ihrer Absicht oder in ihrem Interesse liegen. Mit anderen Worten: diese Frageform unterstreicht das *aggressive* Element, das jede Frage schon dadurch besitzt, daß sie den Fragesteller in den Vordergrund schiebt einfach weil sie gestellt wird und dem Angesprochenen eine Aufgabe gibt.

Alltagsbeispiele sind die ungehörigen, unpassenden, frechen, als peinlich empfundenen Fragen, die bohrenden und penetranten, die Nachfragen nach einer als ausreichend erachteten Antwort. Kinder haben Phasen des "Warum?"-Fragens, die auf die Nerven gehen. Rhetorische Fragen setzen die Antwort schon voraus, Suggestivfragen wollen die Antwort in eine bestimmte Richtung lenken. Der Akteur ist immer der Frager, der Zuhörer ist Zuschauer oder Opfer.

Deswegen gibt es soziale Techniken, die in einer Frage enthaltene Aggressivität zu kontrollieren. Es gilt als höflich zu fragen, ob man etwas fragen darf; ob eine Person erlaubt, sie anzusprechen, indem man sie anspricht. Vor Gericht ist geregelt, welche Art Fragen gestellt werden dürfen; der Angeklagte oder Zeuge kann vor bestimmten Fragen sicher sein. Sein Schutz bezieht sich auch auf die Auskunftspflicht. Gleiches ist durch höchstrichterliche Entscheidungen für amtliche Zensus-Erhebungen bestimmt.

In der schöngeistigen Literatur sind expressive Fragen zahlreich. Ein Beispiel aus Thomas Manns *Lotte in Weimar* (1939). Das dritte Kapitel beginnt:

Charlotte erhob sich hastig aus ihrem Sessel.

"Er ist es, Mager?" fragte sie verwirrt. "Was gibt es? Herr Doktor Riemer? Was für ein Herr Doktor Riemer? Meldet Er mir gar einen neuen Besuch? Was fällt Ihm ein! Das ist ganz unmöglich! Welche Zeit haben wir? Eine sehr späte Zeit! Mein liebes Kind", wandte sie sich an Miss Rose, "wir müssen dies freundliche Beisammensein sofort beenden. Wie sehe ich aus? Ich muß mich ankleiden - und ausgehen. Man erwartet mich ja! Leben Sie wohl! Und Er, Mager, sag' Er jenem Herrn, daß ich nicht in der Lage bin, zu empfangen, daß ich schon weg bin..."

Charlotte erwartet keine Antwort auf ihre Fragen und wenn, dann eine bestimmte, die sie sich selber gibt. Dabei sind die Fragen schon Antworten, Reaktionen nämlich auf die Ankündigung eines Besuchs. Dies veranlaßt sie, mit ihren Fragen *darzustellen*, was ihr durch den Kopf geht, als "Herr Doktor Riemer" gemeldet wird. Fragen werden hier *expressiv* genutzt.

III. Die rezeptive Frage

Bei dieser Frageform dominiert nicht die Frage, sondern die Antwort. Der Frager erhält "anderes" und zumeist "mehr" zurück als er gibt, die rezeptive Frage erzeugt eine Ungleichheit zu Ungunsten des Fragestellers.

Dies kann erwünscht sein. Dann wird der Adressat der Frage zur Antwort aufgefordert, höflich, "mit fragendem Blick" oder verbal: "Ja bitte?", "ich höre", "sagen Sie mir...?", "geben Sie mir Auskunft...?", "lassen Sie mich wissen...?", etc. Oder mit Nachdruck, unter Androhung von Maßnahmen, eine Person zur Antwort oder zum Sprechen zu bringen. Die Frage des Fragestellers ist Aufforderung zur Antwort, hat nicht Gehalt in sich selbst.

Ontogenetisch liegt die rezeptive Phase, die des Aufsaugens von "Antworten" über Gott und die Welt, als pubertäre Erscheinung angesehen, später als der Beginn der expressiven Verwendung der Frage. Kinder teilen sich mit, halten ihre Umgebung durch "Warum?"-Frage-Serien in Atem, wollen zum Leidwesen der Eltern nicht "hören". Daraus sollte nicht auf eine entwicklungslogische, entwicklungspsychologische oder gar genetische Abfolge von expressiven und rezeptiven Frageformen geschlossen werden, da dialektisches Umschlagen von Aktivität und Rezeptivität schon in frühester Kindheit zu beobachten ist und die "Natürlichkeit" eher in der Gleichzeitigkeit des Widersprüchlichen und der daraus folgenden Bewegung liegt, als in der Entwicklung der verschiedenen Formen nacheinander. Der heuristisch gesteuerte Dialog muß aber wohl als Höherentwicklung angesehen werden, weil in ihm Aktion und Reaktion auf "entwickelte", weil reflektierte und

kunstvoll ineinander verschränkte Weise "aufgehoben" sind, obgleich Umweltorientierung und Erkenntnisgenerierung in nicht-sprachlichen Vorformen des Dialogs bei allem Lebendigem vorhanden sind.

Ein Beispiel für die rezeptive Frageform aus der Literatur sei auch hier angeführt. In William Shakespeares *Heinrich IV, 1. Teil*, heißt es (Akt I, Szene 2, nach dem englischen Text der Oxford-Ausgabe):

Falstaff: Hallo Heinz, welche Tageszeit haben wir denn, Junge?

Prinz: Du hast einen so verfetteten Geist vom Südweintrinken und vom Westenaufknöpfen nach dem Essen und vom Schlafen auf Bänken am Nachmittag, daß Du echt vergessen hast, zu fragen, was Du eigentlich wissen willst. Was zum Teufel hast Du mit der Tageszeit im Sinn? Höchstens, wenn die Stunden Gläser voller Südwein wären und die Minuten gemästete Hähnchen und der Glockenschlag die Stimmen der Kuppelinnen und die Zifferblätter Aushängeschilder der Freudenhäuser und die gesegnete Sonne selbst eine richtig heiße Hure in feuerrotem Taft, sonst sehe ich keinen Grund, warum Du so überspannt sein solltest, nach der Tageszeit zu fragen.

Die naive, vielleicht dumme, jedenfalls harmlose Frage nach der Tageszeit (Falstaff hat wohl nach dem Essen geschlafen und es ist Nachmittag) produziert einen Schwall von Antworten Heinrichs auf ganz andere Fragen als die gestellte, wie die nach dem Verhältnis Falstaffs zur Frage (seinem Geisteszustand, seiner Fähigkeit, angemessen zu fragen) und nach seinem Verhältnis zur Tageszeit (unter welchen Umständen er sich überhaupt für sie interessieren könnte): die erwartete Antwort erhält er nicht. Bei dieser Frageform ist - in diesem Fall - die Antwort übermächtig, sie geht über die Antwortmöglichkeiten hinaus, die der Leser/Zuschauer und auch Falstaff selbst billigerweise erwarten könnten, ohne sie allerdings ganz zu verlassen, da sie auf "Frage" und "Tageszeit" gleichwohl reagiert, auf überraschende Weise und barock, wie wir im Nachhinein diagnostizieren können (der Text - wahr scheinlich von 1597 - ist vierhundert Jahre alt). Der Frager wird durch die Antwort zurechtgewiesen; Anlaß für die Zurechtweisung ist seine "blöde" Frage, deren Antwort er sich hätte selbst geben können, nach Meinung des Prinzen jedenfalls, wäre er noch bei Troste. Das Herrschaftsverhältnis ist also das umgekehrte wie bei der expressiven Frage: es dominiert der Antwortende, der Frager "erhält" seine Antwort.

IV. Die explorative Frage

Sie bedarf der Intention, richtet sich auf einen Gegenstand, der als Ziel der Frage identifiziert ist und sucht sich Kenntnisse über diesen Gegenstand zu verschaffen. Deswegen ist sie der Überlegung und Planung zugänglicher als die mehr spontanen, expressiven und rezeptiven Frageformen. Sie ist deswe-

gen in besonderem Maße für rationales Vorgehen geeignet. Explorative Fragen können zu Erkenntnis führen und sind entscheidend für die entdecken den Wissenschaften; die klassische griechische Philosophie ist von der Entwicklung der dialektischen Denk- und Frageweise nicht zu trennen.

Die explorative Frage ist die Metaform der Frage, sie nutzt die Dialektik im Frage-Antwort-Ablauf zum Erkenntnisgewinn: Frage und Antwort sind verschieden, gehören aber auch zusammen, bilden eine Einheit. Die Verschiedenheit ist dann heuristisch ergiebig, wenn die Antwort die Frage gleichzeitig bestätigt *und* korrigiert. Dieser Grad der Differenz bei grundlegender Ähnlichkeit kann zur Bewegung führen, die das unreflektierte Frage-Antwort-Verhältnis überwindet und Erkenntnisfortschritt bringt über den Gegenstand, der das Thema der Frage ist. Wie kommt man zur explorativen Verwendung der Frage?

Das Grundproblem ist der Umstand, daß explorative Aspekte in den expressiven und rezeptiven Fragen, wie in allen Frageformen, zwar angelegt sind, dort aber nicht zum Ausdruck kommen, weil sie personen- und machtbezogen, also sozial eingesetzt werden. Deswegen müssen heuristische Kapazitäten aus ihnen extrahiert werden, was nur durch zielgerichtetes Tun zu leisten ist. Die Aufgabe besteht zunächst darin, die explorativen Aspekte in den expressiven und den rezeptiven Frageformen zu fördern und die explorationsfeindlichen zu vermeiden. Förderlich z.B. ist die Möglichkeit, die expressive Frage zur Explikation einzusetzen, also die Situation und die Umstände zu erkunden, die zur Fragestellung führen. Förderlich für die Exploration bei rezeptiver Fragestellung ist die Möglichkeit, über die durch die Frage nahegelegten Antwortmöglichkeiten hinauszugehen.

Nachteil beider Frageformen ist ihre Macht- bzw. Herrschaftslastigkeit; bei der expressiven zugunsten des Fragers, bei der rezeptiven zugunsten des Antwortenden. Das Auskämpfen oder Bekräftigen der Herrschaftsbeziehungen im Frage-Antwort-Ablauf verändert oder bestätigt die augenblicklichen *sozialen* Verhältnisse, in die Frager und Antwortender eingebunden sind, und verhindert die Nutzung der Frage zur Exploration darüber hinausgehender Umstände. Beispielsweise konnte ein Europäer in bestimmten Regionen Südostasiens, die der Kolonisation unterworfen waren, auf eine Frage, ob man zu der Straße XY auf dem richtigen Weg sei, sinngemäß die Antwort erhalten: "Natürlich, mein Herr, ganz richtig!", unabhängig von der im europäischen Sinne als "objektiv" verstandenen Wahrheit dieser Aussage. Die Frage wurde vom Antworter also als *expressiv* verstanden, die traditionelle Überordnung der Europäer bestätigend, wohingegen der Frager einen *explorativen* Frage-Typus im Sinne hatte.

Das Problem kann nicht dadurch gelöst werden, daß ein "egalitäres" oder "demokratisches" Herrschaftsverhältnis angestrebt oder daß Verstehen gebunden wird "... an das Prinzip vernünftiger Rede, demzufolge Wahrheit nur

durch den Konsensus verbürgt sein würde, der unter den idealisierten Bedingungen unbeschränkter und herrschaftsfreier Kommunikation erzielt worden wäre und auf die Dauer behauptet werden könnte", wie Jürgen Habermas vorgeschlagen hat (1970, 296). Nicht nur deswegen nicht, weil *erstens* die idealisierten Bedingungen herrschaftsfreier Kommunikation nur gedacht, im Sozialen nicht vorgefunden werden können, auch in gutwilligen und aufgeklärten Kleingruppen nicht (man lese unter diesem Aspekt die Gespräche von Habermas mit Herbert Marcuse, 1978, oder die Diskussion der Expertengruppe Leithäusers 1988), weil *zweitens* die idealtypische Konstruktion der Herrschaftsfreiheit auch die "vernünftige Rede" zur Idealisierung verflüchtigt und ihres Realitätsgehaltes beraubt, vor allem aber *drittens* nicht, weil jede Fixierung auf *bestimmte* Bedingungen die explorativen Chancen eines Forschungsinstruments einengt. Die Lösung des Problems, das durch festgelegte und in das Verhältnis eingeschliffene soziale Bedingungen verursacht wird, kann nur durch Flexibilisierung dieser Bedingungen erfolgen, nicht durch ihre Aufhebung, wozu die Variationstechniken dienen, die später besprochen werden.

V. Fragen als Mittel für Experiment und Beobachtung

Fragen verschiedener Arten, die expressive, die rezeptive und die heuristische Verwendung beider, können auf grundlegende Weisen zurückgeführt werden, wie Menschen sich gegenüber ihrer Umwelt und gegenüber sich selbst verhalten: mehr aktiv und mehr rezeptiv. Beide Handlungsarten enthalten latent ihr Gegenteil. Die aktive ist nicht möglich ohne die Basis der Rezeption, Tun nicht ohne Empfinden; die rezeptive kann selbst nur geschehen durch Aktivität des Rezipierenden, sichtbar etwa in der (aktiven) Selektion des Wahrgenommenen. Zufälliges Entdecken ist der Erfolg der Anwendung einer der beiden Verfahrensweisen. Systematisches Entdecken ist die erwartete Folge des überlegten Einsatzes beider; zu seiner Steuerung dienen die vier Grundregeln qualitativ-heuristischer Sozialforschung.

Zum Erkenntnismittel geformt, wandelt sich die Aktivität der Forschungsperson in das naturwüchsige Experimentieren und später, unter dem Einfluß von Reflexion und Intentionalität, in das wissenschaftliche *Experiment*. Die rezeptive Handlungsweise führt zum naturwüchsigen Beobachten des Alltags und zur wissenschaftlichen Form der *Beobachtung*. Werden die Handlungsformen verbalisiert, so erscheinen die beiden Grundformen der Frage: die aktive Handlungsform ist enthalten in der expressiven und damit der "experimentellen" Frage; die rezeptive Handlungsform in der rezeptiven Frage und damit der "beobachtenden". Experiment und Beobachtung drücken sich also aus in der expressiven und der rezeptiven Frage. Damit ist der Ge-

brauch der Frage für Experimente und Beobachtungen möglich.

Ich empfehle eine Verwendung der Begriffe "Experiment" und "Beobachtung", die über die der Lehrbücher hinausgeht, die Experiment und Beobachtung als Arten des direkten Umganges der Forschungsperson mit ihrer Umwelt verstehen. Die indirekte, vermittelte, sprachlich transformierte Interaktion der Forschungsperson mit ihren Forschungsgegenständen bleibt bei dieser Begriffsfassung ausgespart. Der weitere Begriff kann sich das Argument zugute halten, daß die *grundlegenden* Arten, wie Menschen sich mit ihrer Umwelt auseinandersetzen, nämlich mehr aktiv oder mehr rezeptiv, agierend oder reagierend, mit all ihren Abstufungen und Verflechtungen, in allen Subjekt-Objekt-Beziehungen zu finden sind, bei den direkten wie auch bei den symbolischen.

Der Unterschied zwischen Experiment und Beobachtung als direkter Methode zur Erforschung von Gegenständen einerseits und der aktiv oder rezeptiv verwandten Frage andererseits ist die Verbalisierung oder der *Grad* der Verbalisierung, wenn man auch nicht-verbale Techniken für insgeheim verbal hält, weil menschliches Leben ohne Begrifflichkeit und ohne Sprache nicht existieren kann. Experimente und Beobachtungen als Frage sind jedenfalls *manifest* verbal. Damit sind sie zwar indirekter, mehr vermittelt als der direkte Umgang mit den Gegenständen der Forschung durch Experiment und Beobachtung im herkömmlichen, engeren Sinne, aber sie können gleichen Regeln für Planung, Anlage, Ausführung und Analyse folgen. Ist dem so, dann wird man Fragen anders verstehen müssen als bisher: sie sind Instrumente der wissenschaftlichen Arbeit wie Experiment und Beobachtung. Frageform, Frageinhalte und Fragestrategien sind dann mit den Verfahren verknüpft, die Experiment und Beobachtung bestimmen und finden sich eingebettet in eine allgemeine Forschungsmethodologie.

VI. Fragen an Menschen und Fragen an Dinge

Das Modell für die Frage-Antwort-Abfolge ist die Fragestellung an eine *andere Person*. Nehmen wir an, der Frager weiß schon, was er fragen will. Worauf hat er dann zu achten? Er sucht eine andere Person, von der er annimmt, daß sie auf die Frage eine Antwort geben kann und will. Er stellt Umstände her, die der Beantwortung der Frage günstig sind. Dabei und bei der Frageformulierung benutzt er ein Vorverständnis, das ihn selbst, die zu befragende Person, das Sprachliche, Gestische, die Situation, das Umfeld im allgemeinen betreffen. Eine gewisse *Anpassung* an die sozialen und kulturellen Gegebenheiten ist für den Erfolg der Fragestellung nötig. Dafür muß der Fragesteller das vermutliche Ergebnis seines Handelns *antizipieren*. Er muß sich vorstellen, was passiert, wenn die Befragungshandlung vorgenom-

men wird. Diese Erwartung dient zur Ausrichtung seines eigenen Verhaltens. Tritt dann die Situation ein und erhält er eine Antwort - oder auch nicht -, wird er versuchen, seine Handlungen und Vorstellungen gegebenenfalls an die neue Situation anzupassen, usw. (Zum Situationsbegriff: W. I. Thomas, zum Handlungsbegriff: G. H. Mead, u.a.).

Wird die Frage nicht an eine andere, sondern an die *eigene Person* gestellt, so bleibt es beim situativen und antizipatorischen Moment. Man wird Umstände herstellen, die eine Beantwortung der Frage begünstigen und die Frage so fassen, daß man sie (vermutlich) auch beantworten kann. Wenn man eine Lösung nicht auf Anhieb findet, wird man vielleicht die Aufgabe etwas anders stellen, Teilprobleme vorziehen, etc. Die Denkpsychologie hat ähnliche Prozesse untersucht (besonders die Gestaltpsychologie: Duncker 1935, Wertheimer 1945). Insofern entsprechen die Handlungsweisen einer Person auch bei einer (erfolgreichen) Selbstbefragung denen bei einer Fragestellung an ein Gegenüber. Die Probleme liegen nur darin, daß "Fragesteller" und "Antworter" identisch sind, daß Personen also Schwierigkeiten haben können, ihre "Frage" von ihrer eigenen "Antwort" zu trennen. Um dies zu erleichtern, gibt es Techniken (lautes Denken, Niederschrift der Frage und der Antworten, Protokollierung des Verlaufs, der Reflexionsergebnisse usw.). Diese Probleme brauchen uns hier nicht weiter zu beschäftigen, ebenso nicht die hypothetischen Fragen ("Gedanken-Experimente"), bei denen Antworten nicht oder nicht sogleich an Außenkriterien geprüft werden.

Wie ist es nun mit einer "Befragung" von *Dingen*? Im Prinzip genauso, denn die Anpassung des Fragers an die Situation und seine Vorwegnahme des Ergebnisses des Handelns können auch auf Objekte bezogen werden und werden es auch in der Alltagspraxis. Nur ist eine solche "Befragung" symbolisch oder metaphorisch zu verstehen. Im übertragenen Sinne kann man die Erforschung von Gegenständen in die Frage-Antwort-Abfolge umformen und dann auch von Dingen eine "Antwort" erhalten. Das Gleiche trifft zu für Texte. Das Metaphorische besteht darin, daß die Gegenstände nicht *wirklich* "antworten", sondern daß die Antwort, stellvertretend für sie, vom Frager gegeben wird. Insofern ähnelt die "Befragung" der Selbstbefragung. Im Unterschied zu ihr sind die Antworten nicht gedacht, sondern gefunden. Bei Texten sind sie Teile des Textes. Deswegen steht das Problem der Objektivität des Verfahrens, das bei Selbstbefragung offensichtlich ist, hier nicht im Vordergrund. Es ist zwar die (subjektive) Entscheidung des Forschers, welche Textteile er auf seine "Frage" als "Antwort" auswählt, aber die ausgewählten Texte sind Teile des wirklichen Textes. Der Subjektivismus der Textauswahl muß aber im Forschungsprozeß durch die Anwendung der Forschungsregeln überwunden werden.

Sie besagen, daß Forschung als Prozeß aufgefaßt wird, in dem sich die Objektivität (als Intersubjektivität) erst herstellt. Zu *Beginn* der Forschung

sind Entscheidungen subjektiv, in ihrem Fortgang korrigieren sie sich aber durch zunehmende Anpassung der Fragen an den Untersuchungsgegenstand, was erreicht wird durch die Variation der Fragen im Dialog. Hierdurch unterscheidet sich diese Art überwindbarer Subjektivität von der stabilen, etwa beim Codieren von Antworten in vorgefaßte Kategorien.

Wir halten fest, daß der Frage-Antwort-Prozeß sowohl in bezug auf andere Personen als auch auf die eigene Person und auf alle Arten von Gegenständen und Verhältnissen in Gang gesetzt werden kann, daß die Forschungsprobleme im einzelnen bei verschiedenen Arten von Adressaten zwar verschieden sind, daß aber allgemeine Prinzipien existieren, nach denen Zusammenhänge entdeckt werden können.

VII. Regeln für den Entwurf von Fragen

Dies sind die Regeln für die Anlage und Abwicklung qualitativer Sozialforschung im allgemeinen, angewandt auf die Frage.

Die Motivation, vom Gegenüber zu lernen, die Neugier auf das Unbekannte und die Bereitschaft, die eigene Meinung über den Gegenstand zu verändern, also das Risiko einzugehen, daß sie sich gegebenenfalls als Vorurteil erweist, ist die Grundregel für qualitative Forschung über das Handeln der Forschungsperson (Regel 1). Die Fragen werden gestellt mit einem Vorverständnis vom Gegenstand, aber auch mit einem Vorverständnis, das den/die FragerIn selbst, die zu befragende Person, die soziale Situation, das Sprachliche, Gestische, das allgemeine kulturelle Umfeld usw. betreffen. Wie kann man von hier aus den Weg finden zur Erkenntnis des Gegenstandes? Indem der Gegenstand im Forschungsprozeß in die Mitte gerückt wird, also Übergang von der Forscher-Zentrierung zur Gegenstands-Zentrierung.

Die Basisverfahren (Regeln 3 und 4), auf Fragen bezogen, sind Variation der *Fragen* und Analyse der *Antworten* auf Gemeinsamkeiten. Beide Strategien beeinflussen sich gegenseitig, so wie bei heuristischer Verwendung der Frage im explorativen Dialog, Frage und Antwort voneinander "lernen". Wir legen hier den Akzent auf die Frage und ihre Variation, die möglichst groß sein sollte um den Gegenstand möglichst verschieden darzustellen.

Variation relativiert die Einflüsse der Sichtweisen und bringt, bei Feststellung des Gemeinsamen, die Konstanz zur Geltung, damit die Kenntnis des Gegenstandes. *Alle* Aspekte sind zu variieren, von denen man annimmt, daß sie einen Einfluß auf die Daten haben. Deswegen muß auch die Frage variiert werden. Regel 3 fordert die "maximale strukturelle Variation der Perspektiven". Damit ist zweierlei beabsichtigt: zum einen die Möglichkeit der "Anpassung der Gedanken an die Tatsachen", wie Ernst Mach formuliert hat (1905, 164) und zum zweiten die Herstellung einer kritischen Distanz

der Forschungsperson zum Gegenstand, da die verschiedenen Perspektiven miteinander kontrastieren und so eine naive Identifizierung des Fragers mit *einer* Antwort verhindern. Für die Forscher gibt es keinen direkten Weg zum Gegenstand, nur den kritischen, der die Antworten auf maximal variierte Fragen relativiert. Daß die anzustrebende Verschiedenenartigkeit der Sichtweisen vom jeweiligen Gegenstand abhängt, von ihm bestimmt werden soll, darauf soll der Begriff "strukturell" hinweisen, der die Struktur des Gegenstandes meint. Da sie zu Beginn des Forschungsprozesses noch nicht bekannt ist, soll der Gegenstand als "vorläufig" angesehen werden: er ist zunächst das, für das man ihn hält. Man wird auf der Ebene des Vorverständnisses Fragen formulieren; erst im Verlauf der Forschung wird er sich in seiner eigentlichen Gestalt zu erkennen geben (Regel 2).

Welche Techniken gibt es, um Variation zu erreichen? Vor allem müssen wir versuchen, unseren bisherigen Blickwinkel zu verlassen. Dazu unterstellen wir, daß er vielleicht nicht so wichtig war oder daß es noch andere Seiten des Themas gibt. Wir nutzen unsere Fähigkeiten, die der Definition, der Festlegung, der Endgültigkeit, einer "festen Meinung" über den Gegenstand, *entgegengesetzt* sind. Wir gehen wie "spielerisch" an unser Thema heran, oder "probeweise", d.h., wir versuchen dies und das, probieren Unterschiedliches aus, um zu sehen, wo wir weiterkommen; dabei lernen wir, wie sich der Text "benimmt", wir erfahren etwas über ihn und bei dieser Gelegenheit auch über uns. Das stupide "trial-and-error-Verfahren" lassen wir beiseite, es taugt nur für Ratten im Irrgarten, deren Lebensraum experimentell auf Ja-Nein-Alternativen reduziert wurde; solange wir noch denken, kombinieren und aus unseren Erfahrungen lernen können, nutzen wir unser Denken und unsere Einsicht.

Probleme in einer solchen Situation werden unter dem Stichwort "Kreativitätsforschung" von der Kognitionspsychologie behandelt. Die Grundfrage ist immer die, wie ich vom "Alten" zum "Neuen" komme, also über mein Vorverständnis hinaus. Das ist ein dialektischer Prozeß, der im Forschungsvorgang selbst, in der Auseinandersetzung zwischen der Forschungsperson und ihrem Forschungsgegenstand abläuft. In der Vorbereitungsphase, beim Entwurf von Fragen, wird der Vorgang ins Denken verlegt. Gedankenexperimente haben hier ihren Platz.

Fragen zu einem Text (oder überhaupt zu einem Gegenstand) können in dreierlei Hinsicht variiert werden: nach ihrer Form, nach ihrem Inhalt und in ihrem Zeitablauf. Im folgenden nennen wir einige Verfahren zur Variation der Frageperspektiven.

VIII. Techniken zur Variation von Fragen nach ihrer Form

(1) Die Unterschiedlichkeit der *expressiven* und der *rezeptiven* Frageform kann in explorativer Absicht genutzt werden. Eine Frage kann zielgerichtet sein und zupackend, oder auch rezeptiv und unbestimmt. Die Person kann bestimmt auftreten und fragen oder die Frage nur andeuten; mehr direkt sich äußern oder indirekt, demonstrativ fragen oder verdeckt, die Frage mehr als Experiment verwenden oder mehr zur Beobachtung; alle Frageformen, die in einer Gesellschaft verfügbar und jeweils gegenstandsadäquat sind, sollen ihr zu Gebote stehen. Falsch ist die These, eine *bestimmte* Frageform sei für qualitative Sozialforschung am besten geeignet, weil jedes Festschreiben die explorativen Möglichkeiten der Frage ohne Not einschränkt. Wechsel zwischen expressiven und rezeptiven Fragen ist also *eine* Variationsmöglichkeit.

(2) Veränderungen im Grad der "Offenheit" oder "Geschlossenheit" der Frage ist eine andere. Dies bestimmt, in welchem Maße Antworten durch die Form einer Frage vorgegeben sind. Bei "offenen" Fragen, das sind solche, die *nicht* durch ja/nein, Zahlen, oder Begriffe beantwortet werden können, ist die Formulierung der Antwort der antwortenden Person überlassen, bei "geschlossenen" Fragen, also solchen, die Ja/Nein-Alternativen, Listen, Skalen, Kartenspiele den Befragten vorlegen, sind den Befragten die Antwortdimensionen vorgegeben. Daß die "offene" Frageform der qualitativen Sozialforschung zugeschrieben wurde ist Folge des Umstandes, daß die "geschlossene" Frage in den Statistik-Lehrbüchern und den Methodenbüchern der quantitativen Sozialforschung als die eigentlich "wissenschaftliche" Frageform propagiert wird, eben weil sie Quantifizierung erlaubt - Quantifizierbarkeit ist aber kein Wahrheitskriterium. Unter diesen Umständen ist es richtig, die Existenz anderer Frageformen, also auch der "offenen" zu betonen. Jede *Festlegung* auf einen *bestimmten* Fragetypus bedeutet aber auch hier eine Verfestigung und Instrumentalisierung, die der geforderten Variation der Frageform widerspricht. "Offenheit" der Forschungsperson für den Forschungsgegenstand (Regel 1) heißt bei explorativer Forschung: Offenheit gegenüber Frageformen im allgemeinen, also auch die Bereitschaft, "geschlossene" Fragen in qualitativer Sozialforschung zu verwenden. Ein gutes Beispiel für den Gebrauch unterschiedlicher Frageformen (und unterschiedlicher Forschungstechniken generell) ist die unter der Leitung von Paul F. Lazarsfeld ausgeführte, berühmte "Marienthal"-Studie (Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel, 1933).

(3) Ein weiterer wichtiger Aspekt für die Variation von Fragen ist das sprachliche *Abstraktionsniveau*. Fragen können konkreter oder abstrakter formuliert sein, mehr Anschauliches oder mehr Begriffliches mitteilen und als Antwort fordern. Sensibilisierung für diesen Aspekt kann verhindern, daß Fragen nicht verstanden werden, obgleich sie sprachlich "richtig" gestellt

sind, weil nämlich, z.B., ihr Abstraktionsniveau zu hoch ist. Differenzen treten besonders auf, wenn das Sprachniveau der Forschungsperson verschieden ist von dem des Dialogpartners im Hinblick auf Nationalität und soziale Schicht; aber auch Alter ("Modernität"), Geschlecht und Schulbildung können eine Rolle spielen. Die jüngere, universitär gebildete Forschungsperson ist im allgemeinen gut beraten, sich einer einfachen, nicht technisch-wissenschaftlichen Sprache zu bedienen, die anschaulich ist und sich diese zu erarbeiten, sollte ihr Gebrauch verloren gegangen sein. Begriffe sollen aus der Lebenswelt der Beforschten stammen, nicht aus der der Forschungsperson. Eine Variation auch des Sprach- bzw. des Abstraktionsniveaus ist aber auch hier zu empfehlen.

IX. Techniken für die Variation von Fragen nach ihrem Inhalt

Fragen zu einem Gegenstand sollen auch verschieden sein nach ihrem *Inhalt*. So wie es keine feste Form gibt für die Entdeckung von Sachverhalten, so gibt es auch keine Festlegung im Inhalt. Daß die Frageninhalte verschieden sein müssen, abhängig vom jeweiligen Gegenstand, ist klar; wichtig zur Exploration ist aber die Notwendigkeit der inhaltlichen Variation der Fragen zum *gleichen* Gegenstand. Um herauszufinden, welche Fragen vom Forschungsgegenstand beantwortet werden, muß man ihn probeweise, spielerisch und in Gedanken befragen.

Im einzelnen erscheinen folgende Techniken als nützlich:

- (1) Wir nehmen die vermutlichen "Antworten" vorweg und richten die Fragen darauf aus, gehen also nicht von der Frage, sondern von der "Antwort" aus: Umkehr des Frage-Antwort-Prozesses.
- (2) Wir gehen aus von den Ungewöhnlichkeiten des Textes, die uns auffallen, von den Abweichungen von dem, was wir als das "Normale" ansehen, machen die Paradoxien zum Gegenstand der Frage. "Paradoxien" sind Abweichungen des Vorgefundenen vom Erwarteten, die als extrem empfunden werden. Solche "Abweichungen" kann man experimentell herstellen, indem der Forscher den Text oder einen Textteil, nachdem er ihn gut zur Kenntnis genommen hat, aus dem Gedächtnis reproduziert und ihn dann mit dem Original vergleicht. Was hat er ausgelassen? Was nicht begriffen? Was wurde nicht gesehen? Der Vergleich mit dem Original deutet auf Fragen, die der Forscher stellen kann und die außerhalb seines bisherigen Textverständnisses liegen.
- (3) Eine weitere Technik ist es, das Umfeld des Textes zur Kenntnis zu nehmen, also das, was ihm - möglicherweise - vorausgeht oder ihm nachfolgt. Andere Publikationen desselben Autors können auch zu Fragen führen, die an den Text gestellt werden. Ebenfalls können sich Fragen ergeben durch

Kenntnis der Persönlichkeit des Autors, anderer Autoren, anderer Personen zur gleichen Zeit und aus der gleichen Region, etc. Schließlich kann es nützlich sein zu erfahren, was andere Personen über den Text oder den Autor oder die Zeit gedacht oder geschrieben haben, natürlich auch wissenschaftliche Autoren. Zu warnen ist aber vor der Meinung, man solle zunächst mehr oder weniger alle oder auch nur die wichtigsten wissenschaftlichen Publikationen zum Thema studieren, ehe man sich überhaupt mit dem Gegenstand beschäftigt. Die Relevanz eines Themas ist aus der wissenschaftlichen Literatur nicht zu klären, nur die Relevanz für Wissenschaftler einer bestimmten Richtung. Außer, daß sich Vorurteile verfestigen - wer hat nicht Präferenzen für bestimmte Arten von Literatur? - verliert man viel Zeit und vielleicht auch die Lust, sich überhaupt noch mit dem Gegenstand auseinanderzusetzen. Spezielle, mit dem Gegenstand direkt befaßte wissenschaftliche Literatur liest man am besten erst zu Ende der Analyse, dann nämlich, wenn man schon weiß, was die Analyse erbracht hat und eine faktische Basis zur Beurteilung wissenschaftlicher Literatur vorhanden ist.

(4) Allgemeine wissenschaftliche Kenntnisse soll man sich aber frühzeitig aneignen, um zu erkennen und beurteilen zu können, in welcher Entwicklungsphase sich die Wissenschaften derzeit generell befinden. Dieses Ziel ist für einzelne bei der vorherrschenden Spezialisierung und der Ausbildung von Spezialsprachen für alle Teil-Wissenschaften praktisch unerreichbar und reflektiert die vielzitierte "neue Unübersichtlichkeit" (Habermas 1985) als Kennzeichen der Moderne. Jedoch ist schon der Versuch lohnend, sich mit anderen Wissenschaften zu beschäftigen, so wie mit anderen Sprachen, Kulturen und Lebenswelten: sehr ergiebige Fragen können daraus für den "eigenen" Problembereich entstehen.

Man sieht, man kann sowohl "immanent" an einen Text herangehen, als auch sein Umfeld, mehr oder weniger eng gefaßt, als Stoff für den Entwurf von Fragen heranziehen.

X. Techniken zur Variation der Frage im Zeitablauf

Schließlich ist die *zeitliche* Variation der Fragen gefordert. Flexibilisierung der Fragen im Zeitablauf ist die dritte Art der Variation. Dies bezieht sich im engeren Sinne auf die Veränderung der Fragen in späteren Phasen der Untersuchung, im weiteren auf die Geschichtlichkeit jeglicher Fragestellung.

Der zeitliche, dynamische oder Entwicklungsgesichtspunkt ist insofern übergreifend, als die formalen und inhaltlichen Variationen eher statisch sind, der Forschungsprozeß aber durch das Dialogverfahren in Bewegung gesetzt wird und sich im Zeitverlauf verändert. Ist er heuristisch gesteuert, d.h. auf Erkenntnis des Forschungsgegenstandes abzielend, dann werden sich

die Gedanken an die Tatsachen anpassen. Dabei sind die Anfangsstufe, die Phase des Verlaufs und die Schlußphase zu unterscheiden.

(1) Zu Beginn der Forschung, wenn nur Mutmaßungen über ihn vorliegen, wird sich die Forschungsperson *vorsichtig* dem Gegenstand nähern. Dies ist bei Texten nicht so gravierend wie im sozialen Feld, wenn "wirkliche" Gegenstände untersucht werden. Hier hat sich die Forschungsperson tunlichst an die jeweilige Situation anzupassen ("When in Rome, behave like the Romans do"), jedoch *ohne die eigene Identität aufzugeben*. Dasselbe mit der Sprache: sie soll der Situation angepaßt sein, wieder *ohne den eigenen Charakter zu verleugnen*. Ebenfalls ist dies gültig für die Fragen: sie sollen angemessen sein ohne unpersönlich zu werden. Das heißt, man wird in der Orientierungsphase die "sanften" Ausprägungen bevorzugen, also nach der Form die *rezeptiven/beobachtenden*, die *offenen* und die *konkreten* Fragen, so wie sich die Forschungsperson in der ersten Forschungsphase im Feld insgesamt eher zurückhalten wird, bis ihr die sozialen "Spielregeln" genauer bekannt sind.

(2) Im Forschungsverlauf kann sich dies ändern. Da der eigentliche Gegenstand der Untersuchung zu Beginn der Forschung nicht bekannt ist, können auch die zu Anfang gestellten Fragen nicht endgültig sein. Fortschreitende Erkenntnis geht einher mit neuen und "besseren" Fragen. Immer, wenn eine Frage "gesättigt", d.h. ausreichend beantwortet ist, wird man zu neuen Fragen übergehen, deren Antworten möglichst unbekannt und deren Blickwinkel von den bisherigen möglichst verschieden sind. Fragen und Fragebogen im Forschungsverlauf zu verändern, ist also keine Schwäche des Verfahrens, sondern Ausdruck der zunehmenden Anpassung an den jeweiligen Gegenstand. Hier wird man vorsichtig mit anderen Fragetypen experimentieren, immer abhängig vom Grad der Kenntnis des Forschungsgegenstandes.

(3) Die Schlußphase der Forschung ist vergleichsweise eingeschränkt: hier sind die Techniken und Frageformen bekannt, die den Gegenstand am besten aufklären. Allgemeiner ausgedrückt: Forschungsverläufe oder Bewegung der Forschung bestimmen die Auswahl und die Varianten der Forschungsmittel, damit auch der Fragearten.

(4) Ebenfalls bestimmt werden die Forschungsverfahren vom Entwicklungsstand des Forschungsgegenstandes selbst. Die grundsätzliche Differenz zwischen Gegenstand und Forschungsperson, in der Subjekt-Objekt-Spaltung ausgedrückt, beruht eigentlich auf der Differenz jeweils verselbständigter und damit ungleicher *Entwicklung*. Man kann auch sagen; Forschungsgegenstand und Forschungsperson sind in einem je verschiedenen entwicklungsgeschichtlichen oder historischen "Zustand". Vom Entwicklungsstand der Forschungsperson soll durch Forschung ein Weg gefunden werden zum Entwicklungsstand des Gegenstandes.

Die beschriebene Differenz, durch die scheinbare Gleichzeitigkeit aller

Existenz in der Gegenwart nur oberflächlich verdeckt, wird offensichtlich bei historischen Gebilden, etwa historischen Texten. Um Subjekt und Objekt zusammen zu bringen, sucht eine *hermeneutische* Betrachtung die Gegenstände zu "deuten", etwa mit der Fragestellung: "Was sagt uns xyz heute?". Die *heuristische* ist genau entgegengesetzt. Nicht der historische Text wird interpretierend in unsere Lebenswelt hereingeholt, sondern wir sollen uns in Richtung auf den Text bewegen, uns seinem Entwicklungsstand, seiner Logik "anpassen". Wir tun das, indem wir ihn heuristisch betrachten, d.h. *erforschen* und dies geht einher mit der Nutzung der beschriebenen Such- und Findeverfahren und der (zumeist langwierigen) Entwicklung von Fragen. Bei von uns abgekoppelten und bei historischen Gegenständen werden sich die Fragen weg von uns bewegen und hin zum anderen Gegenstandsfeld.

XI. Der dialogische Forschungsprozeß an einem Textbeispiel

Die generellen Regeln des Entwurfs von Fragen sind in den vorhergehenden Abschnitten beschrieben worden. Ich gebe jetzt ein Beispiel. Der Einfachheit halber verwende ich den bereits besprochenen Text aus *Lotte in Weimar* von Thomas Mann, hier abgedruckt auf Seite 50 oben. Da der Text unter dem Gesichtspunkt "Fragen" ausgewählt wurde, müssen wir bei seiner Analyse "Fragen über Fragen" finden. Diese Besonderheit braucht uns nicht zu stören; alle Texte sind mit heuristischen Verfahren studierbar.

Zunächst lesen wir den Text mehrfach durch. Dies ist im allgemeinen möglich bei kurzen Texten oder solchen mittlerer Länge, bei umfangreichen Texten vielleicht nicht mehr. Wenn es Wochen, Monate oder Jahre dauern würde, bis wir die Texte gelesen haben, dann lesen wir sie nicht im ganzen. Wir verwenden Auswahlverfahren (Reduktionen), auf die an anderer Stelle einzugehen ist. So kurze Texte, wie den vorliegenden, wird man natürlich einige Male lesen. Es ist zunächst nicht nötig, das ganze Buch zu kennen oder weitere Werke des Autors; die erste Analyse wird genug Hinweise geben, was später (selektiv) zur Kenntnis genommen werden sollte.

Beim Lesen von Texten gibt es natürlich, wie überhaupt in der Auseinandersetzung mit Umwelt, verschiedene *Haltungen*. Sie entsprechen auch wieder den allgemeinen Arten, Lebensenergie zu verwenden. Wir können einen Text zielgerichtet, "aktiv" lesen, nach bestimmten Zusammenhängen, Ausdrücken, nach einer Beweisführung, nach Schlußfolgerungen etc. suchen, etwa so, wie ein Lehrer oder Korrektor einen Text auf "Fehler" durchsieht. Wir können ihn auch "passiv", "rezeptiv" aufnehmen, in einer Konsumhaltung, den Text wie eine "Leseratte" "verschlingen" oder uns "einziehen", um umgangssprachliche Ausdrücke zu verwenden, die auf die Einseitigkeit, den Konsum verweisen, nicht auf das Dialogische. Zur Entdeckung von Zu-

sammenhängen nützlich ist dagegen die explorative Verwendung sowohl von aktiver als auch rezeptiver Lesehaltung. Am besten ist eine Kombination beider. Ihn einführend aufzunehmen, sich von ihm beeindrucken zu lassen ("rezeptiv"), ohne aber die Distanz zu ihm zu verlieren. Zusammenhänge zu vermuten, Darstellungsweisen, Besonderheiten ("aktiv", "expressiv"), ohne aber die Sensibilität zu verlieren und dem Text Gewalt anzutun (diese Sowohl-als-auch-Haltung, also dabei zu sein, ohne darin aufzugehen, ist die gleiche, dem teilnehmenden Beobachter bei seiner Feldarbeit empfohlene Haltung: Whyte 1943, Appendix A).

Von den Möglichkeiten, den Text zu analysieren, indem wir Fragen an ihn stellen, nutzen wir zunächst die immanenten. Wir fangen also mit dem *Text selbst* an, nicht mit anderen Texten des Autors oder seiner Zeit, oder anderen Autoren, oder anderen Themen, mit denen wir den Text in Verbindung bringen wollen. Der Text soll also im Vordergrund stehen. *Wo* wir anfangen, *welche* Fragen wir zuerst und welche wir dann stellen, ist prinzipiell beliebig, weil wir ohnehin die Analyse erst abschließen können, wenn wir "alles" aufgeklärt haben. Wir können also dort anfangen, wo uns der Einstieg leicht erscheint. Aber selbst bei kurzen Texten ist zu empfehlen, sich zunächst einen Überblick zu verschaffen und dann in die Einzelheiten zu geben. Beobachtung soll also vor dem Experiment stehen, die "weit" gefaßte Frage vor der "engen", die rezeptive vor der expressiven.

Ich gebe jetzt ein Protokoll wieder, das zeigt, wie ich selbst mit dem Text umgegangen bin. Protokolliert werden also auch die Irrwege, die bei dieser Art von Forschung eher Umwege sind, die nicht rasch genug an die Textstruktur heranzuführen, als daß sie völlig unsinnig wären. Die *Überlegungen*, die mir zu den Fragen eingefallen sind, setze ich *kursiv*. Außer dem Forscher-Text-Dialog wird also auch der Forscher-Forscher-Dialog notiert. Das Protokoll ist nachträglich etwas leserlicher gemacht und mit Abschnittsnummerierung versehen worden.

(1) (*Man muß nach Charlotte fragen. Fragen nach Personen sind "einfach". Charlotte ist erstes Wort des Textes, Anfang 3. Kapitel. Der Text handelt von ihr, besser gesagt, sie handelt. Ist außerdem Titelheldin.* Frage: Was tut Charlotte? Antwort etwa: erhob sich, fragte, wandte sich an Miss Rose...*(Das ist zu wenig. Frage ist zu eng. Man muß einbeziehen, was sie sagt. Sie spricht doch dauernd).* Frage: Was tut Charlotte und was sagt sie? *(Jetzt ist die Frage zu weit gestellt, weil der ganze Text antwortet).* Antwort: Der Text ist also über Handeln und Sprechen von Charlotte. *(Sieht man auch so. Bin bisher nicht weitergekommen).*

(2) (*Neuer Anlauf:* Frage: Wem gegenüber verhält sich Charlotte wie? Antwort etwa: (a) verhält sich gegenüber sich selbst: erhob sich hastig aus dem Sessel, fragte verwirrt etc. Viele Fragesätze. Wieviele? 7 Fragesätze, dazu 5 Ausrufesätze, 3 Feststellungssätze. Genannte Personen: Mager, Herr Doktor Riemer, Miss Rose. (b) wie verhält sich Charlotte gegenüber Mager: äußert nur Fragen (5 x) und Ausrufe (3 x)... *(Führt nicht weiter, zu formal. Frage besser inhaltlich fassen?).* Frage: wer es ist? Antwort: Mager. Frage: was es gibt, was er meldet, was ihr einfällt, was (uns) möglich ist, welche Zeit wir haben. Antworten: ?? (c) Charlotte verhält sich wie gegenüber Miss

Rose: wandte sich an sie ... *(Die Struktur wird nicht klarer. Alles noch dunkel).*

(3) Vielleicht besser zu fragen: *warum* verhält sich Charlotte so? Warum "hastig", "verwirrt", warum so viele Fragen, Ausrufe, warum werden drei Personen genannt, also das, was in Frage (2) nicht verständlich ist? Antwort: ?? *(Antwort ist aus dem Text nicht zu erkennen. Ist Textauswahl falsch?!)*

(4) Frage: Welcher Text geht voraus? Antwort: Am Ende des zweiten Kapitels heißt es:

"Beg your pardon", sagte er. "Ich unterbreche ungern. Allein Herr Doktor Riemer würde es sich zum Vorzug rechnen, der Frau Hofrätin seine Ergebenheit zu bezeigen."

Sprecher ist "Kellner Mager". Antwort jetzt: Charlotte reagiert auf die Besuchsankündigung "Herr Doktor Riemer". *(Die Kapitelüberschrift war dazwischen. Nicht-Übereinstimmung Inhalt und Form, Spannung. Kann später thematisiert werden).*

(5) Frage: Wie reagiert Charlotte auf Besuchsankündigung von Doktor Riemer durch Kellner Mager? Antwort: (a) hastiges Erheben aus dem Sessel, (b) verwirrte Frage nach Identität Mager, (c) nach Identität Doktor Riemer, (d) nach Inhalt der Meldung, (e) nach seinen sozialen Normen, (f) nach der Zeit, besser: nach Angemessenheit der Zeit für Soziales. *(Also alles Identitätsprobleme! Hier habe ich wohl etwas gefunden!!)*. - Weiter gefragt: Wie verhält sie sich sonst noch? Antworten: (g) gibt Anweisungen an Miss Rose, (h) fragt nach eigener Identität, nach eigenem Aussehen. *(Sozialer Aspekt der Identität)*, (i) sagt, was sie tun muß, um ihre *(soziale)* Identität herzustellen, Identität durch Kleidung, (k) soziale Kontakte stehen an, *(wieder soziale Identität)* ... *(Ich gehe jetzt den ganzen Text durch, die Frage produziert wirklich Antworten, immer neue, aber immer ähnliche)*: (l) Verabschiedet sich konventionell *(wieder soziale Identität)*, (m) gibt Anweisungen an Mager, *(sie laufen auf eine - soziale - Lüge hinaus, sie verbessert sich auch noch - "bin nicht in der Lage, bin schon weg" - ist Doppelbegründung, damit beides fraglich, beides vorgeschoben)*.

(6) *(Jetzt stellt sich heraus, daß ich am besten frage nach den jeweils mehrfach auftretenden Handlungsproblemen und Handlungsmustern)*. (a) *(Frage nach dem Identitätsproblem)*: Was wird durch die Besuchsankündigung infrage gestellt? Antwort: eigene Identität, die Identität der anderen Personen - Mager, Riemer -, die Zeit, etc. (b) Neue Frage: welche Techniken setzt Charlotte dagegen ein? Antwort etwa: erheben, hastig sein, Verwirrung, zurückfragen *(die expressive Frage als Reaktion!)*, Ausrufe, Anweisungen. (c) Frage: welche Art Person ist Charlotte, welche Art von Identität hat sie? Antwort etwa: durch eine - soziale Nachricht bedroht, sie versucht, sich sozial zu festigen, also alles "äußerlich", etc., *(reagiert mit vielen Antworten, rasch, ist sie so sensibel? Oder war die Nachricht so gravierend? Jetzt werden Fragen fündig, sie führen auch weiter, man soll mit diesen Fragen anfangen)*.

(7) Frage: Wie geht der Text weiter? Antwort: Den Text Lesen! Einige Stellen in den nächsten Zeilen sind sehr interessant, bestätigen das analytische Vorgehen. Mager erwidert u.a.:

"Sehr wohl, Frau Hofrätin. Allein ich möchte Dero Befehl nicht ausführen, ohne sicher zu sein, daß Frau Hofrätin sich über die Identität des gemeldeten Herrn im klaren sind ..."

"Was da, Identität!" rief Charlotte erzürnt. "Will Er mich wohl mit seinen Identitäten in Frieden lassen? Ich habe durchaus keine Zeit für Identitäten. Sag' Er seinem Herrn Doktor..."

(Charlotte springt an auf "Identität", indem sie das Problem verneint, bestätigt sie es). Ergebnis soweit: Fragen sollten um soziale Identität kreisen.

(8) *(Damit kann man erst einmal anfangen. Vielleicht haben wir einen Schnittpunkt erreicht, Anfang des dritten Kapitels. Erstes Zusammentreffen Charlotte mit Goethe, hier "nur" als Doktor Riemer und dieser "nur" als Besuchsanzeige durch den Kellner. Und schon diese Reaktion! Jetzt)*

sollte ich eigentlich andere Stellen des Buches lesen ... das Treffen mit Riemer, das Treffen mit Goethe ...)

(9) (Härtere, engere Fragen zum vorliegenden Text kann ich später stellen, wenn ich diesen Teil noch genauer analysieren will). Zum Beispiel *Experimente* über den "Sessel": Es heißt: "Charlotte erhob sich hastig aus ihrem Sessel." *Umkehrung* der Handlung: "Charlotte lehnte sich bequem in ihren Sessel zurück". Jetzt muss ich auch noch ändern: "fragte sie verwirrt" in "fragte sie bedächtig". Dann kippt der ganze Text. Charlottes Identität ist jetzt *nicht* erschüttert.

Ergebnis bisher. Inhaltlich: Die (soziale) Identität Charlottes ist bedroht, sie *reagiert*, sie agiert nicht. Auslöser der Bedrohung: eine Vor-vor-Ankündigung, für sich harmlos, aber: Goethe steckt dahinter! Formal: Charlotte verwendet *Fragen* auf direkte Weise *expressiv*, aber gleichzeitig *reaktiv*. Das ist natürlich ein interessanter Kunstgriff des Autors: eine expressive Frage als Reaktion!

Das Resultat ist vorläufig und einer Validierung *durch den Text* unterworfen, wobei man sowohl die Dialoge, in die Charlotte verwickelt ist, als auch die Identitätsproblematik und die Schockerlebnisse in sozial scheinbar unbedenklichen Umständen ansehen sollte und die Ursachen dieser Reaktionen, die im Inhalt der Ankündigung liegen müssen, da die Form "normal" ist oder in der Person Charlottens oder in beidem ... Es stellen sich also weitere Fragen an den Text, jetzt aber "näher" an ihm und sinnvoller zu fragen als die früheren, tastenden Fragestellungen, auf die der Text wenig oder nichts antwortete.

Zur Methode erfahren wir: (1) Die Entwicklung von Fragen ist ein Prozeß der Anpassung der Fragen an den Text, Umwege eingeschlossen. (2) Fragen können nur geprüft werden auf ihre vermutliche Eignung, wenn man die vermutlichen Antworten skizziert. (3) Die Frage-Antwort-Dynamik kann über den Text hinausweisen, seine Abgrenzungen korrigieren, auf Zusammenhänge deuten, nach denen an anderer Stelle zu suchen sein wird, der Frage-Antwort-Prozeß kann also expandieren. (4) Findet man die "richtigen" Fragen, kommen die großen Themen heraus, von denen der Text handelt. (5) Es gibt immanente "Bestätigungen" der Richtigkeit des Vorgehens. (6) Wenn wir "locker" an den Text herangehen, haben wir eine bessere Chance, etwas zu finden, als mit festen Vorverständnissen, Hypothesen etc. (7) Die erste Stufe der Analyse - bis dahin, wo wir meinen, etwas "entdeckt" zu haben - ist vergleichsweise aufwendig und kann entmutigend sein, der Text erscheint "schwer". Haben wir das Problem gelöst, wird er "leicht". Das kann bis zum Eindruck führen, die Erkenntnis sei "banal", wir hätten sie sogleich haben können (nur leider haben wir sie nicht gehabt).

In solchen Fällen ist es besser, die heuristischen Methoden anzuwenden als die Meinung zu pflegen, SozialwissenschaftlerInnen zeichneten sich dadurch aus, daß sie alles Soziale sogleich durchschauen oder ohne Mühe durchschauen sollten.

Heuristik für Psychologie und Sozialwissenschaften¹

Heuristik als die Lehre von den Such- und Findestrategien, als regelgeleitetes Handeln wissenschaftlicher Forschung, wird hier als Methodologie für Psychologie und Sozialwissenschaften vorgestellt. Dabei beschränke ich mich auf die erkenntnistheoretischen Aspekte. Die jeweils empirisch-praktischen Seiten dieser Wissenschaften sind aber für eine Heuristik insofern bedeutsam, als erkenntnisgenerierende Methoden aus der Praxis entstehen, in ihr erprobt werden müssen und erst dann in eine allgemeine Methodologie der Erkenntnisgewinnung aufgenommen werden können, von der aus sie wieder auf die Empirie zurückwirken.

I. Gegenwärtige heuristische Ansätze

Sie sind unter verschiedenen Namen in der Literatur zu finden, was zur Unübersichtlichkeit des Feldes beiträgt.

In der *klinischen Psychologie*, der *Psychotherapie* und der *Psychodiagnostik* hat die "Erkundung" oder "Exploration" einen selbständigen Platz. Sie ist, von der klinischen Anamnese beeinflusst, ganz auf das Gespräch ausgerichtet. In der *Gesprächstherapie* nach Carl R. Rogers (1951, 1988, zuletzt Lietaer u.a. 1990) ist das "klienten-zentrierte Gespräch" die Hauptmethode (Tausch, Tausch 1981). Hier, wie in der klassischen *Psychoanalyse* hat das Gespräch, aktiv oder rezeptiv, nicht nur eine therapeutische, sondern auch eine heuristische Funktion. Diese ist in der *Lebenslaufanalyse* bzw. der *Biographieforschung* besonders ausgeprägt.

"Heuristik" tritt - unter diesem Namen - in der *Denkpsychologie* auf (Bromme, Hömberg 1977, Dörner 1979) und in der *Kybernetik* (Klaus, Lieb-scher 1979). Die neueren Handbücher fassen Heuristik als "Problemlösung" (z.B. Spada 1990).

In der *sozialwissenschaftlichen* Literatur über Methoden wird Heuristik wenig behandelt. Für *positivistisch* orientierte Autoren gibt es das "heuristisch Nützliche" oder den "heuristischen Wert" (Bortz 1984, 223). Reichenbachs "Entdeckungszusammenhang" wird als Sammeln, sein "Begründungszusammen-

¹ Zuerst veröffentlicht in: Jüttemann, G., (Hg.), Individuelle und soziale Regeln des Handelns. Beiträge zur Weiterentwicklung geisteswissenschaftlicher Ansätze in der Psychologie, Heidelberg 1991, 197-207. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Roland Asanger Verlages, Heidelberg.

hang" als Prüfen von Daten bzw. Hypothesen verstanden. Hauptmethode ist die "offene" Befragung als "Explorations-" bzw. "Pilot-Studie" mit kleinem Sample, auch als Gruppendiskussion. Lazarsfeld (1944) hält das ausführliche bzw. "Tiefen"-Interview als Vorstufe oder zur Nacherhebung über zweifelhafte Fälle für geeignet (ähnlich Friedrichs 1973, Roth 1984, Kromrey 1986, Schnell u.a. 1988).

Die Datenaufbereitung bedient sich der am monothetischen Leitbild orientierten, hypothesenprüfenden, "schließenden" Statistik oder der offeneren "beschreibenden", die seit Tukey (1977) auch in eine "explorative" Form gebracht werden kann.

Qualitativ arbeitende Sozialforscher betonen dagegen die Eigenständigkeit ihrer Methodik, die auch mit "Exploration" (Gerdes 1979) oder "Discovery" bezeichnet wird (Glaser, Strauss 1967). Für Herbert Blumer sind Exploration und Inspektion Grundmethoden (1969, 122 ff.), für Anselm L. Strauss gehören Induktion, Deduktion und Verifikation innerhalb qualitativer Forschung zusammen (1991, 37). Die neuere Literatur berichtet über eine Vielzahl mehr oder weniger "offener" Methoden, wobei neben der (teilnehmenden) Beobachtung verschiedene Formen des Gesprächs und der Text- und Dokumentenanalyse behandelt werden (Lamnek 1988, 1989, Flick, v.Kardorff, Keupp, v.Rosenstiel, Wolff 1991).

Beobachtung, Gespräch, Selbstreflexion (Tagebuch) und das Sammeln und Analysieren kultureller Artefakte sind auch die Hauptmethoden einer per se "erkundenden" *Ethnologie*, *kultureller Anthropologie* und *Volkskunde* (Geertz 1983).

Explorative oder heuristische Verfahren gelten zumeist als spezielle Techniken, die in bestimmten Phasen des Untersuchungsablaufes oder in bestimmten Forschungsfeldern eingesetzt werden und die man durch "Offenheit", Erfahrung, Intuition oder mit Hilfe von Faustregeln bewältigt (Polya 1949, Bunge 1976, 9, Dörner 1976, 111-115, Bromme, Hömberg 1977, 8-26, Roth in: Roth 1984, 90). Grundlagen der Heuristik werden derzeit wenig diskutiert, das Problembewußtsein ist schwach, es gibt jedoch gelegentlich Symposia (Groner u.a. 1983, Burrichter u.a. 1986).

II. Anmerkungen zur Geschichte von Heuristik, Hermeneutik und Kritik

Die gegenwärtige Zersplitterung der heuristischen Ansätze und Verfahren läßt nicht vermuten, daß die Heuristik über eine sehr bedeutende Tradition verfügt, die bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts in enger Beziehung zur Hermeneutik, zu verschiedenen kritischen Richtungen, zur Dialektik und zu natur-

wissenschaftlichen Entdeckungsverfahren stand. Eine Geschichte der Heuristik ist noch nicht geschrieben, es lassen sich aber einige Entwicklungslinien aufzeigen, die für die heutige Situation von Bedeutung sind.

(1) *Rationale Heuristik*. Die Entwicklung rationaler Entdeckungs- und Erfindungsverfahren wird auf den Missionar Raymundus Lullus im 13. Jahrhundert ("*Lullische Kunst*") zurückgeführt und auf den Jesuiten Athanasius Kircher im 17. Jahrhundert; Joachim Jungius (erstes Auftreten des Begriffs "Heuristik"?), René Descartes ("*Regeln*"), besonders Gottfried Wilhelm Leibniz ("*ars inveniendi*") sind Repräsentanten, ebenso Christian Wolff, Johann Heinrich Lambert, Jakob Friedrich Fries, Bernhard Bolzano. Der Einsatz von Rationalität und formaler Logik, besonders der Mathematik mit möglichst universalem Anspruch kennzeichnen diese Art von Heuristik. Die moderne Logistik, der Versuch eines computergesteuerten "General Problem Solver" (Newell, Simon 1972) und die "Künstliche Intelligenz" (K.I.) stehen in dieser Tradition (Scheppers 1974, Groner u.a. in: Groner u.a. 1983, Hartkopf 1987, 107-149).

In Zusammenhang mit den Versuchen zu einer Rationalisierung des Forschungsprozesses kann man die erkenntnistheoretische Diskussion um den "logischen Empirismus" bzw. den "kritischen Rationalismus" Poppers bringen (dazu die Kritik von Feyerabend 1983 und die Behandlung von Verfahrensweisen in der "New Philosophy of Science"). Themen sind die aus der Antike übernommenen Analysis und Synthesis bzw. die Peircesche Abduktion, Induktion und Deduktion u.a. (Danneberg 1989, Kap. I, II).

(2) *Empirische Heuristik*. Neben der mathematisch-logischen entsteht eine empirische Heuristik, niedergelegt in den Schriften von Naturwissenschaftlern: Galileo Galilei, Isaak Newton, Albert Einstein u.a. Ernst Mach hat hier eine herausragende Position durch seine historische und kritische Darstellung der Entwicklung der Mechanik, der Wärmelehre und der Optik, besonders aber durch sein Methodenbuch (1905), das, für Physiker geschrieben, ebenso für Psychologen und Sozialwissenschaftler eine Fundgrube für methodologische Anregungen ist. Themen sind die Alltagsbasis, Experiment und Gedankenexperiment, Variation, Analogie, Hypothese, Paradoxie u.a. Auch die gemeinverständlichen Schriften von Albert Einstein (1916, 1938), Karl Friedrich von Weizsäcker (1985) und Stephen Hawking (1988) bieten reiches heuristisches Material. Auf die Notwendigkeit einer Neubewertung Machs, der als "Positivist" bzw. "Empiriokritizist" abgewertet wurde, haben Paul K. Feyerabend (1983), Gerhard Kleining (1986) und Gereon Wolters (1986) hingewiesen.

Gewissermaßen das Gegenstück der naturwissenschaftlichen heuristischen Verfahren sind die in den Köpfen der Forscher ablaufenden heuristischen Prozesse. Der bislang wichtigste Beitrag ist der der - älteren - Denkpsychologie:

der Würzburger Schule und der Gestaltpsychologie, besonders von Otto Selz (1924), Karl Duncker (1935) und Max Wertheimer (1945). Von hier sind auch Einflüsse auf die Kreativitätsforschung ausgegangen (Glover u.a. 1989). (3) *Dialektische Heuristik*. Eine dritte Entwicklungslinie ist schwer zu erkennen, weil sie aus der Position der Hermeneutik dargestellt und damit verdeckt wurde (Dilthey 1900, Gadamer 1974). Sowohl die ältere Hermeneutik als "Deutungskunst", als auch die neuere als "Kunst des Verstehens" haben jedoch heuristische Kerne, die ältere sogar auch noch einen kritischen. Seit Wilhelm Dilthey wird Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher als entscheidender Autor für die neuere Hermeneutik angesehen. Dies war insofern von besonderem Gewicht, als Dilthey die "Geisteswissenschaften" von den "Naturwissenschaften" trennte (1883) und den Geisteswissenschaften die Methode der Hermeneutik zuordnete. Damit waren die verschiedenen Wissenschaftsbereiche durch ein Schisma der Methoden voneinander getrennt.

Diese "Interpretation" Schleiermachers ist durch sein Werk, so wie es auch Dilthey bekannt war, keinesfalls nahegelegt. Im Gegenteil muß Schleiermacher *auch* für die Heuristik reklamiert werden. Schleiermacher hat in seiner späteren Zeit, beispielsweise 1822, gleichzeitig Vorlesungen über "Hermeneutik und Kritik" gehalten *und* über "Dialektik" (als Kunst der Gesprächsführung); deren technischer Teil besteht aus einer "Heuristik" (Schleiermacher 1822, 1838). Schleiermachers Beitrag zur Heuristik ist bisher kaum gewürdigt worden (eine Ausnahme ist Hartkopf 1987, 119-130; siehe auch Dammann 1991).

Bekanntlich hat sich die Dichotomisierung der Wissenschaften in "Natur- vs. Geisteswissenschaften" bzw. "Erklären vs. Verstehen" nach Dilthey noch weiter verstärkt, auch die Psychologie ist in dieser Hinsicht gespalten (schon Dilthey 1894). In den Sozialwissenschaften stünden den "nomologischen bzw. normativ-analytischen" Richtungen die "historisch-hermeneutischen" gegenüber (Habermas 1967) bzw. nach Form der Daten, die "quantitativen" und die "qualitativen". Die "qualitativen" orientieren sich aber ganz an der "Interpretation", am Begriff des Verstehens bzw. dem Themenbereich der Hermeneutik (Wilson 1970, Soeffner 1979, Lamnek 1988, Denzin 1989 u.a.). Die Heuristik ist nahezu unterdrückt, bis auf Spezialbereiche.

III. Die pragmatische Basis einer empirischen Heuristik

Jean Piaget nennt die *Interaktion* (zwischen Subjekt und Objekt) den ersten zentralen Gedanken seiner Theorie der kognitiven Entwicklung. "Erkenntnis erwächst ursprünglich also weder aus den Objekten noch aus dem Subjekt, sondern aus - zunächst unentwirrbaren - Interaktionen zwischen dem Subjekt

und diesen Objekten" (1970, 26). Sein zweiter zentraler Gedanke ist die *Konstruktion*: Objekte sind beispielsweise zunächst in das Wahrnehmungsfeld eingebunden, sie werden, beim 9-12monatigen Kind, zu permanenten Objekten, unabhängig von ihrer Wahrnehmung. Mit 12-18 Monaten ereigne sich eine "kopernikanische Wende": das Kind ist nicht mehr Mittelpunkt des Universums, sondern ein bestimmtes Element im Gesamt aller Objekte: Zeit, Raum, Kausalität werden "konstruiert".

Die Bedeutung der Forschungen Piagets für eine Heuristik liegt außer in deren Methodik (dazu Kleining 1986) in der Verbindung von Pragmatik der Welterfahrung und kognitiver Entwicklung als interaktivem Prozeß. Damit sind etwa naturwissenschaftliche Heuristiken als direkte bzw. symbolische Interaktion mit Objekten zu fassen und in Verbindung zu bringen nicht nur mit einer individuellen Entwicklung, sondern auch, durch die soziale Eingebundenheit von Individuen, als historisch zu begreifen.

Die "Symbolischen Interaktionisten" kommen, gestützt auf den amerikanischen Pragmatismus, zu ähnlichen Überlegungen: Blumers zweite Prämisse besagt, daß die Bedeutung, nach denen Menschen handeln, "aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht" (1969, 81).

Es geht hier nicht darum, Bedeutungen oder Symbolisierungen abzuwerten, sondern der Einseitigkeit, die einem bloß "verstehenden", "interpretativen" oder "hermeneutischen" Ansatz eigen ist, entgegenzuwirken durch den Hinweis auf eine handlungsbezogene Heuristik, in der sich psychische, soziale und naturwissenschaftliche Heuristiken vereinen. Ist Interaktion die Basis für "Konstruktion", "Symbolisierung" oder "Bedeutung", dann ist Heuristik die Basis für Hermeneutik.

IV. Entwurf einer empirischen, nondirektiven Heuristik

Aufgabe einer wissenschaftlichen Heuristik ist es, die durch die gesellschaftlichen Bedingungen entstandene Differenz zwischen Subjekt und Objekt durch zielgerichtetes, regelgeleitetes und reflektiertes Handeln zu überwinden, also das Erkennen der Struktur des Gegenstandes² und seiner Dynamik, nicht in erster Linie das "Verstehen". Ich kommentiere frühere methodologische

² "Gegenstand" oder "Objekt" sind in der Psychologie und den Sozialwissenschaften natürlich Personen, "Subjekte" oder besser "Verhältnisse" - ich behalte die in der Erkenntnistheorie übliche Terminologie bei.

Bemühungen in dieser Richtung (Kleining 1982, 1986).

(1) *Offenheit des Forschers und des Forschungsgegenstandes*. Die Subjekt-Objekt-Distanz wird nur reduziert, wenn sich der Forscher/die Forscherin "bewegt". Mach spricht von der "Anpassung der Gedanken an die Tatsachen ..." (1905, 164), eine Handlungsanweisung, die der forschenden Person gut ansteht, nicht aber den Anpassungsprozeß selbst beschreibt, der interaktiv, dialogisch oder dialektisch ist. "Offenheit" (Hoffmann-Riem 1980) meint dasselbe wie "Flexibilität" (Blumer 1969, 122) oder Feyerabends "anything goes" bzw. sein "Anarchismus" (1983). "Konstantes Geöffnetsein" empfiehlt Schleiermacher (1822, 446). Offenheit des *Forschers* ist einer, der *Daten* ein anderer Aspekt (etwa durch entsprechende Methoden oder Anweisungen, dem Abbau sozialer Kontrollen bei Freuds psychoanalytischer Methode oder Duncckers Anweisung zum "lauten Denken" oder bei der "Brainstorming--Technik"). Die Offenheit des "*Gegenstandes*" ist ein dritter: Suchverfahren müssen zulassen, etwas zu finden, wonach (bewußt) gar nicht gesucht wurde. Das Thema kann sich also im Verlauf des Forschungsprozesses ändern.

(2) *Variation und Analyse auf Gemeinsamkeiten*. Die "heuristische Methode" schreibe vor "... einen Gegenstand wo möglich von allen Seiten, unter den verschiedensten Verhältnissen (... künstliche Beobachtungen und Versuche), mit den zweckmäßigsten Mitteln und ... durch mehrere Sinne ..." zu betrachten (Fries 1811, § 117). Variationen gehören zum Standard heuristischer Vorgehensweisen; sie sind auch in die Methodologie quantitativer, hypothesentestender Verfahren (Experimente) seit Wundt aufgenommen. Ausführlich befaßt sich Mach mit der Variation als "Grundmethode des Experiments", auch des Gedankenexperiments (1905). Variation ist eine Basismethode der Heuristik, sie ist auf alle Umstände anzuwenden, die den Forschungsprozeß betreffen und die Ergebnisse (möglicherweise) beeinflussen, besonders die Methoden, die Zeit, die Situation, die Analyseart, ggf. den Forscher/die Forscherin selbst. Bei dieser Literaturlage und Forschungspraxis ist es verwunderlich, daß die Variation als "Triangulation" wieder "eingeführt" werden soll (Denzin, siehe Flick in: Flick u.a. 1991, 432).

Bei nicht-hypothesenprüfender, sondern hypothesengenerierender ("qualitativ") Forschung wird die Variation der Daten mit einer Analyse auf *Gemeinsamkeiten* verbunden, die zu "Strukturen" führt, ggf. über vorläufige Gruppierungen und Typisierungen, während eine Betrachtung von Differenzen die Einmaligkeit, nicht die Generalisierung zum Gegenstand hat. Diese Technik ist als Beachtung von Ähnlichkeit und Analogie ebenfalls seit langem bekannt (z.B. Schleiermacher 1822, 446 f.), sie wird in den Naturwissenschaften (Mach 1905, 220) und der Mathematik verwendet (Homologie, Isomorphie). Die "Verallgemeinerung" ist ein heuristisches Verfahren, wenn sie vorsichtig,

d.h. schrittweise angewandt wird.

(3) *Alle wissenschaftlichen Methoden entwickeln sich aus den Alltagsverfahren durch Abstraktion.* Es gibt eine "Alltagsheuristik", die spontan und unsystematisch ist, die aber das tägliche Leben und Überleben bestimmt, insofern weit erfolgreicher war als alle anderen Heuristiken. Aus diesem Schatz von Alltags-, Such- und Findeverfahren können wissenschaftliche Techniken entwickelt werden, und zwar durch Abstraktion, also Vereinseitigung. Deswegen muß bei ihnen die Regel der "Variation der Perspektiven" die Einseitigkeit ausgleichen. Gering abstrahierte Heuristiken sind "offen", "nondirektiv", d.h. sie begrenzen nicht die heuristischen Möglichkeiten durch (enge) Bestimmung des Themas und der Methoden. Auf dieser Ebene liegt das größte Erkenntnispotential für die Psychologie und die Sozialwissenschaften³.

Auf der nächsten Abstraktionsstufe werden die Verfahrensweisen beschränkt, etwa durch die alleinige Zulassung formal-logischer Operationen oder durch Computer mit festgelegten, wenn auch "lernenden" Programmen oder durch eine Definition der zu lösenden Aufgaben. Auch auf dieser Ebene können Heuristiken angewandt werden, jedoch ist aus der Natur der Abstraktion abzuleiten, daß die früheren, wenig abstrahierten Phasen durchlaufen werden müssen, ehe man zu den stärker abstrahierten vorstößt (ein Argument von Mach).

(4) *Beobachtung und Experiment als Grundmethoden.* Eine pragmatische, handlungsorientierte Heuristik, die interaktiv ist, stützt sich auf aktives und rezeptives Handeln, deren Ausdruck das Experiment und die Beobachtung sind. Eine nondirektive Heuristik fordert *qualitatives* Experimentieren, das gerade in der Psychologie eine große Tradition besitzt (Kleining 1986) und *qualitatives* Beobachten. Aktives und rezeptives Handeln können auch Gesprächsformen bestimmen, so wie Experimente und Beobachtungen verwendbar sind bei Textanalysen (Kleining 1991a, 1991b).

(5) *Das Dialogprinzip, Dialektik.* Forschung als Erkenntnisgewinnung ist ein *Prozeß*, der von Vorverständnissen des Forschers ausgeht und zur Erkenntnis des Gegenstandes fortschreitet. Die erkenntnisgenerierende Funktion von richtig geführten Dialogen ist seit der Antike bekannt, sie wurde von

³ Die Alltagsbasis läßt manche Verfahrensweisen als "banal" erscheinen, etwa die bloße "Umkehrung": "umgekehrt wird ein Schuh daraus". Wen das stört, der möge sich daran erinnern, daß dieses Verfahren zu den größten Entdeckungen Anlaß gegeben hat, etwa zur "Wende" des Kopernikus und von Kant (1788a, 16), wie auch von Piaget (1970, 28).

Schleiermacher ("Dialektik") erneuert und ist dem Konzept der "Interaktion" wesensmäßig eigen. Konkrete Dialoge mit anderen Menschen oder übertragene "Dialoge" mit Objekten und Gegenständen sind keine "trial-and-error"-Verfahren, weil Aktion und Rezeption zu einer Veränderung der jeweiligen Dialogpartner bzw., genau gesprochen, im Sinne Piagets, zu einer "Konstruktion" dieser Akteure führen. Die Erneuerung der antiken Dialektik durch Hegel und Marx diene der Wirklichkeitsbeschreibung und der Erkenntnisgewinnung; die Tradition reicht bis zur frühen Frankfurter Schule und bis zu Georg Lukács, Jean-Paul Sartre und Maurice Merleau-Ponty. Neuerdings wurden dialektische (Riegel 1980) und dialogische Verfahren (Sommer 1987) für die Psychologie vorgeschlagen.

Ein wichtiges dialektisches Verhältnis ist das vom Besonderen und Allgemeinen, als "hermeneutischer Zirkel" nur ungenau beschrieben. Schleiermacher gibt folgende Regel: "Zuerst reduziere man alles auf sich selbst (auf das besondere Sein des Gegenstandes), danach beziehe man es auf den allgemeinen Zusammenhang" (1822, 447). In moderner Ausdrucksweise: man studiere den Einzelfall (Ideographik, Einzelfallstudie), entwickle daraus das Verallgemeinerbare (induktive Diagnostik oder komparative Kasuistik, Jüttemann 1981, 1985), wobei das Allgemeine wieder den Einzelfall bestimmt, nach Marx ihn "kritisiert", d.h. in seinen allgemeinen Bedingtheiten verdeutlicht.

Dialogische Verfahren sind per se *historisch*, sie akzeptieren - oder rezipieren - Bewegungen und genetische bzw. gesellschaftliche Entwicklungen. Das "Dialogverfahren" schreitet, durch fortwährendes Nachfragen, zu einem "Hinterfragen" bzw. zu einer "Kritik" des zunächst Beschriebenen fort, damit von der Statik zur Bewegung (Kleining 1988).

V. Abschließende Bemerkung

Die skizzierten Überlegungen führen zu dem Vorschlag, die Psychologie und die Sozialwissenschaften sollten sich von einer einseitig verstandenen *deduktiv-nomologischen* oder logistischen Forschungsmethodik befreien wie auch von der Einseitigkeit einer bloß "verstehenden", "interpretativen" oder *hermeneutischen* Methodologie. Sie sollten sich rückbesinnen auf den Kern jeder Forschung, die Erkenntnisgewinnung, und die Tradition einer allgemeinen und empirischen Heuristik wieder aufnehmen, wodurch ihre Forschung auf eine unerwartete und nicht bloß äußerliche Weise in Einklang käme mit der Methodologie erkenntnisgenerierender naturwissenschaftlicher Forschung.

Wie ist kritische Sozialforschung möglich?¹

Kritische Sozialforschung soll, so scheint es, soziale Probleme aufdecken, sie beschreiben, ihr Ausmaß abschätzen, ihre Ursachen ergründen: die neue Armut, Jugendkriminalität, Leiharbeit, Selbsttötung, die Diskriminierung von Frauen, nationale und rassische Vorurteile, die Einsamkeit im Alter etc. Davon wird hier nicht gehandelt. Forschung dieser Art unterscheidet sich von einer "unkritischen" nur durch den Gegenstand, der als beklagenswert oder veränderungswürdig angesehen wird, unabhängig von jeder Forschung. Kritik *war* hier bereits angezeigt, ist nicht durch Forschung erzeugt, wenn auch zu präzisieren durch Aufklärung des Sachverhaltes.

Unsere Frage ist, unter welchen Bedingungen es Forschung geben kann, die *selbst kritisch ist*, nicht nur kritisierbare Verhältnisse beschreibt. Wir werden vom Inhalt der Forschung auf ihre *Form* verwiesen.

I. Das Alltagsverständnis von Kritik

Wenn ich einen Menschen kritisiere, einen Sachverhalt, einen Text, dann messe ich mit einem Maßstab, woher auch immer dieser stammt. Der Mensch mag mir zu aufdringlich sein, zu wenig seriös, zu wenig zuverlässig oder für mich ein Musterbild von Schönheit und Tugend - ich komme nur zu einem Urteil durch Vergleich mit einem Zustand, der mir als Bewertungsmaßstab dient. Gleiches gilt von Gegenständen: ein Kleidungsstück ist mir "zu kurz" oder "zu lang", verglichen mit dem, was mir für mich "angemessen" erscheint.

Wie dies im einzelnen abläuft, kann man durch ein Gedankenspiel erforschen. Gegeben seien zwei unterschiedlich lange Linien. Dann ist die eine "kürzer" gemessen an der anderen, die andere "länger" gemessen an der ersten. Dabei vergleiche ich die Linien miteinander. Nehme ich jetzt an, die eine Linie sei von "richtiger" Länge, dann ist die andere "zu kurz" bzw. "zu lang". Desgleichen beim Setzen der anderen Linie als Bezug, nur vice versa. Wir sehen also, daß nicht schon durch Vergleich Kritik zustande kommt, sondern erst durch Emphase, durch Setzen eines Maßstabes durch mich und dann durch Vergleich mit ihm. Besser sagt man: Vergleich *gegen* ihn, denn

¹ Zuerst erschienen in: Deichsel, A., Thuns, B., (Hg.), Formen und Möglichkeiten des Sozialen. Eine Gedenkschrift für Janpeter Kob, Hamburg 1988, 235-249. Durchgesehener Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages Weltarchiv Hamburg.

jetzt ist der Vergleich kritisch.

Wenn ich nun, weitergehend, jede Linie oder beide an einem Maßstab mit Zentimetreinteilung messe, dann scheint das Kritische zu verschwinden. Tatsächlich löst es sich nur aus der Subjekt-Gegenstands-Beziehung und ordnet sich dem Subjekt zu, so daß ich dann sagen muß: *x* Zentimeter sind *mir* zu kurz. Dadurch entsteht auf der Seite des Gegenstandes "Objektivität der Messung", die von der Kritik befreit ist. Aber auch diese Objektivität ist nur scheinbar, weil sie wertfreie Messung unterstellt, die Allgemeinverbindlichkeit des Maßstabes. Dieser aber orientiert sich, durch Konvention, am Erdumfang, so daß ich eigentlich sagen müßte: "Verglichen mit dem Erdumfang (oder dem *x*-ten Teil von ihm) ist diese Linie "kürzer" oder "länger". Und, setze ich diesen Teil als Maß, "zu kurz" oder "zu lang".

Man muß also, zum Verständnis des Prozesses der Kritik, nicht nur *Vergleiche* und *Bewertungen* in Betracht ziehen, sondern sich auch fragen, *wo* der Bewertungsmaßstab *lokalisiert* wird, was dann auf die wichtige Frage führt: wie dieser Standpunkt zu *begründen* sei.

II. Exogene Kritik: Das Problem des Standpunktes

Im Alltag wirken die meisten Positionen, von denen aus kritisiert wird, als dem kritisierten Gegenstand äußerlich. Ein Kind soll sich benehmen, ein Arbeiter tun, was man ihm sagt, ein Staatsbürger soll wählen, Steuern zahlen und nicht auffallen. Personen oder gesellschaftliche Gruppen geben, direkt oder indirekt, Verhaltensanweisungen. Émile Durkheim hat den Zwangscharakter von gesellschaftlichen Normen betont, den sie auch behalten, wenn sie introjiziert sind, so daß man tun will, was man tun soll.

So wie gesellschaftliche Normen erleben wir die Forderungen der Moralthologie und der christlichen Ethik als den menschlichen Bedürfnissen fremd oder sogar ihnen entgegengesetzt. Die Gebote des Schöpfergottes als Maß für menschliches Tun sind diesem zunächst äußerlich. Da Gott die Menschen erschaffen hat, ist aber auch Gut und Böse in ihnen angelegt, so daß Inneres mit Äußerem korrespondieren kann.

Als Höhepunkt exogener Kritik in der idealistischen Philosophie mögen die Kantschen Kritiken angesehen werden. Hier liegen die kritischen Instanzen, die auf Natur, Freiheit und Kunst angewendet werden, in der Vernunft: die reine Vernunft oder der Verstand als Kritik des Erkenntnisvermögens, die praktische Vernunft als Kritik des Begehrungsvermögens, des Willens und des Handelns, und die Urteilskraft als Kritik des Gefühls für das Schöne und Erhabene. Vor subjektivistischer Kritik bewahren Regulative: die Allgemeingültigkeit des Apriori in der Kritik der reinen Vernunft,

das allgemeinverbindliche Sittengesetz in der Kritik der praktischen Vernunft und die Maxime des interesselosen Wohlgefallens in der Kritik der Urteilskraft (Kant 1787, 1788, 1790).

Von den neueren kritischen Richtungen ist der kritische Rationalismus für die Methodologie von Sozialforschung von besonderer Bedeutung. Er setzt die formale Logik als Basis für die Rekonstruktion von Wirklichkeit, so sehr, daß nicht mehr die Dinge selbst, sondern nur Aussagen über die Dinge Gegenstand der Forschung sind (Opp, 1976). Wie bei den Kantischen Kritiken sind die Betrachtungsstandpunkte den beurteilten Gegenständen äußerlich.

Der "Idealtypus" der deutschen Soziologie des Jahrhundertanfanges sowie die zahlreichen Typologien in der Psychologie der 20er und 30er Jahre sind auch gegenstands-extern: aus erfahrener oder erfahrbarer Realität werden nach bestimmten Kriterien Typen konstruiert, an denen die Wirklichkeit dann gemessen wird. Max Webers "Idealtypus" beispielsweise ist das zweckrationale, von allem irrationalen Beiwerk gereinigte Muster vorgefundenen sozialen Handelns, das dessen Beurteilung erlaubt: Idealisierung und Typisierung nach vom Forscher festgelegten, dem Gegenstand selbst fremden Maßstäben als Forschungsmethode (Weber 1976, 2; allgemeiner 9, 10; 1968, 190).

III. Endogene Kritik: Das Problem der Wirklichkeit

Scheinbar beliebig bestimmte Standpunkte und Maßstäbe zur Bewertung von Welt erweisen sich bei geschichtlicher Betrachtung als geordnet, weil zeitbezogen. Nicht alles ist zu allen Zeiten möglich und das Mögliche verändert sich in bestimmter Art. Man kann sich fragen, ob externe Problembetrachtung überhaupt nur unzeitgemäße, hinter der Zeit zurückgebliebene, veraltete Sicht der Welt sei, die ihr fremd ist, weil sie nicht mit ihr Schritt hält.

Eine Augustinische Sicht des christlichen Universums ist heute exogen, wo sie im 4. Jahrhundert ihm immanent gewesen sein mag mit Gott als dessen Ursprung, Mittelpunkt und Ende. Der Cartesianische Zweifel beließ nichts als wirklich als das Zweifeln selbst, was die Basis, von der aus Kritik möglich war, in das Denken verlegte, mit selbstgesetzten Regeln zur Erkenntnis des Wahren und des Falschen. Was heute als rationalistische Einseitigkeit erscheint, war Mitte des 17. Jahrhunderts eine revolutionäre, die Individualisierung der Gesellschaft und die Instrumentalisierung der Welt durch rationales Denken und Technik thematisierende Idee. Dramatische politische und ökonomische Veränderungen, wie die nach der französischen Revolution und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, gehen einher mit raschem Wechsel der philosophischen Standpunkte zur Weltsicht und ihrer Kritik.

Die Kantsche Kritik bestimmt die Grenzen der erkennenden Vernunft und teilt das Bewußtsein in Anschauung und Denken. Die Hegelsche geht über die Kantsche u.a. dadurch hinaus, daß sie die Vernunft objektiviert und in einer Geschichtsphilosophie dynamisiert, die Einheit durch Bewegung wieder herstellt. Feuerbach kritisiert Hegel durch Rückführung der Idee des Christentums auf Bedürfnisse des Menschen, die Feuerbach-Kritik des jungen Marx faßt den Menschen aber nicht als passives, sondern als arbeitendes und soziales Wesen, als Gattung, von der sich das zeitgenössische Individuum als vereinzelt entfremdet. Dieser "humanistische" Standpunkt ist auch der des jungen Engels. Der spätere Marx erkennt, daß das Wertgesetz, das der kapitalistischen Produktionsweise innewohnt, die Kritik der traditionellen und der modernen Erscheinungsformen der politischen Ökonomie erlaubt. Die dialektische Methode in der Marxschen Fassung ist kritisch, weil sie "Bewegung ... auch nach ihrer vergänglichen Seite auffaßt" (Marx 1873, 28).

Man kann die Abfolgen der Positionen rückblickend als einen Prozeß des In-die-Gegenstände-Hineingehens fassen oder, wenn man diese selbst als bewegt ansieht, als ein jeweiliges Bleiben auf der Höhe der Zeit. Von der entwickelten Form der Wirklichkeit aus sind die früheren Formen des Wirklichkeitsverständnisses dann als Vorstadien zu begreifen (Marx 1867, 74).

Immanente Kritik muß also als Problem des Wirklichkeitsverständnisses angesehen werden, nicht des Standpunktes und des Maßstabes. Kritische Positionen sind in dem Maße kritisch, in welchem sie wirklich sind.

Wir betrachten das Kritikpotential dreier Arten empirischer Sozialforschung, indem wir sie nach ihrem Wirklichkeitsverständnis befragen: die messende, die interpretative und die "kritische".

IV. Zur Kritik der messenden Sozialforschung

Mit "messender" ist die naturwissenschaftlich orientierte Sozialforschung gemeint, die seit den 40er Jahren in den USA und nach Kriegsende in der Bundesrepublik und den meisten europäischen Ländern, den ehemals sozialistischen nicht ausgeschlossen, zur dominanten Forschungstechnik geworden ist, wie aus den sozialwissenschaftlichen Lehrbüchern und den Beiträgen in methodisch ausgerichteten Fachzeitschriften leicht ersichtlich ist. Sie stützt sich auf ein Wirklichkeitsverständnis, das, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung, durch die analytische Philosophie, den Neo-Positivismus, den kritischen Rationalismus und den logischen Empirismus bzw. den Physikalismus des Wiener Kreises vertreten wird.

Äußere Kennzeichen dieser Forschungsrichtung sind - sehr pauschal

gefaßt - (a) die Hypothesenprüfung, (b) die Entwicklung und Anwendung von Meßverfahren zur Feststellung der Verteilung von Merkmalen, (c) das hohe Abstraktionsniveau dieser Verfahren, (d) die Rekonstruktion von Wirklichkeit durch formalisierte Modelle und (e) der Anspruch auf Vergleichbarkeit, Verallgemeinerbarkeit und Objektivität (dazu Friedrichs 1973).

Das Kritikpotential der messenden Sozialforschung ergibt sich aus einer Betrachtung des Meßvorgangs selbst. Messen heißt Vergleich von Vorgefundenem mit einem Maßstab. Die zweipolige direkte Subjekt-Objekt-Beziehung ist durch die Zwischenschaltung eines Meßinstruments dreigeteilt in Subjekt-Maß-Objekt. Die Trennung von Subjekt und Objekt durch das Maß ist die Voraussetzung für die erlebte Objektivierung der Messung. Aber dadurch *subjektiviert* sie sich auch, weil das Maß vom Forscher bestimmt ist, wenn auch, wie beim naturwissenschaftlichen Messen, durch Konventionalisierung verallgemeinert. Naturwissenschaftliche Masse, auf psychische und soziale Abläufe angewandt, sind ihrem Gegenstand fremd. Was hat eine Strecke Weges mit dem Erdumfang zu tun, eine langweilige Veranstaltung mit der Erdumdrehung, das Gewicht eines Säuglings mit der Erdanziehung? Und doch werden auch erlebte Entfernungen, Zeiten und Gewichte in Metern, Minuten und Gramm gemessen.

Aus derselben Quelle, nämlich der (subjektiven) Setzung von Maßstäben und ihrer Festschreibung entsteht das Bild der Wirklichkeit, das messende Forschung hervorbringt: Wirklichkeit erscheint als meßbar, teilbar, in ihren Elementen vergleichbar, als stabil und, wenigstens zum Zeitpunkt der Messung, als unbewegt. Sie erscheint nur als veränderbar innerhalb der gesetzten Kategorien, sofern deren Grenzwerte noch nicht erreicht sind. Vor allem *vereinfacht* messende Sozialforschung Vorgänge und Beziehungen - dies wurde schon von Ernst Mach als wesentlicher Antrieb zur Quantifizierung in den Naturwissenschaften angesehen (Einfachheit, Differenzierbarkeit und Übersichtlichkeit der Zahlennomenklatur, Mach 1905, 322). Die nützliche Seite der Quantifizierung wird in den Sozialwissenschaften aber durch Verdinglichung, Instrumentalisierung und ein mechanistisches Weltverständnis erkaufte.

Das heißt: wenn sich der Forschungsprozeß verdinglicht bzw. "objektiviert", wird Kritik zur subjektiven Restgröße, wird unabhängig von der Methode, bleibt dem Forscher und seinem Selbstverständnis überlassen. Die Kritik an der messenden Sozialforschung zielt also auf ihren *subjektiven* Kritikbegriff.

V. Zur Kritik der interaktionistischen ("interpretativen") Sozialforschung

Von den verschiedenen Arten nicht-messender oder qualitativer Sozialforschung verdient die pragmatisch-interaktionistische besondere Aufmerksamkeit, weil sie die am weitesten ausgearbeitete Methodologie besitzt. Sie wurde besonders seit Beginn der 70er Jahre in der Bundesrepublik rezipiert - die zweite Welle der Übernahme von Forschungsmethodologien aus den USA nach der mit deduktiver Methodik gekoppelten quantitativen Sozialforschung. Die beiden Wissenschaftsrichtungen, die hinter dieser Art von Forschung stehen, sind der von Herbert Blumer so genannte "Symbolische Interaktionismus", dessen Empirie sich aus der frühen Chicago-Schule entwickelt hat und die auf Alfred Schütz und über ihn auf Edmund Husserl sich berufende Ethnomethodologie. Herbert Blumer (1969) und Thomas Wilson (1970) referierten die jeweiligen Grundannahmen; ich versuche, beide Ansätze zusammenzufassen.

(a) Soziales Handeln geschieht aufgrund von Bedeutungen. (b) Bedeutungen oder Symbole entstehen durch einen interpretativen Prozeß in der Interaktion. (c) Auch Objekte werden "geschaffen, bestätigt, umgeformt und verworfen" (Blumer, 91). (d) Die Interpretation ist "dokumentarisch", d.h. fasst Erscheinungen als Ausdruck eines ihnen zugrundeliegenden Musters, das in Abhängigkeit zu ihnen steht ("Indexikalität", Wilson, 60). (e) Wirklichkeit als Wiederholbarkeit und Regelmäßigkeit entsteht durch Reflexivität der Verfahren, die sie konstituieren (Wilson, 71).

Wenn soziales Handeln durch Bedeutungen gesteuert wird, die selbst durch soziales Handeln entstehen, ist der Handelnde Teil des Handlungsfeldes, das er schafft. Ebenso handelt er reflexiv gegenüber Objekten seiner Umgebung: Welt ist das interpretierte Bild der Welt, der Handelnde ist ihr Teil. Da die Alltagsregeln für soziales Handeln auch für den Forscher gelten, muß er sich gleichfalls interagierend mit seinem Gegenstand auseinandersetzen. Soziale Umwelt entsteht durch soziales Handeln, ist aber eben dadurch auf diese Handlungs- und Symbolräume begrenzt (Konzept der "Lebenswelt", Schütz, Luckmann 1975, dazu Berger, Luckmann 1972, früher schon der "Situations"-Begriff von William I. Thomas).

Begrenztheit des Handlungsraumes ist der erste wichtige Gesichtspunkt zur Beschreibung des Wirklichkeitsverständnisses dieser Forschungsrichtung. Der zweite ist seine Konkretheit: er ist sinnvoll, alltäglich und an Einzelfällen erforschbar. Der dritte ist die beständige Aktivität, die rekonstruktive Dynamik, die ihm innewohnt.

Kritisch kann eine auf diesen Prämissen beruhende Forschung nur innerhalb des Handlungsraumes werden. Sie kritisiert den subjektiven Kritikbegriff der messenden Sozialforschung, indem sie einen interaktiven, sozial-

psychologischen, alltagsweltlichen dagegen setzt. Aber sie begrenzt sich selbst. Das Schaffen einer Handlungswelt ist synonym mit ihrer Exploration, die Alltagsmethoden der Interpretation sind auch die der Wissenschaft. Wenn dies richtig sein mag, so ist es doch falsch, sozialwissenschaftliche Bemühungen um Erkenntnis darauf zu beschränken. Die Bedingungen, unter denen Handlungs- und Lebenswelten entstehen, das, was "von außen" auf sie wirkt, das Gesellschaftliche nämlich, werden ausgeblendet, wenn man nur den alltagsweltlichen Interpretationsbegriff verwendet. Gesamtgesellschaftliche Umstände sind damit nicht faßbar, weder ökonomische noch historische. Auch der Handlungsraum selbst wird reduziert auf interpretative und interaktive Prozesse. Da die Handelnden ihr Handeln aneinander anpassen, entsteht Einheit durch Konformität. Gegensätze und Widersprüche werden ausgeklammert. So geht das kritische Potential der interpretativen und interaktionistischen Soziologie zwar über das der messenden Sozialforschung hinaus, weil ihr Wirklichkeits- und Kritikbegriff das Subjektive durch das *Interaktiv-Soziale* ersetzt, aber dies geschieht durch Vernachlässigung weiterer Bereiche gesellschaftlicher Wirklichkeit.

VI. Zur Kritik der kritischen Sozialforschung

Kritische Sozialforschung ist bisher ein Torso geblieben. Sozialphilosophisch anspruchsvolle Theorien wurden mit verschiedenen Versuchen verbunden, der Empirie Herr zu werden - eine Methodologie von einiger Vollständigkeit gibt es nicht.

Die Diskussion Theodor W. Adornos mit Karl Popper u.a. 1961 im "Positivismusstreit" hatte den Eindruck nahegelegt, die beiden sich vornehmlich gegenüberstehenden Positionen seien der kritische Rationalismus ("Positivismus") und die *Dialektik* (Adorno 1969). Die Auseinandersetzung betraf Wissenschaftstheorie, nicht Forschungsmethodologie; gleichwohl war klar, daß der Poppersche Ansatz der logisch-empiristischen Forschung entsprach, der sozialphilosophische Adornos sich aber nicht auf empirische Beispiele stützte. Man kann auch im Zweifel sein, ob und wie die Spätphilosophie Adornos, die sich in Kritik auflöst (1951, 1966), sich in eine Forschungsmethodologie wird umgießen lassen (Adorno 1970). Meines Erachtens ist das auch späteren Bearbeitern nicht gelungen (dazu Ritsert 1972, 1976, Bonß, Honneth 1982).

Jürgen Habermas dagegen setzte, in Erinnerung an die Trennung in Natur- und Geisteswissenschaften im späten 19. Jahrhundert, den analytisch-nomologischen die *hermeneutisch-historischen* Wissenschaften entgegen, letztere zu unterscheiden in phänomenologische, linguistische und

hermeneutische (1967). Seine Betonung von Sprachanalyse und Hermeneutik hat die Entstehung von hermeneutischen Forschungsverfahren sicher unterstützt. Der ins philosophisch-hermeneutische gewendete Vorschlag zur Meta-Analyse der Sprache unterstellt aber die Gültigkeit von Gadammers "universalem Aspekt der Hermeneutik" (1960, 449 f.) mindestens für die Geisteswissenschaften (dazu Habermas 1970) und bedarf für Kritik als Praxis, nicht nur als Idee, auch der Operationalisierbarkeit. Habermas hält in seiner "Theorie des kommunikativen Handelns" den kritischen Anspruch seines Vorgehens aufrecht als "Alternative für die unhaltbar gewordene Geschichtsphilosophie" (1981, 583); er empfiehlt die Erforschung der Marxschen "Realabstraktionen" mit Hilfe des Forschungsansatzes des genetischen Strukturalismus², wobei die Sozialforschung des Frankfurter Instituts bis zum Beginn der 40er Jahre als vorbildhaft angesehen wird (554, 555). Wie allerdings forschungs-strategisch oder forschungs-technisch über den damals vor allem von Erich Fromm bestimmten Stand der Methodologie hinauszugehen sei, wird nicht erörtert.

Auch die kritische Psychologie kann, bei materialistischer Fundierung und Neufassung des Subjektbegriffs (Holzkamp 1983) bisher noch keine eigene Methodologie vorlegen².

So wird man auf die Empirie der frühen kritischen Theorie zurückverwiesen. Die ausgeführten Forschungsarbeiten lassen zwei sehr unterschiedliche Forschungsrichtungen erkennen, vereinfacht ausgedrückt: eine gesellschaftskritische und eine ideologiekritische.

1. Die erstgenannte sollte, nach Max Horkheimers Entwurf (1931) (a) materialistisch und (b) interdisziplinär sein und (c) eine Vielzahl verschiedener Techniken einbeziehen. Sie sollte (d) anstelle einer polemischen Abgrenzung zum Positivismus ein dialektisches Verhältnis von Empirie und sozialphilosophischer Theorie beinhalten und sich (e) der Erforschung der "großen Fragen" widmen, wie des Verhältnisses von Ökonomie, Individuum und Kultur. Sozialphilosophie oder, wie sie später genannt wird, kritische

² (Anmerkung 1993). Siehe dazu Markard, 1991. Er kritisiert meine Methodologie unter subjektbezogenem Aspekt als nur formal, nicht inhaltlich bestimmt. Inhaltliche Bestimmung verlange Relevanzkriterien. Diese werden aber bei qualitativ-heuristischer Vorgehensweise als zu problematisierende Vorverständnisse angesehen; sie können sich als erkenntnishemmend erweisen, sofern sie nicht im Forschungsprozeß variiert werden. Das Kritikpotential entdeckender Verfahren liegt im Transzendieren der jeweils von den Forschungspersonen als relevant angesehenen Beurteilungsweisen durch formale Verfahren. Inhaltliche Strukturen sind das Ergebnis des heuristischen Verfahrens, nicht seine Voraussetzung.

Theorie, steht in "konkreten historischen Zusammenhängen" (Horkheimer 1937). Der materialistische Anspruch sollte durch Erich Fromms "Psychoanalytische Charakterologie" eingelöst werden (1932). In diesem Kontext entstanden die beiden großen Untersuchungen "Autorität und Familie" und "Authoritarian Personality" (Institut für Sozialforschung 1936, Fromm 1980, Adorno u.a. 1950).

2. Die ideologiekritische Richtung entwickelte sich mit gleichen Absichten, aber unter stärkerer Betonung des Historischen. Wissenschaftstheorie, Literatur und Musik waren die Hauptthemen. Hervorzuheben sind die Untersuchungen von Herbert Marcuse (1936, 1937), Theodor W. Adorno (1938), Leo Löwenthal (1936, 1937), Leo Löwenthal, Norbert Guterman (1949), Paul W. Massing (1959), Max Horkheimer, Theodor W. Adorno (1947). Methodologische Richtlinien wurden später nochmals von Horkheimer zusammengefaßt (1941).

Grosso modo kann man sagen, daß die gesellschaftskritische Forschungsrichtung gescheitert ist, die ideologiekritische aber nicht, trotz der Aporie der kritischen Theorie und der Auflösung des Instituts Anfang der 40er Jahre. Die von Fromm übernommene Enquête enthielt zahlreiche Dilettantismen. Die USA-Erhebung dagegen brillierte durch ihre Skalenentwicklung. Beide brachten aber kaum Gesellschaftskritisches zu Tage - am Defizit der Fromm-Studie kann es also nicht gelegen haben. Vielmehr muß man bei beiden Untersuchungen eine positivistische Verengung der Forschungsfelder und der Datenanalyse bei den Umfragen dafür verantwortlich machen, daß Gesellschaftskritik nicht oder kaum erkennbar wurde. Bei der früheren Erhebung wurden Befragte aufgrund von Antworten zu geschlossenen und "Warum?"-Fragen nach dem Eindruck des Forschers durch "interpretative Klassifikation" in drei Persönlichkeitstypen gegliedert: autoritäre, radikale (revolutionäre) und ambivalente. Bei der späteren Studie wurden Personen durch Skalen in "high scorers" und "low scorers" eingeteilt, diese dann durch Tiefeninterviews und projektive Verfahren (T.A.T.) psychologisch charakterisiert. Es zeigte sich, daß es autoritäre und weniger autoritäre Personen gab in Deutschland und in den USA und daß die autoritären stärkere ethnische, rassische und religiöse Vorurteile hatten. Der Ursprung der Vorurteile, die als Stützen von Antisemitismus und Faschismus anzusehen sind, wurde also in den Persönlichkeitstypen gefunden. Dies legt die Annahme nahe, daß auch die sozialen Fakten selbst, also Faschismus, Antisemitismus und Judenvernichtung, aus bestimmten Persönlichkeitskonstellationen folgten - ein wenig gesellschafts-kritischer Schluß, selbst wenn man Autoritarismus als durch die autoritäre Familie vermittelt ansieht.

Dagegen zeichnen sich die ideologiekritischen Arbeiten der Institutsmit-

arbeiter durch ein breites Blickfeld der Forscher und vor allem durch die Einbeziehung historischer Verläufe in die Analysen aus. Beispielsweise überspannt die Ideologiekritik der "Dialektik der Aufklärung" die Zeit von Homer bis zur modernen Kulturindustrie. Nahezu alle genannten kritischen Beiträge sind historisch. Man kann ihnen vorwerfen, daß sie nicht angeben, auf welche Weise sie zu ihren Ergebnissen kommen, daß sie also "Sozialphilosophie" sind und nicht empirische Forschung. Aber daß sie nicht kritisch seien, kann man ihnen nicht vorwerfen.

Der Kritikbegriff der "geglückten" Beispiele der kritischen Sozialforschung bzw. Sozialphilosophie unterscheidet sich von dem der nichtgeglückten dadurch, daß er (1) gesamtgesellschaftlich bezogen ist und (2) historische Abläufe zum Gegenstand des Nachdenkens bzw. des Forschens macht, während die Gegenbeispiele auf Typen oder Individuen rekurrieren, ohne oder mit zu geringer Berücksichtigung ihrer historischen Situation. Gesamtgesellschaftlicher Bezug und Gesellschaft, aufgefaßt in ihren konkreten historischen Zusammenhängen, eröffnen dem Kritikbegriff der frühen kritischen Theorie die Chance, immanent und in diesem Sinne "*objektiv*" zu werden.

VII. Entwurf einer kritischen Sozialforschung als Heuristik

Der Übergang von einer subjektiven, standpunktbezogenen, exogenen Kritik zur intersubjektiven, situationsbezogenen und dann zur gesellschaftsimmanenten "objektiven" bezeichnet den Übergang von messender zu interpretierender zu kritischer Sozialforschung. Wenn diese aber identisch ist mit wirklichkeitsbezogener Sozialforschung, dann kann die Veränderung auch ausgedrückt werden als Übergang von einem objektivierten, verdinglichten Wirklichkeitsverständnis zu einem interaktionistischen und dann zu einer gesamtgesellschaftlich und historisch begriffenen Wirklichkeit. Eine solche durch geeignete Methoden zu erfassen ist die Aufgabe einer Wirklichkeitswissenschaft, die zugleich eine kritische Wissenschaft ist und dies in dem Maße sein wird, in dem für sie Wirklichkeit gesamte, komplexe und bewegte Wirklichkeit ist.

Damit ist das methodologische Anliegen einer kritischen Sozialforschung nicht mehr in erster Linie das Messen, nicht das Interpretieren und auch nicht das Kritisieren, sondern das Erforschen selbst. Ihre Bezugswissenschaften sind nicht Meßtheorie und Statistik, auch nicht Hermeneutik, sondern Heuristik.

Vorbild können hier (wieder) die Naturwissenschaften sein, deren Fähigkeit zu *entdecken* erst ihre Dominanz hervorgebracht hat. Die naturwissenschaftlichen Grundmethoden, Beobachtung und Experiment, sind auch die

Grundmethoden der Sozialwissenschaften, weil sie Grundmethoden der alltagsweltlichen Lebenspraxis sind. Nur zeigt sich, daß die Sozialwissenschaften nicht einen naturwissenschaftlich verengten, sondern einen, wie in der Alltagswelt, weiteren Begriff des Beobachtens und des Experimentierens benötigen (Kleining 1982, 1986). Auch Entdeckungsstrategien können von den Naturwissenschaften übernommen werden (Mach 1905, Einstein, Infeld 1938).

Umfassende Anstöße für heuristische Strategien wird man aber vor allem aus der alltagsweltlichen Praxis erhalten. Diese ist das große Reservoir zur Entwicklung explorativer Verfahren für die Sozialwissenschaften.

Eine kritische Sozialforschung als Heuristik muß die bisherigen sozialwissenschaftlichen Forschungsansätze weiterführen: messende Sozialforschung kann heuristisch gewendet werden, vor allem aber interpretative, deren Methodologien zum Teil schon den explorativen, "entdeckenden" Aspekt enthalten, der auszubauen wäre, um das bloße Erfassen von Erscheinung und Sinn zu transzendieren ("Discovery" bei Glaser, Strauss 1967, "Offenheit" bei Hoffmann-Riem 1980, "Dialogkonzept" bei Kleining 1982).

VIII. Gesellschaft als verdinglicht und bewegt

Messende Sozialforschung läßt Gesellschaft als fragmentiert erscheinen: Forschungsinstrumente bilden das Soziale ab als Sammlung von unterschiedlichen Verteilungen von Merkmalen auf Skalen. Werden die Verteilungen rechnerisch miteinander in Verbindung gebracht, ist die Assoziation gleichwohl den Daten äußerlich: eine statistische Beziehung, deren Plausibilität immer noch geprüft werden muß. "Bewegung" kann nur durch Wiederholung der Forschung rekonstruiert werden als Veränderung von Augenblicksbildern; der "Längsschnitt" ergibt sich aus einer Wiederholung von "Querschnitten". Dieser Art von Forschung liegt die Idee einer kleinsten Einheit, des Merkmals, zugrunde, das in der Grundgesamtheit mit statistisch bestimmbarer Genauigkeit, im Einzelfall eindeutig etwa als binominal - vorhanden oder nicht vorhanden - festgelegt werden kann. Das Ganze ergibt sich als Summe der Elemente. Die Einheiten sind kausal oder korrelativ miteinander verbunden. - Diese Auffassung geht auf das mechanistische Weltbild der Naturwissenschaften zurück, das zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert vorherrschend war und u.a. die klassische Mechanik hervorgebracht hat mit, wie man weiß, gegenüber der altgriechischen und der scholastischen Naturerkenntnis revolutionären Neuerungen. Die mechanistische Naturwissenschaft hatte ihre Entsprechung in den philosophischen Entwürfen von René Descartes, Gottfried Wilhelm Leibniz und dem Rationa-

lismus. In der neueren Physik ist die Mechanistik völlig aufgegeben (Einstein und Infeld 1938, von Weizsäcker 1987).

Als bewegt erscheint das Soziale durch die interaktionistische Sozialforschung. Da sie Sinn rekonstruiert, der durch Handelnde und Handlungen hervorgebracht wird, erfaßt sie auch Veränderungen. Diese bleiben aber auf die Akteure und ihre Handlungsweisen beschränkt, zeigen Wandlungen im einzelnen konkreten sozialen Feld, nicht im makrogesellschaftlichen Bereich, sofern ihm Sinn nicht zugeordnet werden kann. Die ökonomische Dynamik beispielsweise ist diesem Ansatz nicht erreichbar.

Die "kritische" Sozialforschung der frühen Frankfurter Schule hat versucht, gesamtgesellschaftliche Verbindungen etwa zwischen Ökonomie und Autoritarismus herzustellen mit der Familie als sozialisierendem Medium. Gesellschaftsimmanente Bewegungen konnten vor allem durch die historischen Studien zur Entwicklung von Ideen und Ideologien nachgewiesen werden, anhand der Entstehung und des Verfalls des Individuums in der Moderne. Hier erweist sich Gesellschaft als bewegt in ihrer Gesamtheit.

Eine als heuristisch verstandene Sozialforschung muß beides erkennen: die Lebendigkeit und die Dynamik einer von Menschen in jeder Generation und durch jede soziale Aktivität immer wieder erzeugten Gesellschaftlichkeit und die verfestigte, fremdbestimmte Stabilität einer institutionalisierten und "unwirtlichen" sozialen Welt, die aus denselben Quellen stammt, also den Zusammenhang von Bewegung und Erstarrung, Spontaneität und Verdinglichung in ihrer historischen Entfaltung und Begründung. Immanente Kritik ist der Weg zur Wiederherstellung eines Bewußtseins von den Widersprüchen, die gleichzeitig Ergebnis und Antrieb sind für gesellschaftliche Veränderungen: das Soziale als bewegt *und* als erstarrt, also in seinem Widerspruch.

Heuristische Sozialforschung kann deswegen "kritische" kritisieren, so wie diese interpretative und diese wieder messende Sozialforschung kritisiert, weil heuristische einen umfassenderen Wirklichkeitsbegriff hat als jene und weil ihr Kritikbegriff immanent ist statt dem kritisierten Verhältnis gegenüber äußerlich.

In den verschiedenen Forschungsarten steht der Forscher unterschiedlich zu seinem Gegenstand. In der messenden Sozialforschung tritt er dem Forschungsobjekt gegenüber, das er durch von ihm gesetzte Maße abbildet, er ist Experte; die interaktionistische unterstellt die lebensweltliche Einheit vom Forscher und seinem Gegenstand und die kritische verlangt den selbst- und gegenstandskritischen, d.h. reflektierenden Forscher. Die heuristische Sozialforschung hat ein dialektisches Subjekt-Objekt-Verständnis, das bei den Autoren der kritischen Theorie schon angelegt war, die Dialektik als For-

schungsverfahren bis über die Jahrhundertmitte hinaus beibehalten haben (vor allem Adorno und Marcuse). Der Forscher ist Teil seines Gegenstandes und gleichzeitig von ihm getrennt, er bestimmt ihn, aber wird ebenfalls von ihm bestimmt. Aus dieser Spannung entsteht Erkenntnis. Die dynamische oder dialektische Einheit von vergesellschaftetem Subjekt und gesellschaftlichem Objekt ist Basis für die Kritik aller Forschungsverfahren, die eine Subjekt-Objekt-Begrenzung oder -Trennung annehmen.

IX. Kritik als Praxis: die wirkliche Bewegung in der falschen

Verschiedene Arten der Forschung erzeugen verschiedene Abbilder der Welt und verschiedene Positionen des Forschers zu ihr, wie beschrieben. Diese Beziehung kann aber auch umgekehrt gelesen werden: verschiedene Weltzustände produzieren verschiedene Forschungsarten. Damit wird eine Kritik der Forschungsmethoden übertragbar auf eine Kritik der Weltzustände.

Eines der wichtigsten Kennzeichen der vorgefundenen sozialen Beziehungen ist ihre Struktur oder, was das gleiche ist, ihre Veränderung. Das Studium der Alltagserfahrungen zeigt eine große Vielfalt von Teilen und Gruppierungen und ebenfalls von Bewegungen: langsamen und schnellen, einmaligen und periodisch wiederkehrenden, einsinnigen und gegenläufigen, kontinuierlichen und finalen, linearen und zirkulären, anorganischen, organischen und dialektischen. Es zeigt immanente und äußerliche Bewegungen in zahlreichen Ausprägungen und Abstufungen. Alle wissenschaftlichen Bemühungen, der Vielgestaltigkeit Herr zu werden, müssen Vereinfachungen in Kauf nehmen, aber sie werden in unterschiedlichen Graden durch Fragmentierung und Verdinglichung betroffen.

Einer erstarrten Welt am meisten angemessen sind stochastische Modelle. Lebendigkeit kristallisiert hier zu mathematischen Beziehungen von Individuen, Bewegung zu Wahrscheinlichkeiten. Lineare oder durch mathematische Kurven ausdrückbare Veränderungen in der Zeit - etwa die Fortschrittsideologie - umfassen in der Regel Teilbereiche des gesellschaftlichen Lebens, wie Daten, die sich auf Wirtschaft, Bevölkerung oder anderes beziehen, das in Häufigkeit ausgedrückt werden kann. Hier gelten, bei Beibehaltung der Klassifizierungsmaßstäbe, Daten nur dann als verändert, wenn sie sich auf plausiblen Niveau signifikant voneinander unterscheiden, dies aber nur, sofern angenommen werden kann, daß die Stichproben aus der gleichen Grundgesamtheit stammen. Mit zyklischen und zirkulären Abläufen werden etwa Lebensläufe oder Kulturentwicklungen beschrieben, sie umfassen zumeist größere Bereiche als die linearen, nicht mehr nur Teilaspekte und führen Bewegungen auf Anfänge zurück. Hier gehen Merkmale auseinander

hervor, verändern sich aber im Laufe der Entwicklung. Mit größeren Reichweiten und einer differenzierten Lebendigkeit stellen dialektische Abläufe Wirklichkeit dar. Während zyklische Modelle frühere Zustände in neueren aufgehen lassen, so bleiben Widersprüche im dialektischen Bild ebenfalls erhalten. Leben wird als bewegt *und* als widersprüchlich erkennbar, Sprünge und Brüche zeugend, gleichzeitig als ein- und als mehrdeutig, als sich verändernd und veränderbar. Dialektik ist Ausdruck eines solchen Weltzustandes. Die subjektive Gewißheit, daß es dialektische Abläufe gäbe, liegt sowohl im Erleben der eigenen Gefühlswelt, des eigenen Willens und des eigenen Denkens, als auch im Sozialen: dem Erzeugen sozialer Wirkungen und dem Betroffensein von ihnen, die auch widersprüchlich sein können, ebenso wie sie sich entwickeln und umschlagen.

Wenn dem so ist, dann sind *natürliche* Bewegung und *natürliche* Strukturen Basis für die Kritik von verdinglichten, fragmentierten, detaillistischen, mechanistischen, "falschen". "Natürliche" sind aber in ihrer Gesamtheit nur noch aus der Kritik der verdinglichten Welt zu erschließen, "natürwüchsig" treten sie nur als Detail auf. Kritik als Kritik des Forschungsverfahrens verwandelt sich damit in Kritik des Sozialen. Ob und unter welchen Bedingungen diese in Praxis umschlagen kann, bleibt offen.

Anmerkung zur Ethik bei verdeckter Forschung¹

Alle verdeckten Verfahren (Beobachtung, rezeptive Interviews, Gedächtnisinterviews, verdeckte qualitative Experimente) können persönliche und enthüllende Informationen hervorbringen. Der Forschungsperson stellt sich die Frage, ob sie diese Verfahren unter ethischen Gesichtspunkten anwenden darf. Sie könnte annehmen, daß verdeckte Verfahren zu den dubiosen Techniken gehören, weil sie die sog. "Intimsphäre" nicht aussparen, während offene Verfahren weniger bedenklich sind, etwa eine Fragebogenerhebung, bei der die betreffende Person, angemessen aufgeklärt über Untersuchungszweck, Auftraggeber und Methoden, die Teilnahme verweigern kann. Man käme so zu einer Gliederung der Techniken in unbedenkliche und bedenkliche, oder wenigstens bedenkenswerte.

Eine solche Trennung reproduziert die Teilung der gesellschaftlichen Handlungsfelder in öffentliche und private, die durch soziale Normen und entsprechende Rechtsvorschriften hergestellt und aufrechterhalten wird und die dafür sorgt, daß Öffentliches nicht in Privates, aber auch umgekehrt Privates nicht in Öffentliches eindringt. Diese Spaltung ist kennzeichnend für die moderne Form der bürgerlichen Gesellschaft, die das Individuum vom Außerindividuellen oder Gesellschaftlichen löst und es mit diesem kontrastiert². Beispielsweise gilt nach dem Grundgesetz (Art. 2, Abs. 1) für jeden das "Recht auf freie Entfaltung seiner Persönlichkeit" nur, sofern er nicht "die Rechte anderer verletzt" und "nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das

¹ Geschrieben 1987 als Diskussionspapier.

² Die Subjekt-Objekt-Spaltung kann bis zur "Entdeckung" des Experiments für wissenschaftliche Forschung im 13. Jahrhundert zurückverfolgt werden, sie führte zu "Wende" des Kopernikus und den Umwälzungen der Weltbilder zu Beginn des 16. Jahrhunderts; mit der Entstehung der klassischen Mechanik ist sie voll entwickelt. In ihrer Manifestation in der Kultur wird sie offensichtlich in der "Erfindung" der Perspektive in der italienischen Frührenaissance, systematisiert und beherrscht in der Graphik und Malerei um 1500 in Italien, den Niederlanden, Deutschland (Dürer). In der Philosophie erreicht sie durch René Descartes ihre erste bedeutende Ausprägung: Trennung der Materie (Substanzen) in "Denken" (*cogitatio*) und "Ausdehnung" (*extensio*), Radikalisierung des Zweifels (*cogito ergo sum*), Entstehung des Methodenbewußtseins (*Discours de la methode*, 1637) und Regeln über Entdeckungsverfahren. Fast gleichzeitig führt William Petty, nach dem Sieg Cromwells (1641), in Irland eine Umfrage aus, die als die erste soziographische Untersuchung gilt (Zeisel in Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel 1933): Methodenbewußtsein und Forschung zur Überwindung der Subjekt-Objekt-Trennung gegen Hand in Hand.

Sittengesetz verstößt. Was das "Sittengesetz" ist, erklärt das Grundgesetz nicht - es kommt dort überhaupt nur einmal vor - wohl aber sieht es den möglichen Dissens zwischen (öffentlicher) Moral und individuellen Freiheitsrechten, wie auch zwischen Staat und Individuum, natürlich. Auch die wissenschaftliche Literatur erkennt und erläutert die Trennung von Öffentlichkeit und Privatem³. Die Alltagsauffassung unterscheidet derweilen zwischen zwei anderen Moralien, der "für mich" und der "für andere", als "Doppelmoral" bei Kleinbürgern, in der Politik und in öffentlichen Ämtern. Ethische Postulate und dementsprechend forschungsethische Fragen können aber nicht geteilt werden in solche, die das Individuum und solche, die das Gesellschaftliche betreffen. Sie können überhaupt nicht geteilt werden aus mehreren Gründen: die Verallgemeinerbarkeit, seit Kant Kennzeichen aller bürgerlichen Ethiken, würde aufgegeben, Partikularisierung der Ethiken reduziert sie auf die Legitimation von politischen und ökonomischen Interessenverbänden, den jeweiligen Herrschaftsgruppen zur ideologischen Nutzung überlassen, die Idee der Moral, seit Sokrates die Macht der Intellektuellen gegen die Staatsgewalt, wird in kleiner Münze pluralisiert und löst sich dadurch selbst auf.

Die moralische Verwendbarkeit von Methoden stellt sich deswegen *allgemein*, nicht nur bei verdeckten Verfahren. Ethik betrifft den *Forschungsvorgang selbst*, nicht nur diese oder jene Methode, bei der jemand vielleicht "ethische Probleme" sehen könnte.

SozialforscherInnen sind zunächst mit den Vorschriften des *positiven Rechts* konfrontiert, die bei der Verwendung von Forschungsv Verfahren zu beachten sind und die den Schutz der Persönlichkeit, des Individuums, wenn nicht gar der Menschenrechte zum Ziel haben. Pauschalierend kann man sagen, daß die Einhaltung dieser Vorschriften ganz unproblematisch ist. Sie beziehen sich nämlich nur auf den Schutz des Individuums, ausgedrückt im Schutz vor Identifizierbarkeit von Auskunftspersonen (Bundesdatenschutzgesetz §1), wobei für "wissenschaftliche Forschung" unter Umständen die Anforderungen geringer sind (§14, 2, 9). An der Identifizierung der an der Forschung teilnehmenden oder von ihr betroffenen Personen haben qualitativ-heuristisch arbeitende Wissenschaftler ohnehin kein Interesse. Individuen sind für sie nur in ihrem gesellschaftlichen Bezug wichtig, als Akteure in einer Gesellschaft und als Informanten über sie, nicht in ihrer Eigenschaft als juristische Personen, Staatsbürger, Deutsche, Steuerzahler, Gesetzesübertreter etc. Ausreichend

³ Zum Begriff der Öffentlichkeit siehe Jürgen Habermas (1962). Eine andere These, die von der "Tyrannei der Intimität", vertritt Richard Sennet (1985).

zur Erfüllung der rechtlichen Auflagen sind die Veränderung von Name, Wohnort, Arbeitsstelle etc. vor der Phase der Weiterverarbeitung der Daten bzw. beim Zitieren. Die "Menschenwürde", als erstes zu schützendes Grundrecht im Grundgesetz aufgeführt, wird bei einem Verfahren, das "Dialog" als eine der Basismethoden verwendet, eher gefördert als in Frage gestellt.

Forschungsinstrumentelle Fragen sind wichtiger. Sie berühren die Vertretbarkeit der Forschung als Mittel, der Verwendung einer bestimmten Art von Methoden oder eines bestimmten Einzelverfahrens. Das Problem ist hier, inwieweit die Verfahren sich verselbständigen und unbeabsichtigte oder unkontrollierte Wirkungen hervorrufen. Qualitative Methoden im allgemeinen sind durch ihre Nähe zu Alltagsverfahren und durch ihre Methodologie im besonderen Maße zur Anpassung an die jeweiligen Alltagssituationen geeignet, die sie explorieren wollen. Sie sind gewissermaßen von Natur aus flexibel und sollen so eingesetzt werden, daß sie ihren Gegenstand erforschen, nicht zerstören. Die qualitativen Methoden und die qualitative Forschungsweise sind die am meisten ihren Gegenstand "schonenden" und "achtenden" empirischen Methoden, auch die qualitativ-heuristischen, sofern sie aktiv verwandt werden. Die hermeneutischen, als bloße Deutungsverfahren, sind in dieser Hinsicht ohnehin nicht problematisch. Das heißt nicht, alle Forschungsgegenstände seien in ihrer jeweils vorgefundenen Form akzeptabel - sie sollen nur nicht durch die Untersuchung deswegen zerstört werden, weil die Verfahren Eigendynamik entwickeln und sich verselbständigen (siehe dazu meine Hinweise zum "qualitativen Experiment", 1986). Das rezeptive Interview gehört mit anderen rezeptiven Verfahren - besonders der teilnehmenden Beobachtung - zu jenen, die sich besonders gut an Situationen anpassen, ja von ihnen weitgehend bestimmt werden. Besonders seine verdeckte Verwendung macht es sozial unauffällig. Gleichwohl können sich Probleme ergeben, beim qualitativen Interview etwa, wenn Vertraulichkeit der Mitteilung vereinbart oder unterstellt wurde. Sie treten nicht auf, wenn die betreffende Information der Forschungsperson als Zuhörer mitgeteilt wird, sondern erst in ihrer Doppelrolle als Zuhörer *und* Forscher, sofern die zweite dem Informanten nicht bekannt ist. Bei verschiedenen Formen der einseitigen Mitteilung spielt dieser Umstand ethisch keine Rolle, etwa wenn der Informant unterstellt oder sogar wünscht, daß die Information weitergegeben wird, zum Beispiel bei der "vertraulichen" Mitteilung von Klatsch und Tratsch. In Zweifelsfällen wird die Forschungsperson ihren eigenen Rollenkonflikt durch Anonymisierung der Informationsquellen lösen können; wenn es die Umstände geraten erscheinen lassen, auch durch den Dialog mit den betroffenen Personen. Die Problematik anderer Fälle mag aber, auch bei Verdeckung der Quellen, in der Überführung von privater - oder als privat verstandener - Mitteilung in

öffentliche liegen, so wie sie durch wissenschaftliche Publizistik eintritt; das Problem ist dann sozial, nicht instrumentell. Die "schonende" Verwendbarkeit der qualitativ-heuristischen Methoden spricht also nur *relativ* für sie. Das Argument, sie seien weniger schädlich als andere Verfahren, legitimiert sie nicht ausreichend.

Sind sie nützlich? Fragen dieser Art weisen direkt auf die *gesellschaftliche* Verantwortung der Forschungsperson. Selbst bei Sicherung der Anonymität des Informanten muß sie sich klar werden, ob es *gesellschaftlich wünschenswert* ist, Informationen bestimmter Art, deren Kenntnis ihr durch Forschung zuwächst, wissenschaftlich zu verwenden. Abgesehen davon, daß keine Forschungsperson außerhalb der Gesellschaft lebt und ihren Lebenserfahrungen entkommen kann, ist es ihr doch möglich, sich mehr oder weniger genau auf sie zu beziehen. Solche Entscheidungen hängen *erstens* vom jeweiligen Wissenschaftsbegriff der Forschungsperson ab. Versteht sie es als ihre Aufgabe, instrumentelles Wissen anzusammeln, dann ist häufig Geheimhaltung von selbst nahegelegt. Versteht sie Wissenschaft aber umfassend, als Bemühen zur Aufdeckung der Gesetze gesellschaftlicher Bedingungen und ihrer Veränderungen, so muß sie prüfen, ob auch "private" Informationen, wie solche, die durch rezeptive Interviews erstellt werden, zur Analyse und gegebenenfalls auch zur Darstellung dieser gesellschaftlichen Verhältnisse nötig sind. Entscheidungen über das Bekanntmachen sozialer Verhältnisse und Zusammenhänge hängen *zweitens* vom Zustand der erforschten Verhältnisse ab, genauer gesagt, vom jeweiligen Wissensstand der Forschungsperson oder der Wissenschaftsgemeinschaft über sie. Umstände können eintreten, in denen Forschungspersonen in geeigneter Weise Kenntnis geben *müssen* über soziale Sachverhalte, und zwar aus ethischen Gründen, um Schaden vom Gemeinwesen abzuwenden oder ihn, sei er schon eingetreten, zu begrenzen. Daß sie sowohl *sich selbst* als auch ihre *Informationsquellen* schützen, ist selbstverständlich - wird die Forschungsperson ausgeschaltet, ist die Forschung am Ende, ebenso, wenn ihre Quellen versiegen, öffentlicher Verfolgung anheim gegeben sind oder die Vertraulichkeitszusagen der Forschungsperson sich nicht als zuverlässig erweisen. Die Frage ist also, ob *aufklärende Sozialforschung* - generell und nicht nur im Einzelfall - als *ethisch wünschenswert* angesehen werden kann, die sich nicht nur durch ihre Nützlichkeit begründet, sondern auch durch ihre kritische, d.h. moralische Qualität.

Geschichte und Aktualität qualitativer Sozialforschung¹

I. Einleitung

Qualitative Sozialforschung ist keine neue, wenn auch eine zur Zeit viel diskutierte Forschungsweise, sondern der Sammelbegriff für sehr verschiedenartige, zum Teil seit langem bestehende und sich eigenständig entwickelnde Richtungen der Forschung, die nur deswegen als "neu" erscheinen, weil sie sich zu lösen beginnen aus der seit etwa 50 Jahren herrschenden Lehre des deduktiv-nomologischen, kritisch-rationalistischen, positivistischen oder "analytischen", will sagen formal-logischen Wissenschaftsverständnisses, mit der die Methodik der "quantitativen" Forschungsverfahren in den Lehrbüchern in Verbindung gebracht wird. Die Gunst, oder besser gesagt, die Ungunst der Verhältnisse seit Ende der 60er Jahre hat zu einer neuen Reflexivität von Wissenschaftlern geführt, was die Gegenstände ihrer Wissenschaften, ihre Methoden und ihre Ziele betrifft, und dabei hat man sich u.a. erinnert an die methodologischen Alternativen, die es anderswo gibt oder einmal gegeben hat.

Die wichtigsten früheren und heutigen qualitativen Schulen in Psychologie, Soziologie, Ethnologie und den Textwissenschaften stelle ich im Überblick dar, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Das Studium der Wissenschaftsgeschichte zeigt aber, daß es auch nicht verwirklichte oder heute nicht mehr ausreichend bekannte Ansätze gab, die für eine Diskussion der Methodologie qualitativer Sozialforschung von Bedeutung sind. Ich stelle sie dar, weil der Historiker nicht nur berichten sollte, was war und wie es geworden ist, sondern auch was nicht wurde, nicht mehr ist, aber hätte sein können.

1. Die Notwendigkeit eines Studiums der Methoden und ihrer Geschichte

Die sozialwissenschaftlichen Lehrbücher schätzen die Geschichte der Methoden, die sie zu vermitteln suchen, eher gering. Soziologische *Theorie* wird, von den Originalbeiträgen abgesehen, zumeist *historisch* dargestellt, in Zusammenhang gebracht mit der Biographie der Soziologen bzw. der Geschichte des

¹ Geschrieben 1989 als Vorarbeit zur Einleitung für das von Flick, Kardorff, Keupp, Rosenstiel und Wolff herausgegebene "Handbuch Qualitative Sozialforschung" (1991c), in die Teile übernommen wurden.

Faches. Auch *Methoden* werden historisch dargestellt². Sollen sie aber *gelehrt* werden, wie durch Methodenlehrbücher, so ziehen deren Autoren eine *klassifikatorische* Darstellung vor (z.B. Mayntz, Holm, Hübner 1969, Hartmann 1970, Friedrichs 1972, Bortz 1984, Roth 1984). Die Statistiklehrbücher sind ebenfalls klassifizierend. Diese Unterscheidung ist auch beim gleichen Autor zu beobachten, wenn er sich über beide Bereiche äußert. Jürgen Habermas z.B. gliedert sein Buch über Erkenntnistheorie historisch (1968), das über Methodologie typologisch (1967). Durch Klassifikation oder Typologisierung der Methoden erhält der forschende Soziologe aber den Eindruck, die Methoden seien vollständig dargestellt, d.h. ihr "Universum" sei bekannt, sie seien jeweils mehr oder weniger gleichwertig und unterschieden sich nur in ihrer Eignung zur Lösung bestimmter Aufgaben, bzw. in ihrer Funktion im Forschungsprozeß. Jürgen Friedrichs behandelt z.B. folgende Einzelmethoden: Frage, Interview, Intensivinterview, schriftliche Befragung, Gruppendiskussion, Soziometrie, Beobachtung, teilnehmende Beobachtung, nonreaktive Verfahren, Inhaltsanalyse, Experiment, Sekundäranalyse (1972, 189-375). Dabei wird nicht beachtet, daß die klassifikatorische eine *verdeckte historische Wertung* enthält des Inhalts, daß diejenigen Formen der Methoden, die in die Darstellung aufgenommen wurden, die jeweils entwickeltesten sind; frühere oder andere, muß man wohl annehmen, seien in ihnen aufgegangen. Eine Klassifikation oder Typologisierung muß so lange als vorläufig angesehen werden, als ihre Kriterien nicht reflektiert und das heißt *erforscht* sind, was erst die Typologisierung überführen kann in ein begründetes System der Methoden mit den Kennzeichen ihrer Vollständigkeit und der immanenten Ordnung.

Um die Vielgestaltigkeit der bereits existierenden Methoden - oder der Methodenverwendung - zu erfassen, soll der Systematisierung eine *historische* Analyse vorausgehen. Dabei sollten die Methoden, soweit dies möglich ist, betrachtet werden:

- in ihrem Subjekt-Objekt-Bezug, also erkenntnistheoretisch
- in ihrem Gesellschaftsbezug, also soziologisch
- in ihrem Selbstbezug, also genetisch bzw. historisch.

² Historische Darstellungen sind u.a. die von Boring (1929) über experimentelle Psychologie, von Zeisel (1933) über Soziographie, Kent (1981) über empirische Sozialforschung in England, die Behandlung der Methoden in den "historischen" Bänden von Kinders Psychologie des 20. Jahrhunderts (Balmer 1982). Die Geschichte der soziologischen Methoden wird dargestellt von Maus (1967), Kern (1982), Bonß (1982), Bogumil, Immerfall (1985); keines dieser Werke ist als Lehrbuch konzipiert.

Zum Subjekt-Objekt-Bezug der Methoden. Entscheidungen hierzu bestimmen die Richtung des Forschungsprozesses. Methoden sind mehr oder weniger codifizierte Arten, wie eine Forschungsperson (erkenntnistheoretisch "Subjekt") mit dem Gegenstand der Forschung ("Objekt") umgeht, gleich, wer oder was dieser Gegenstand ist. Thema ist also das Subjekt-Objekt-*Verhältnis* der Methoden. Die Forschungsperson bestimmt den Gegenstand, dieser aber auch die Forschungsperson, diese erneut den Gegenstand usw.: im Prozeß verändern sich beide. Wird nun die Gegenstandsseite überbetont, wird vom Forscher verlangt, die Methode - das Forscherverhalten - solle dem Gegenstand "angemessen", für ihn "geeignet" sein, gerät der Forscher in Gefahr, vom Gegenstand und seinen "Sachzwängen" beherrscht zu werden. Es entstehen *gegenstandsspezifische* Methoden, die sich voneinander entfernen in dem Maße, in dem die Gegenstände selbst als voneinander verschieden angesehen werden. In diese Richtung sind Natur- und Geisteswissenschaften im letzten Jahrhundert gegangen und auch innerhalb der sozialwissenschaftlichen Fächer hat sich eine Differenz der Methoden ergeben je nach Gegenstandsbereichen. So sind beispielsweise sozialpsychologische, klinisch-psychologische, differentialpsychologische, denkpsychologische usw. Methoden voneinander stark verschieden, ebenfalls pädagogische und soziologische, historische und theologische etc. Diese Verschiedenheit bewirkt auch, daß die fachspezifischen Methoden leicht in die jeweiligen fachspezifischen Gegenstände integriert werden und von dort ihre Berechtigung nachweisen, zum Teil gar nicht mehr als besondere Methoden reflektiert werden. Umgekehrt können Methoden auch *subjekt-spezifisch* eingesetzt werden. Damit ist hier nicht gemeint, Forschungspersonen suchten sich die ihnen jeweils zusagenden Methoden aus, obwohl das auch zutrifft. Sondern, daß das Subjekt als erkenntnissuchende Instanz *sich selbst* in den Forschungsprozeß in stärkerem Maße einbringt, als bei gegenstandsgerichteten Methoden, bei deren Anwendung das Subjekt das eigene Vorverständnis in Richtung auf den Gegenstand zu überwinden trachtet. Schließlich kann man auch die Position der Methoden als "Vermittler von Objekt und Subjekt" (so Goethe über das Experiment) für möglich und richtig halten, also eine *methodenspezifische* Betrachtung. Der Vorzug letzterer liegt darin, daß das Subjekt-Objekt-Verhältnis im Blick bleibt. Man wird dann erfahren, daß sich die unterschiedlichen Methoden nach ihren eigenen Mustern ordnen, so daß sie übertragbar werden auf andere Forschungsbereiche, wenn nötig ergänzt werden können und optimierbar sind nach ihren je eigenen Gesetzmäßigkeiten.

Zum Gesellschaftsbezug der Methoden. Das zweite Erfordernis beim Studium der Methoden ist die Berücksichtigung des Verhältnisses *Forschungsperson-Gesellschaft*. Das erkennende Subjekt ist nicht nur mit seinem Gegenstand

in Interaktion, es ist auch Teil der Gesellschaft, wie sein sozialwissenschaftliches "Objekt", und es ist als erkennendes, forschendes Subjekt auch Gegenteil dieses Objekts. Gesellschaftliche Bedingungen beeinflussen unmittelbar das Forscherverhalten und die Methoden fördernd oder hemmend. In bestimmten gesellschaftlichen Situationen gilt als machbar und wissenschaftlich, was in anderen als unwissenschaftlich, unschicklich oder unmöglich angesehen wird. Thomas Kuhns "Paradigmen" (1962) verweisen auf Gesellschaftlichkeit, die Auseinandersetzungen um das Experiment in der Psychologie (Preiser 1982) und die zahlreichen Streitgespräche und Krisen in allen sozialwissenschaftlichen Fächern zeigen den Sozialbezug ihrer Methoden. Das gesellschaftliche Verhältnis, das in den Methoden steckt, muß also reflektiert werden, ebenso wie das in den Ergebnissen und Theorien.

Zum historischen Bezug der Methoden. Zu einer historischen Betrachtung der Methoden zwingt die *Geschichtlichkeit* von Subjekt, Objekt und Gesellschaft und deren Verhältnis zueinander. Nichts ist zu allen Zeiten möglich, auch keine Methode. Der Glaube an die Universalität von Verfahren und die Zeitlosigkeit von Kriterien ist ihrerseits eine Zeiterscheinung. Daß eine Geschichte sozialwissenschaftlicher Methoden *kritisch* sein muß, liegt nicht nur daran, daß Geschichte immer gleichzeitig aufbewahrt und überwindet, also Kritik schon in sich trägt, sondern vor allem in der Art, wie sich die Methoden unter den gesellschaftlichen Bedingungen der Moderne verändert haben, unter denen sie Gefahr laufen, ihr Erkenntnispotential zu verlieren.

Daß ein solcher Umgang mit wissenschaftlichen Verfahren nur akademisch sei, braucht man nicht zu befürchten. In den Naturwissenschaften zeigt sich der Nutzen einer "historisch-kritischen Betrachtung" von Methoden (Mach 1883, 1896b, 1921).

Berücksichtigt man die Umstände, die Methoden hervorgebracht haben oder auf die sie reagieren, so erhält man gleichzeitig eine historische *Genese* der Methoden.

II. Die hauptsächlichen Traditionen der gegenwärtigen qualitativen Sozialforschung

Die Entwicklung der Sozialforschung kann anhand verschiedener wissenschaftlicher Traditionen skizziert werden, die zum Teil aus der Umwandlung und Angleichung philosophischer Überlegungen an die empirische Praxis bestehen, zum Teil aus der Praxis selbst hervorgegangen sind, wie die Psychoanalyse und die Ethnologie. Ich stelle sie vor etwa der Zeit entsprechend, in denen sie vornehmlich in Erscheinung getreten sind.

1. Geisteswissenschaftliche und verstehende Psychologie und Soziologie

Die wichtigste, weil umfassend einflußreiche Entwicklung von Methoden in der neueren Geschichte ist die in den *Naturwissenschaften*. Mit der Wiederentdeckung des Experiments und der Beobachtung im 13. Jahrhundert (Roger Bacon) beginnen sich die naturbezogenen Einzelwissenschaften allmählich zu formieren, die eine radikale Veränderung des antiken Weltbildes (Kopernikus, Galilei, Kepler) bewirkten und der antiken Naturerkenntnis durch die Ausbildung der klassischen Mechanik bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts (Francis Bacon, Newton). Zunehmende Naturbeherrschung und durchgreifende Naturveränderung durch Wissenschaft und Technik waren die Folge; gemessen an der bisherigen Menschheitsgeschichte entwickelte sich die moderne Naturwissenschaft in atemberaubender Schnelligkeit innerhalb von nur wenigen Jahrhunderten. Beobachtung und Experiment, und wie die Entwicklung von immer verfeinerten und raffinierteren Werkzeugen und Maschinen zur Erforschung, Ausbeutung und Kontrolle der Natur, gelten als Glanzstücke naturwissenschaftlichen Denkens und der auf ihr beruhenden modernen Technik, eines Denkens, das von Rationalität bestimmt ist und die Naturerscheinungen in kausalgesetzlich ablaufende objektive und meßbare Prozesse verwandelt.

Die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Denkweise und die Erfolge, die sie erzielte, haben starke Einflüsse auf die Philosophie ausgeübt: René Descartes' Trennung von *res cogitans* (Bewußtsein, Seele, Individuum) und *res extensa* (Natur, Körper) und das im methodischen Zweifel entstehende Methodenbewußtsein (*Discours de la méthode* 1637) sind Zeichen der erschütterten Einheit der mittelalterlichen Philosophie. Mechanistik (Leibniz), Empirismus (Hume), der Rationalismus des 18., der Positivismus des 19. Jahrhunderts bis zum Neukantianismus und dem Physikalismus des Wiener Kreises sind an den Naturwissenschaften orientiert oder durch sie beeinflusst. Die Psychologie, wie andere sich aus der Philosophie herausdifferenzierende Einzelwissenschaften, stand im 19. Jahrhundert unter massivem methodischen Druck der Naturwissenschaften. Die moderne Entwicklung der Psychologie beginnt mit Johann Friedrich Herbart ("Vorstellungsmathematik"), Friedrich Eduard Beneke (Psychologie als "reine Naturwissenschaft"), Rudolf Hermann Lotze (Elementenpsychologie, gegen Introspektion), C. G. Lange (objektive Psychologie) und der Inkorporation von Naturwissenschaft in die Psychologie durch Ernst Heinrich Weber und Gustav Theodor Fechner (Psychophysik), Johannes Müller und Hermann von Helmholtz (Sinnesphysiologie) (dazu Pon-gratz 1967). Die Soziologie als Einzelwissenschaft beginnt mit dem Positivismus von Auguste Comte und dem Evolutionismus Herbert Spencers, beide orientieren sich am naturwissenschaftlichen Fortschritt. Die Methodenlehre stützt sich auf John Stuart Mills "Deduktive und induktive Logik" (1843).

In einem groß angelegten Entwurf hatte Wilhelm Dilthey die "Geisteswissenschaften" (die Übersetzung der "Moral sciences" von Mill) vor der zunehmenden Abhängigkeit von naturwissenschaftlichen Methoden zu retten unternommen. Die Geisteswissenschaften sind ein "selbständiges Ganzes, neben den Naturwissenschaften". Nach Diltheys Verständnis sind dies die empirischen Wissenschaften von Geschichte, Politik, Jurisprudenz, politischer Ökonomie, Theologie, Literatur, Kunst u.a. (1883, 3, 4). Die moderne Naturwissenschaft habe sich aus der Metaphysik befreit, die Geisteswissenschaften müßten sich aus der Vorherrschaft der Naturwissenschaften emanzipieren. Die Geisteswissenschaften untersuchten das Singuläre, Individuelle der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit, um ihre Gleichförmigkeit zu erkennen, aber immer im Blick auf das Ganze (27, 28). Die Wissenschaft der Einzelmenschen sei die Grundlage der Geisteswissenschaften, die *Psychologie* deswegen die "erste und elementarste unter den Einzelwissenschaften des Geistes" (33, weiter ausgeführt 1894). Die Psychologie habe sich aber dem mechanistischen Naturverständnis unterordnen lassen, ihre Methoden sind mathematische Verfahren und mechanistische Erklärung, psychologische Atomistik, Elementenbezogenheit ("erklärende" Psychologie genannt) (377). Dagegen müsse Psychologie "aus dem Bedürfnis einer unbefangenen und unverstümmelten Auffassung des Seelenlebens" hervorgehen, "beschreibend und zergliedernd", also analytisch sein (1894, 168). *Induktion* und *Experiment* bei der Analyse seien Hilfsmittel sowohl der Natur- als auch der Geisteswissenschaften (174), nur analysiere die Psychologie stets im Hinblick auf das lebendige Ganze. Beschreibende und analytische Psychologie, nach Dilthey, erkennen also den Strukturzusammenhang im Seelenleben und gleichzeitig dessen Entwicklung. Die *Biographieforschung* (Lebensmaterialien, Tagebücher, Briefe) bilde den Zugang zum Individuum und die Geschichtsforschung den Zugang zum Menschen. Natur- und Geisteswissenschaften hätten ähnliche Methoden, die besondere der Geisteswissenschaft sei aber die *verstehende, hermeneutische* (1895/96, 262).

Wilhelm Wundt hatte wenig früher die Spaltung der Methoden, die Dilthey zu verhindern suchte, für die Psychologie schon vollzogen. Er erklärte das naturwissenschaftliche Laborexperiment zur Methode für das Studium einfacher psychischer Vorgänge und die "reine Beobachtung" zur Methode für das Studium höherer psychischer Abläufe, wie Sprache, Mythos, Sitte (1864 "Vorlesungen", 1874 "Grundzüge", 1879 Gründung des ersten psychologischen Labors in Leipzig). Durch die Kopplung von Methoden an Untersuchungsgegenstände trennten sich gleichzeitig Methoden und die ihnen zugeordneten Bereiche voneinander.

Die Teilung war hier von besonderer Qualität, als durch sie auch noch

eine Bewertung der Bereiche nahegelegt wurde: die moderneren naturwissenschaftlich-experimentellen Methoden hatten die manipulativen Laborversuche (Kopfstütze, Reize, Reaktionszählung) als objektiv hervorgehoben, während die Untersuchung der "völkerpsychologischen" Verhältnisse "nur" durch Beobachtung zu handhaben war, eine auch politisch fatale Folgerung. Die Ausgrenzung von Teilgebieten der Psychologie auf eine nahezu unangreifbar erscheinende, weil methodisch begründete Weise führte fort, was vorher schon, unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Methoden, durch die Trennung der Psychologie von der Philosophie und von der Ökonomie eingeleitet worden war und die Ausgliederung der Soziologie aus ihnen.

Wundt war insofern auf der Linie der weiteren Entwicklung, als sich die Aufgliederung der Psychologie in Teilbereiche mit unterschiedlichen Methoden fortsetzte; sie hat den Versuch Diltheys nicht bestätigt, die Einheit der Geisteswissenschaften unter Führung der Psychologie (wieder) herzustellen. Dieser Mißerfolg hatte wohl vornehmlich zwei Gründe. Zum einen, daß der Anspruch Diltheys nicht radikal genug war: er wollte die Geisteswissenschaften retten, ohne die Naturwissenschaften zu berühren, und zum anderen, daß seine "geisteswissenschaftlichen" Nachfolger in Psychologie und Soziologie nicht fähig waren, die empirische Nützlichkeit seines Entwurfs aufzuweisen. Was entstand, waren die "*verstehenden*" Sozialwissenschaften.

Wichtige Autoren sind u.a. Karl Jaspers (Psychopathologie), Eduard Spranger (Psychologie, Pädagogik), Max Weber (Soziologie), Heinrich Wölfflin (Kunstgeschichte). Die Theorie kann man, wenn auch verkürzt, anhand der Schriften Max Webers darstellen. Aufgabe der Soziologie sei es, "die sinnhaft orientierten Handlungen deutend zu verstehen" (1918/20, 3). Handeln ist immer "gemeint", mit "subjektivem Sinn" versehen, in Gegensatz zu naturwissenschaftlich "objektivem" Sinn (1913, Anmerkung). Verstehen kann aktuell sein oder erklärend, den Sinnzusammenhang einbeziehend. Es kann jeweils rational sein oder irrational, so ergeben sich vier Typen. Verstehen bezieht sich auf den Einzelfall, bei Massenerscheinungen auf den Durchschnitt und als besondere Methode der verstehenden Soziologie auf die Ausbildung eines Idealtypus'. Weil streng rationales Handeln höchste Evidenz bringt, verwendet die verstehende Soziologie die Konstruktion eines reinen Typs, um daran die Abweichungen von ihm, etwa bei irrationalem Handeln, zu erkennen.

Die *idealtypische Methode* ist also der Versuch, Wirklichkeit dadurch zu erfassen, daß man sich aus ihr herausbegibt in eine Sphäre reiner Zweckrationalität. Deswegen untersucht Weber z. B. auch nicht den Kapitalismus wie Karl Marx oder Werner Sombart, sondern den "Geist" des Kapitalismus. Gibt es verschiedene Aspekte der Zweckrationalität, so entstehen mehrere Typen. Webers "Wirtschaft und Gesellschaft" schlägt eine Vielzahl von Typo-

logien vor: des Handelns, des Verstehens (s.o.), der Herrschaft, der Städte, der Religion usw. Die Typisierung erlaubt genaue Definitionen, auch das ist kennzeichnend für Weber. Zu seiner Zeit war das von ihm methodisch durchleuchtete Verfahren allgegenwärtig, heute noch bekannte Typologien sind die von Dilthey, Jaspers, Spranger, Kretschmer, Jaensch, Wölfflin.

Karl Mannheim, dessen Wissenssoziologie auch mit der "verstehenden" verbunden ist, unterschied drei Arten des Sinns, acht Arten der Interpretation (1921, 103f; 1926, 406).

Berücksichtigt man die methodologische Entwicklung in anderen Wissenschaftsgebieten, so wird man gewahr, daß gerade zu der Zeit, in der die akademische deutsche Sozialwissenschaft mit Fragen von Definitionen und Typologien befaßt war, sich in der theoretischen Physik revolutionäre Neuerungen von säkularer Tragweite und außerordentlicher praktischer Bedeutung vollzogen haben: die endgültige Ablösung vom mechanistischen Weltbild durch die Entwicklung der Relativitätstheorien, der Quantentheorie und der Quantenmechanik.

Methodologische Überlegungen der verstehenden Psychologie und Soziologie haben auf spätere geisteswissenschaftliche Forschungsrichtungen gewirkt: Max Webers Begriff der "Werturteilsfreiheit", sein durch die Kritik von Alfred Schütz vermittelter Verstehensbegriff, einer von Karl Mannheims Begriffen des Sinns (der "Dokument-Sinn" und die entsprechende "dokumentarische Interpretation") u.a. haben die neuere phänomenologische und ethnomethodologische Forschung befruchtet.

2. Hermeneutik

Hermeneutik ist die interpretative Methode der geisteswissenschaftlich orientierten Sozial- und Textwissenschaften. Sie ist das älteste Verfahren der Textanalyse und hat in ihrer Geschichte viele Wandlungen erfahren (Dilthey 1900). Die Hermeneutik kann bis in die griechische Antike zurückverfolgt werden: *Homerdeutungen* waren überall beliebt, die *aristotelische* Rhetorik versuchte, Regeln für Textproduktion und Interpretation zu erkennen, es gab schon Traumdeutungen. Analogie war ein Verfahren, echte von unechten Texten zu unterscheiden. Die biblische Exegese geht ebenfalls auf früheste Zeiten zurück. Die Renaissance brachte eine umfangreiche hermeneutische Literatur hervor, die Allgemeinverständlichkeit von Texten zu erreichen suchte. Unverständliche Bibelstellen sollten z.B. (a) aus dem religiösen Gefühl, (b) aus verstandesgemäßer, grammatikalischer Interpretation oder (c) aus dem Ganzen interpretiert werden. Über Alexander Baumgarten, Johann Joachim - Winkelmann, Johann Gottfried Herder erreicht die Hermeneutik bei Friedrich Schleiermacher eine neue Höhe, sie gilt ihm als philosophische Kunst der

Interpretation, erreichbar durch *Nachverständnis* der dichterischen Welt, aber in *kritischer* Rezeption. Mit der Hermeneutik ist die *Dialektik* verbunden, die alte "kunstmäßige Gesprächsführung", in ihrer neuen Form, um "den allgemeinen Zusammenhang des Wissens zu erkennen" (1811-1837, 92). Mit der Romantik beginnen die historisch-kritischen Übersetzungen der Klassiker, kunstgemäßes Verstehen erstreckt sich auf das ganze Leben. Nicht Zergliederung, sondern "*tastendes Vorgehen*" (Schleiermacher) und Beachtung der äußeren und inneren Form im zirkulären Deuten ("*hermeneutischer Zirkel*") sind Interpretationsverfahren. Von Dilthey wurde die Hermeneutik als Grundmethode der Geisteswissenschaften wiederbelebt. Seine - historischen - Analysen (Biographie Schleiermachers, Hegels) sind wesentlich "nachverstehend" und beschreibend, die Gleichartigkeit aller Menschen voraussetzend.

In der Sozialforschung der Mitte des 20. Jahrhunderts hat sich die "qualitative Textanalyse" als Reaktion auf die quantifizierenden Verfahren zu Wort gemeldet (Berelson-Kracauer-Kontroverse, 1952/53). Sprachanalyse, Konversationsanalyse und Verfahren zur Auswertung von verschriftlichtem Forschungsmaterial gelten zum Teil auch als "hermeneutisch".

Neuere Entwicklungen sind die "philosophische Hermeneutik" von Hans-Georg Gadamer (1960), die die Deutungs- und Verstehensproblematik universalistisch faßt (dazu Habermas 1970). Habermas gliedert die Methoden der Sozialwissenschaften in empirisch-analytische einerseits und historisch-hermeneutische andererseits (1965, 1967).

Wichtig sind die Beiträge von Emilio Betti (1962) und die Versuche, die Freudsche Methode als Interpretationsverfahren für die Psychoanalyse und die sozialwissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen (Tiefenhermeneutik) (Ricoeur 1965, Habermas 1970, Lorenzer 1974, dazu auch Leithäuser, Volmerg, 1979, 1988).

Eine materiale Hermeneutik hat Ulrich Nassen vorgeschlagen (1979). Aus der Pädagogik bzw. der Soziologie stammen Entwürfe, die strukturelle bzw. objektive Hermeneutik genannt werden. Ein sich differenzierendes Methodenbewußtsein in den Literaturwissenschaften hat eine Vielzahl von Interpretationsverfahren hervorgebracht.

Hermeneutik ist im engeren Sinne auf Sprache und Texte bezogen, im weiteren Sinne auf "Weltauslegung". Textinterpretationsverfahren sind für sozialwissenschaftliche Forschung zentral, weil ein Großteil der Daten verschriftlicht ist oder wird. Grundproblem ist die Fremd-Interpretation und deren Validität. Es ist zu erwarten, daß sich die Brauchbarkeit der verschiedenen Verfahren am ehesten an komplexen und "schwierigen" Texten erweisen läßt, nicht an einfachen, die zum Teil quantitativer Bearbeitung auch zugänglich sind.

3. Phänomenologische Psychologie

Franz Brentanos "Psychologie vom empirischen Standpunkt" begründet die phänomenologische Psychologie (1874). Psychologie ist die "Wissenschaft von den psychischen Erscheinungen". Diese sind einerseits "in uns", unmittelbar evident, wie Urteil, Vorstellung, Freude, Zorn, Wille, und andererseits "außer uns", wie Schall, Licht, Wärme, Ort, als Zeichen, die durch Wahrnehmung erzeugt werden. Die Methoden der Psychologie sind deswegen zweigeteilt: (1) Die direkte *innere Wahrnehmung* als grundlegendes Verfahren und das Sich-Erinnern an frühere Erlebnisse, was, mit Hilfe der Aufmerksamkeit, in *innere Beobachtung* übergehen kann. (2) Einblick in fremdes Seelenleben verschafft das Studium der *Äußerungen* des psychischen Lebens. Brentano empfiehlt das Studium von *Biographien* hervorragender Künstler und Forscher, von großen Charakteren, aber auch großen Verbrechern, ebenso von Kunstwerken, merkwürdigen Entdeckungen, großen Verbrechen, wie auch von Völkern und weltgeschichtlichen Ereignissen (59). Brentano charakterisiert seine Psychologie als "*deskriptiv*", sie beruhe vor allem auf innerer Erfahrung und Apperzeption, könne aber zu allgemeinen Erkenntnissen aufsteigen "mit einem Schlage ohne jede Induktion". Sie unterscheide sich von der mit naturwissenschaftlichen Methoden vorgehenden induktiven Psychologie, die Brentano "genetisch" nennt (1895).

Sein Schüler Edmund Husserl überwand in seiner groß angelegten Philosophie die Subjekt-Objekt-Trennung und die entsprechende Teilung der Methoden durch eine extrem einseitige Aufwertung des Subjekts, die zur objektiven Weiterkenntnis führt. Seine Methode ist die "*phänomenologische Reduktion*" oder "*transzendentalphänomenologische Epoche*".

Sie ist das philosophische "Ausschalten" aller Außenwelteinflüsse aus dem Urteilsfeld, das "Einklammern" der Selbstverständlichkeiten der konkreten Welt in einem "Zweifelsversuch", der den cartesianischen Zweifel radikalisiert: wir machen von der Seinsgeltung der objektiven Welt "keinen Gebrauch" (1913, 65). Dadurch "reduziert sich das natürlich menschliche Ich, und zwar das meine, auf das Transzendente" (1929, 11). Diese "intentionale Analyse" enthüllt "Aktualitäten und Potentialitäten", von Husserl "Horizonte" genannt (19). Durch phänomenologische Reduktion begründet sich die "deskriptive Wesenslehre der reinen Erlebnisse" (1913, 171).

Die Krise der Natur- und der Geisteswissenschaften entsteht durch ihren Positivismus, ihre Fixierung auf bloßes Tatsachenwissen (1935/36). Auch die Psychologie versage an ihren dualistischen und positivistischen Voraussetzungen, der Trennung von innerer und äußerer Erfahrung, von Beschreibung und Erklärung, von psychologischen und naturwissenschaftlichen Erfahrungsarten (215 ff.). Alles Lebensweltliche sei "Subjektives" (223), dadurch

einheitlich. Die positivistische "Datenpsychologie" sei zu kritisieren, die psychologische Grundmethode sei die "*phänomenologisch-psychologische Reduktion*" mit folgenden Kennzeichen: (1) Intentionales Bezogensein und Epoché, (2) Deskription und (3) nicht aktives Gestalten, sondern Einstellung des "uninteressierten Zuschauers" (238).

Husserls Philosophie will durch Regression zur Durchdringung der Phänomene und zur Wesensschau gelangen, damit ist sie ein Versuch, Psychologie als Grundlagenwissenschaft neu zu begründen, drei Jahrzehnte nach Dilthey. Die Subjekt-Objekt-Trennung Brentanos (und Wundts) reduziert sich auf das transzendente Subjekt, das reine Erleben. Dadurch wird aber auch die Subjekt-Objekt-Dialektik und die Geschichtlichkeit des Individuums außer Betracht gesetzt. Die bis heute anhaltende Husserl-Rezeption in Psychologie und Soziologie hat Husserls - philosophische - Methoden nur mit Schwierigkeit auf empirische Forschung zu übertragen vermocht, da sie Seinserkenntnis über das Subjekt radikalisiert und das Objekt nur als reines Erleben gelten läßt. Jedoch haben viele seiner Konzepte die Forschung befruchtet, wenn sie auch oft in vereinfachter und gelegentlich banalisierter Form verwendet wurden. "Lebenswelt" und "Horizonte" scheinen sich den Forschungsbedürfnissen zu fügen, die "Epoché" kann auch als Methode des "Wegdenkens" zu einem gedankenexperimentellen Verfahren werden. Die Loslösung der Phänomene aus ihrer Selbstverständlichkeit kann aber zu ihrer bloßen Beschreibung verflachen, die philosophische Kontemplation zu Intuition und Subjektivismus. Ganz falsch im Sinne Husserls ist es, die phänomenologische Psychologie als Wissenschaft mit einem bestimmten Bereich und einem bestimmten Blickwinkel ("approach") zu fassen und zur *Alternative* einer behavioristisch-experimentellen zu erklären, wo sie nach Husserl alle positivistischen Zwänge zu überwinden trachtet.

Den wirklichen Schwachpunkt in Husserls Lehre hat Maurice Merleau-Ponty am klarsten gesehen, die fehlende Dialektik. Durch Einbeziehung der Dialektik in die Phänomenologie erweitert er Husserls Ansatz. Er kann sich dabei darauf stützen, daß Husserl die Identität des "In-Sich-Zurückgehens" und des "Aus-Sich-Herausgehens" wieder entdeckt habe, die für Hegel schon das Absolute definierte (1960). Reflektieren lege Unreflektiertes bloß (Husserl 1929). Dialektische Widersprüchlichkeit muß nach Merleau-Ponty in die Persönlichkeitstheorie eingeführt werden, die Gestaltpsychologie sei in dieser Hinsicht zu kritisieren (1942). Ebenso ist die Wahrnehmungsphänomenologie (1945) und das dem begrifflichen Denken der Wissenschaft vorgeschaltete dialektisch. Zur Dialektik auf der makro-soziologischen Ebene hat sich Merleau-Ponty ausdrücklich bekannt (1955), ebenfalls zu einer aktiven, nicht kontemplativen Rolle des Forschers. Sein Freund und Widersacher Jean-Paul Sartre hat ebenfalls

eine interessante Methodenkombination vorgeschlagen, die Progression (Dialektik) und Regression (Phänomenologie) verbindet (1960) und sein Verfahren an der Analyse der Biographien von Charles Baudelaire, Jean Genet und der monumentalen Reflexion über Gustave Flaubert gezeigt (1986).

Die Entwicklung der Phänomenologie in den Sozialwissenschaften hat seit der Jahrhundertmitte stark zugenommen, besonders seit sie vermehrt in den USA rezipiert wird. Die "Duquesne-Schule", Anfang der 60er Jahre an der Universität Pittsburgh, Pa., gegründet, ist dafür ein Beispiel. Sie versteht sich phänomenologisch-existentialistisch (Giorgi, Fischer, Eckartsberg 1971, Giorgi, Fischer, Murray 1975, Giorgi 1985), neuerdings auch mit internationaler Resonanz (van Zuuren, Wertz, Mook 1987). Die Gruppe hat vor allem Studien über grundlegende Prozesse (Wahrnehmung, Lernen, Aufmerksamkeit, Motivation, Emotion etc.), über klinische Psychologie und Sozialpsychologie ausgeführt. Einen allgemeinen Überblick geben Lehrbücher (Giorgi 1970), Reader (Valle, King 1984) und Fachkonferenzen (Human Science Research Conferences 1987 Ottawa, 1988 Seattle). Methoden werden im Journal of Phenomenological Psychology diskutiert (z.B. Andrew 1985). Die methodischen und empirischen Beiträge zeigen vor allem (1) eine scharfe Abgrenzung der phänomenologischen von der naturwissenschaftlichen experimentellen Psychologie bzw. dem Behaviorismus, (2) eine starke Betonung der Rolle des Forschers, seiner Intuition und Erfahrung, (3) eine vornehmlich beschreibende Darstellung von Erlebnisinhalten mit (4) strukturalistischem Hintergrund und (5) den Versuch, die Methode auf alle psychischen Phänomene zu beziehen, z. B. auch auf Träume, Kreativität, Ästhetik, vor allem auf Psychotherapie ("existentialistisch"). (6) Bevorzugte Methoden sind introspektiv: z. B. "imaginative listening" und "phenomenological reflection" neben der Analyse von Gesprächsprotokollen und Beobachtungen, diese auch reflexiv (Colaizzi 1978). Trotz Bezug auf Merleau-Ponty wird Dialektik "ausgeklammert".

Der an qualitativen Methoden interessierte Sozialforscher wird an den Entwicklungen der phänomenologischen Psychologie nicht vorbeigehen. Problematisch erscheint aber, wenigstens derzeit, die Überbetonung der Introspektion und der Rolle des Psychologen, Soziologen etc. im Forschungsprozeß und vor allem die Ausschaltung der Subjekt-Objekt-Dialektik, damit der Geschichtlichkeit des Forschungsgegenstandes und des Forschers selbst, die dann zu einer bloßen Beschreibung mit Anspruch übersubjektiver Geltung, nicht zu einer historischkritischen Analyse tendiert.

4. Psychoanalyse und Psychotherapie

Die klinische Psychologie und Psychotherapie hat die qualitative Sozialforschung vor allem durch ihre besonderen Methoden der *Befragung* und, was die

Psychoanalyse betrifft, durch ihre *Analysetechnik* befruchtet.

Sigmund Freud ist auch methodisch der große Anreger. Bekanntlich hat er die *psychoanalytische Methode* aus der Breuerschen kathartischen Methode und der Hypnose entwickelt. Hypnose verlangt vom Therapeuten Autorität, vom Patienten Unterwerfung. Die "psychoanalytische Grundregel" dagegen delegiert Aktivität und, zu einem gewissen Grade, auch Aufklärung über die Krankheit und deren Therapie an den Patienten; der Analytiker verhält sich weitgehend rezeptiv, allenfalls steuernd. Der Patient wird aufgefordert, alles zu sagen, was ihm in den Sinn kommt, auch wenn es ihm unwichtig oder unsinnig erscheint, wenn es beschämend oder peinlich ist. Er soll Selbstkritik ausschalten und kann bei seinen Erzählungen vom "Hundertsten in das Tausendste" kommen (1904, 1938). Die Fülle von möglichst unzensierten Einfällen, die sich aus immer neuen Sitzungen in einem längeren Behandlungszeitraum ergibt, ist ein wesentliches Kennzeichen der Methode. Dagegen wird das Verfahren verengt im Jungschen Assoziationsversuch: der Produktion von Einfällen zu bestimmten Reizwörtern. Die Anwesenheit des Analytikers ist bei der Freudschen Methode nicht unbedingt nötig: beim "Kleinen Hans" liegen Berichte des Vaters den Diagnosen und der Behandlung zugrunde, gut dokumentierte Beobachtungen, Gespräche und sogar Skizzen (1909).

Freuds Bestreben, unterschiedliche Ausprägungen des zu untersuchenden Themas in die Analyse einzubeziehen, zeigt sich bei seinen Studien über Träume (1900), die "Psychopathologie des Alltagslebens" (1904) und den Witz (1905): er sammelt jeweils möglichst viele und möglichst verschiedene Einzelfälle, Eigenes und Fremdes, Selbsterlebtes und Berichtetes.

Die *Analysemethode* selbst ist das Kernstück des Freudschen Verfahrens. In der Traumdeutung wird die Datenbasis, wie auch sonst, durch die Assoziationsmethode erweitert, der Träumer assoziiert zu den einzelnen Teilen des erinnerten und baldmöglich schriftlich fixierten Traumes. So stellen sich Zusammenhänge zwischen den unverbundenen Einfällen her; der zunächst unsinnige Traum zeigt *Sinn*. Bei Witzen wird der verborgene Sinngehalt plötzlich offensichtlich, bei den Psychopathologien des Alltagslebens kann die Analyse mit einigem Geschick von jedem nachvollzogen werden ("Freudscher Versprecher"). Als therapeutische Methode muß das Analyseverfahren in einem langjährigen Prozeß durch Lehranalyse und Erfahrung erlernt werden.

Die Beziehung zwischen den Bewußtseinsinhalten, den Erscheinungsweisen, Symptomen, Traumelementen einerseits und ihrer Auflösung, dem (zunächst) Unbewußten, muß im Einzelfall erforscht werden und ist nicht mechanisierbar. Freud erkennt aber (mindestens) zwei Verhältnisse: (1) Erscheinungsweisen sind *Transformationen*: Verschiebungen, Verdichtungen, Symbolisierungen des Unbewußten. (2) Sie sind *Gegensätze* zum Unbewußten: Umkehrungen,

Verdrängungen, Umwandlung in das Gegenteil, Ambiguitäten. Gegensätze wurden auch in die Triebtheorie aufgenommen.

Wird die Analyse weit genug getrieben, entstehen Generalisierungen: es erschließt sich die Bedeutung "des" Traumes, "der" Hysterie, aller Alltagsanomalien, aller Witze etc. Deswegen gehen Freuds "Fallstudien" über die Begrenztheit des Einzelfalles hinaus.

In der Freudschen Tradition stehen die Untersuchungen von Erik H. Erikson, Karen Horney, Bruno Bettelheim, in der Bundesrepublik Alexander Mitscherlich u.a. In neuerer Zeit ist die Freudsche Methode als hermeneutisches Verfahren aufgefaßt worden.

Das *klinische Interview* geht von der Freudschen Methode aus, ist aber ein Gespräch oder eine Befragung. Es hat viele Wandlungen erfahren. Kennzeichnend ist stets ein gewisser Grad von Offenheit und Unstrukturiertheit, besonders wenn der Anamnese und Exploration zentrale Bedeutung für die Diagnose zukommt. Klinische Anamnese berührt sich mit der Lebenslaufanalyse und dem "narrativen Interview" (Bingham, Moore 1959, Schütze 1976). Das "offene" klinische Interview hat Ähnlichkeit mit den "offenen" Leitfaden- oder halbstrukturierten Interviews. Es entspricht den "offenen" psychologischen Tests, den "projektiven Verfahren", die zusammen mit ihm unter positivistischen Druck geraten sind. Wichtige Einflüsse auf das klinische Interview sind von Sulivans "interpersonaler Psychiatrie" ausgegangen, das klinische Interview hat sich aber immer mehr zu einem "Gespräch" entwickelt, bei dem der Therapeut Fragen stellt und die Themenbereiche setzt (Schraml 1970). Die Umkehrung der Freudschen Methode der spontanen Assoziation ist in der neueren klinischen Psychologie erreicht, in der Befragungen zur Hypothesenprüfung mit geschlossenen Fragen und Tests arbeiten, auch experimentelle Techniken eingesetzt werden (Bellack, Hersen 1984, Lindsay, Rowell 1987), von Behavioristen wie Hans-Jürgen Eysenck kräftig unterstützt (1985). Zum Teil haben sich qualitative Formen beim diagnostischen Interview aber erhalten (Hersen, Turner 1985).

Gegen eine Instrumentalisierung von Diagnose und Therapie wandten sich die *existentiell-humanistischen* Therapien; vor allem zu nennen sind die "klientenzentrierte" Therapie Carl R. Rogers (1951, 1988), die Existenzanalyse mit "Encountergruppen" und die Gestalttherapie (dazu Davson, Neale 1979). Die veränderte Auffassung vom Patienten bestimmt auch die Forschungsmethode: Rogers etwa verlangt vom Therapeuten, daß er sich in die Lage des Patienten hineinversetzt und ihn emotional unterstützt (dazu Tausch, Tausch 1981).

Diese therapeutischen Schulen sind Teil einer allgemeinen Bewegung gegen die "research tradition" der experimentellen behavioristischen Psychologie

(Child 1973) und - zum Teil - gegen die Freud-Schule, der Pessimismus vorgeworfen wird (Frick 1971), mit der Forderung eines neuen Menschenbildes und neuer Methoden. Hier kommt der ideologische Charakter dieser Bestrebungen deutlich zum Ausdruck. Eine "*humanistische Psychologie*" war schon in den 50er Jahren propagiert worden, außer Rogers werden ihr Maslow, Murphy, Murray, Allport u.a. zugerechnet und auch andere Psychologen, die sich als "dritte Kraft" neben Psychoanalyse und Behaviorismus einer ganzheitlichen ("holistic") und an den "authentischen" Bedürfnissen von Menschen/Patienten orientierten Psychologie verschrieben haben und deren Ursprünge bis zu William James zurückverfolgt wurden (siehe auch Severin 1965, Gale 1969, *Journal of Humanistic Psychology*).

Im ganzen kann man den Eindruck gewinnen, daß das Potential des Freud-schen Ansatzes noch nicht ausgeschöpft ist, wie auch die anhaltende Diskussion und die Versuche zu seiner Integration in andere Bedeutungszusammenhänge (Hermeneutik) beweisen. Neue Verfahren erscheinen zum Teil als Ideologisierungen, zum Teil als Verengungen und nicht eigentlich Weiterentwicklung der Freudschen Methode, so daß sich für den qualitativen Sozialforscher ein Studium der Schriften des Begründers der Psychoanalyse wiederum empfiehlt, weniger im Hinblick auf die Art der theoretischen Verarbeitung der Erkenntnisse, als unter dem Gesichtspunkt, wie diese selbst zustande gekommen sind.

5. Ethnologie

Die englische "*social anthropology*" (Radcliffe-Brown, Evans-Pritchard, Malinowski) und die amerikanische "*cultural anthropology*" (Boas, Benedict) zusammen mit dem französischen Kultur-Strukturalismus (Mauss, Lévi-Strauss) sind vielfach Folie und Vorbild für Feldforschung in Industrieländern gewesen, weil in fremden Ethnien die Möglichkeiten empirischer Forschung unter extremen Bedingungen entwickelt werden mußten und die Probleme und Möglichkeiten wissenschaftlicher Forschung häufig klarer zu Tage traten als anderswo. Das kleine aber einflußreiche Fach ist in seinen Methoden ganz qualitativ, von neueren Ansätzen der cross-cultural-studies abgesehen. Grundmethode ist die langfristige und wenn möglich wiederholte *Anwesenheit* des Forschers am Ort des Studiums, sein Versuch zur sozialen Integration in die Fremdkultur, die kontinuierliche *Beobachtung* und das *Gespräch* möglichst in der Sprache der Einwohner.

Bronislaw Malinowski hat sich im ersten Band seiner Trobriand-Studie über die Methoden der Ethnologie geäußert (1922, 1-25, dazu auch 1935, Kap. 9). Ziel von Feldforschung ist es, das Verhältnis der Bewohner zu ihrer eigenen Welt zu erfassen (1922, 25), und zwar durch (1) das Erkennen der

Anatomie der Kultur, (2) die Analyse der wirklichen Lebensumstände und des Verhaltens (Körperpflege, Nahrungsbeschaffung, soziales Leben, persönliche Besonderheiten etc.) und (3) die Sammlung von charakteristischen Erzählungen als Dokumente der örtlichen Mentalitäten. Methoden sind die genaue *Beobachtung* von konkreten Zusammenhängen und Abläufen und deren *Dokumentation* (ethnographisches Tagebuch, Kamera), das Erstellen und Sammeln von *Dokumenten* wie Genealogien, früheren Ereignissen, Objektivationen der Kultur. Die Möglichkeiten der *Befragung* hängen von der Sprachkompetenz des Forschers ab, kann er sich ausdrücken, wird er Notizen in der Ortssprache machen. Im Gespräch sollen konkrete Beispiele erfragt werden, nicht Abstraktionen. Der Forscher muß *aktiv* sein, teilnehmen und teilhaben, sich in der neuen Gesellschaft zu benehmen lernen, sich aus alten Bindungen vorübergehend lösen. Er muß die wissenschaftliche Arbeitsweise und die Theorien kennen, aber bereit sein, seine Ansichten zu ändern im Lichte neuer Erkenntnisse. Fakten wirken auf Theorien, Theorien auf Fakten. Er muß Tatsachen und Folgerungen auseinander halten und eigene Beobachtungen und Fremdinformationen trennen. Jedes Thema muß aus dem weitest möglichen Zusammenhang heraus studiert werden. Der Forscher muß sehr viele konkrete Fakten sammeln, seine Daten sollen möglichst vollständig sein, nicht nur Beispiele umfassen ("Principle of completeness", 13). Er soll "alle Aspekte" der Kultur aufnehmen, nicht nur Teile, wie Religion, Technologie, soziale Organisationen usw. (11). Die Daten müssen reduziert werden, Skizzen und Synopsen sollen helfen, die Gesellschaft als konkretes Ganzes zu begreifen, also ihre Struktur. Die Niederschrift der Ergebnisse ist ein langer Prozeß, Beobachten und Schreiben befruchten einander. Zitate müssen wörtlich sein, die Daten sollen für sich selbst sprechen.

Die Methoden der Kultur-Ethnologie sind frühzeitig in die klassischen Studien der soziologischen Chicago-Schule und die amerikanische Gemeindeforschung eingegangen, von dort in viele andere Länder übernommen worden. Sie haben auch Bedeutung für das Studium komplexer Kulturen und sozialer Gruppen.

Weil die Methoden der Ethnologie für die qualitative Erfassung von Kulturen, Gruppen und Einzelpersonen in ihnen wichtig sind, sind es auch die Problemdiskussionen innerhalb des Faches. (1) Die Nützlichkeit von Wiederholungs-Studien ist unbestritten, besonders bei sich rasch verändernden Gesellschaften. Bei solchen *Wiederholungs-Feldforschungen* haben sich aber Abweichungen ergeben, die auf sozialen Wandel nicht zurückgeführt werden können, sondern geringe Reliabilität bei der *Analyse* der Daten zeigen. Vor allem wurden Harmonien überbetont und Konflikte nicht gesehen. Dies hat zu ganz unterschiedlichen Deutungen geführt (Lewis 1951 gegen Redfield

1930; Freeman 1983 gegen Mead 1949, dazu Dammann 1991). (2) Das zweite Problemfeld ist die Zuverlässigkeit der *Daten* selbst, zum Beispiel: Gab es überhaupt je Kannibalismus? (3) Der dritte Problembereich ist ein theoretischer, er betrifft den Prozeß des *Fremdverstehens* generell und damit das Problem des *Eurozentrismus* (Geertz 1983, Kippenberg, Luchesi 1978). Der Sozialforscher wird erkennen, daß diese Fragen auch latent in Studien fortgeschrittener westlicher Gesellschaften enthalten sind. (4) Schließlich sind ethische Probleme bei ethnographischen Feldforschungen auffälliger als in der "eigenen" Gesellschaft. Werden die ohnehin labilen traditionellen Gesellschaften durch das Agieren europäischer Forschungspersonen geschädigt?

6. Chicago-Schule und Symbolischer Interaktionismus

1892 wurde das erste soziologische Institut in den USA an der University of Chicago gegründet, in einer Zeit des rapiden Wachstums der Stadt, in der alle sozialen Probleme des entwickelten Kapitalismus grell in Erscheinung traten: Massenmigration vom Land und aus Übersee, Slumbildung, Rassen- und Nationalitätenkonflikte, Massenverarmung, urbane Kriminalität, Alkoholismus, ungeordnetes Wachstum der Stadt und Stadtzerstörung, Wohnungsnot etc. Die wichtigsten Wissenschaftler der ersten Generation waren William I. Thomas und Robert E. Park, sie haben die empirische Tradition der "Chicago-Schule" begründet, die bis in die 30er Jahre die amerikanische Soziologie repräsentiert hat, später haben sich andere Schwerpunkte an den Universitäten Harvard, Columbia, Berkeley, Stanford gebildet (Fisher, Strauss 1979).

Der Einfluß der Schriften des Philosophen Georg Simmel auf die Forschung der Chicago-Schule ist beträchtlich, sie sind stärker als auf die zeitgenössische deutsche akademische Forschung, etwa auf die Enquêtes des "Vereins für Sozialpolitik", in denen sich, von Max Weber gefördert, ein immer stärkeres Bestreben nach distanzierter, möglichst "wertfreier" und quantitativer Forschung zeigte (Gorges 1980). Simmel hat die Soziologie durch ihre *Methode*, nicht durch ihre Gegenstände bestimmt. Die Methode ist im Kern qualitativ: zu erforschen sind die *Formen* sozialer Beziehungen, die aus *Wechselwirkungen* entstehen; das Verfahren ist die Feststellung von *Gemeinsamkeiten* der Formen, die in unterschiedlichen sozialen Gebilden auftreten, wobei *Vollständigkeit* der Analyse angestrebt wird (Simmel 1908, Kap. 1). Es ist deutlich, daß die Kombination von Variation des empirischen Materials einerseits und der Analyse auf Gemeinsamkeiten andererseits die Strukturen sozialer Gegenstände hervortreten läßt und daß sich das Verfahren besonders zur Erforschung alltagsweltlicher "mikro-soziologischer", also sozialpsychologischer Themen eignet. Das Konzept der "Wechselwirkung" im Sinne der Einheit von Gegensätzlichem erwies sich empirisch als äußerst nützlich, wenn es auch,

als Vorform von dialektischer Beziehung, zur Typisierung und nicht zur Dynamik durch Selbstbewegung führt. Beispielsweise wird erkennbar, daß der "Streit" nicht nur trennende, sondern ebenso verbindende, Vergemeinschaftung herstellende Wirkung hat.

Die berühmteste Untersuchung der Chicago-Schule ist der "Polish Peasant" von William I. Thomas und Florian Znaniecki (1918-20): eine Untersuchung der Formen der Vergesellschaftung polnischer Kleinbauern und Landarbeiter bei ihrem Übergang von einer traditionellen Gesellschaft in die Lebensverhältnisse der Industriestadt Chicago. Methodisch sind drei Aspekte besonders bemerkenswert: (1) die Breite und Variation des erhobenen Materials, (2) die Unterschiedlichkeit und die Variation der eingesetzten Methoden: Befragung, Beobachtung, Dokumentensammlung und (3) die Anwendung *neuer* Methoden, nämlich der Sammlung und Analyse von *Briefen* und der Erstellung einer höchst umfänglichen *Selbstbiographie* (als bezahlten Auftrag an einen polnischen Landarbeiter), diese allerdings ohne Analyse, nur mit Anmerkungen der Forscher versehen.

Weitere Untersuchungen der Chicago-Schule behandeln Marginalität, Stadtstreicher, Stadtviertel, Kriminalität, Tanzsalons, Gettos, Stadtentwicklung u.a.

Der Chicago-Schule verpflichtet sind die frühen, mit qualitativen Methoden vorgenommenen amerikanischen Gemeindestudien. Besonders hervorzuheben sind die Pionierleistungen von Robert S. und Helen M. Lynd (1929, 1937), die zum Teil qualitativen Yankee-City Studien W. Lloyd Warners (1941 f.), und die "Street Corner Society" von William F. Whyte (1943). Whytes Untersuchung (für eine nur knapp angenommene Dissertation) ist die bekannteste Einzelfallstudie der amerikanischen Soziologie, an ihren Auflagen gemessen. Sie beschreibt soziale Organisationen in einem von italienischen Einwanderern bewohnten Slum in Boston anhand des Gruppenverhaltens von Jugendlichen, von Kriminalität, von Alltagsaktivitäten, von politischem Verhalten usw. Methoden sind vornehmlich die langfristige *teilnehmende Beobachtung* und die *unstrukturierte Befragung*, aber auch die Sammlung von *Dokumenten* (zur Methodologie ein wichtiger Anhang 1954).

Spätere Untersuchungen der mit der Chicagoer Tradition verbundenen Forscher standen stärker unter dem Einfluß der Sozialpsychologie George Herbert Meads und seines Schülers Herbert Blumer, der die Handlungstheorie unter dem Namen "Symbolischer Interaktionismus" programmatisch beschrieb (1969). Ihr Kern sind drei Prämissen: (1) Menschen handeln gegenüber Objekten, Menschen, Institutionen, Idealen etc. aufgrund von Bedeutungen, die diese für sie besitzen. (2) Bedeutungen werden aus sozialer Interaktion abgeleitet und (3) in einem fortwährenden "interpretativen Prozeß" gehandhabt und abgeändert. Blumer bestimmt die Methodologie sozialwissenschaftlicher

Forschung als Strategie zur *Entdeckung* der Wirklichkeit, wobei die Methoden und die damit erstellten Daten daraufhin geprüft werden müssen, ob sie *echte* Probleme der empirischen Welt zu erkennen in der Lage sind (109). Daß dies durch standardisierte, quantitative Verfahren (Auflösung der Wirklichkeit in "Variablen", Testen von Hypothesen) nicht möglich ist, gilt ihm als sicher. Dagegen propagiert er die *Exploration* für die Datenerhebung zur Beschreibung der empirischen sozialen Welt, bei der der Forscher flexibel sein soll und seine Methoden variiert (122), und die *Inspektion*, vornehmlich bei der Analyse der Daten. Sie ist "flexibel, phantasievoll, schöpferisch und frei, neue Richtungen einzuschlagen" (127), beides als Gegensatz zu einer sich allein als "wissenschaftlich" ansehenden Formalisierung. Flexibilität in der Forschung entspricht dem Prozeß der Interaktion, in dem die Akteure ihre Handlungen beständig aufeinander beziehen und aneinander anpassen. Die neuen Forschungen im Rahmen des Symbolischen Interaktionismus (Strauss, Goffman, Becker, schon Hughes, im Umkreis auch Loffland) haben sich mit einer Vielzahl von zumeist sozialpsychologischen Themen beschäftigt, u.a. "abweichendem Verhalten" (Drogenkonsum, Sterben, Alltagserfahrungen, Erziehungsinstitutionen). Im deutschsprachigen Raum stehen die Arbeiten von Roland Girtler in dieser Tradition. Die Methoden sind vornehmlich die der *teilnehmenden Beobachtung* und der damit verbundenen (informellen) *Befragung*, auch die Sammlung von *Dokumenten* und *Alltagsinformationen* (Goffman 1974). An Lehrbüchern sind vor allem die von Glaser und Strauss (1967) und von Glaser (1978) zu nennen, beide nicht übersetzt; ein späteres von Strauss (1987) erschien 1991 in deutscher Ausgabe. Die Autoren der "Grounded Theory" betonen als wesentliche Aufgabe des Forschens, aus den angesammelten Daten durch einen beständigen Prozeß des Aufeinanderbeziehens und des Vergleichens (im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Differenzen) Theorie *entstehen* zu lassen. Glasers Buch ist eine Erweiterung und Ergänzung des mit Strauss gemeinsam geschriebenen (siehe auch Filstedt 1970)³.

Die Studien der Chicago-Schule und die aus dem Bereich des Symbolischen Interaktionismus gehören zu den eindrucksvollsten empirischen soziologischen Arbeiten, übergreifend in die Sozialpsychologie. Die qualitative Methodologie ist so ausgereift, daß sie codifiziert und gelehrt werden kann. Gleichwohl müssen einige Vorbehalte angemerkt werden. Sie beziehen sich (1) auf die Ausklammerung makrosoziologischer Bedingungen und Einflüsse, etwa ökonomischer Veränderungen, die nicht durch Interaktion kleiner Gruppen zustande

³ Neuerdings gibt es eine Differenz zwischen den beiden "Erfindern" der "Grounded Theory" über deren Grundlage: Strauss, Corbin (1990) und Glaser (1992).

kommen, aber sie mitbestimmen, da durch teilnehmende Beobachtung vor allem aktuelle, face-to-face-Gruppen aufgenommen werden. (2) Die Theorie der symbolischen Interaktion postuliert vergleichsweise konfliktfreies Handeln, weil es aufeinander abgestimmt ist und deswegen harmonischer erscheint als die von Simmel bereits erkannten Abläufe. (3) Trotz der Flexibilität im Einsatz von Methoden sind sie stark reduziert auf die teilnehmende Beobachtung und die Befragung, während andere, wie die qualitative Textanalyse kaum und die experimentellen Techniken gar nicht verwendet werden.

7. Phänomenologische Soziologie und Ethnomethodologie

Ende der 60er Jahre hat die *phänomenologische Soziologie* in den USA neuen Aufschwung erhalten (Psathas 1973). Sie bezieht sich auf Edmund Husserl und Alfred Schütz, aber auch auf Max Weber, Karl Mannheim, Max Scheler, Georg Simmel, William James, die frühe Chicago-Schule und den Symbolischen Interaktionismus. Generalthema ist das Verstehen des Alltagslebens, methodisches Hauptanliegen ist das Aufdecken seiner unhinterfragten, als "selbstverständlich" angesehenen Annahmen. An Husserl orientiert sich die Methode, sofern sie "*eidetische Analyse*" ist. Diese "zielt darauf, durch das Besondere (Konkrete, Existentielle) hindurchzusehen, um das Wesentliche (Ideale, Typische) zu entdecken" (10). Das Wesentliche oder die wesentliche Struktur ("essential") wird aus einer Anzahl empirischer Beobachtungen abgeleitet "einschließlich imaginativer Variationen des Phänomenes". Der Forscher analysiert seine Kenntnis des Gegenstandes, um dessen konstitutive Elemente und ihre Beziehung zueinander zu erkennen. Es entstehen *Idealtypen*, die Phänomene sind deren empirische Repräsentation. Bei der Analyse von face-to-face-Interaktionen erfährt man z. B., daß es bestimmte "essentials" gibt, die Kennzeichen der Akteure, der Beziehung zwischen den Akteuren und der Handlung sind und ohne die solche Handlungen nicht geschehen. Akteure müssen beispielsweise bei Bewußtsein sein und das wissen, ein Selbst konstituiert haben, Kenntnisse besitzen und ein Relevanzsystem, symbolische Systeme nutzen können, motiviert sein und ihren Körper als Feld der Erfahrung betrachten. Beziehungen zwischen den Akteuren: sie müssen anwesend sein, sich dessen bewußt sein etc. Bei der Handlung selbst müssen die Handelnden den Partner durch Handlung anrühren wollen, ein Handlungsprojekt entwickeln und dann handeln, wobei der Handelnde sich dessen bewußt ist (174). Kennzeichen der Methode sind die Unmöglichkeit vollständiger Erklärungen, die Notwendigkeit der *Offenheit* des Forschers für das Erleben von Phänomenen und aller ihrer Möglichkeiten, die "Schau" oder "Wesensschau" der Dinge; die Technik ist die Epoché oder Ausklammerung. Das Problem der Intersubjektivität besteht gleichwohl (Psathas 1973, Einleitung).

Gegenstand der Untersuchungen waren linguistische Systeme, Freizeitaktivitäten, formale Organisationen, das Erleben von Gesundheit und Krankheit, die Struktur ritueller Handlungen.

Etwas andere methodische Akzente setzt die *Ethnomethodologie*. Der Name stammt von Harold Garfinkel, andere Autoren sind Aaron V. Cicourel, Harvey Sacks, Thomas P. Wilson (Reader: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Weingarten, Sacks, Schenkein 1976). Auch die Ethnomethodologie versucht, die Strukturen der als selbstverständlich hingenommenen Alltagswelt sichtbar zu machen. Methodisch schließt sie sich dabei enger an Alfred Schütz an als an Husserl.

Alfred Schütz hatte den subjektivistischen Verstehensbegriff von Max Weber kritisiert (1932) und Husserls philosophischen Entwurf so konkretisiert, daß er der empirischen Forschung leichter zugänglich war (Schütz, Luckmann 1975). Methodologisch wichtig waren besonders zwei seiner Konzepte: (1) Die Umwandlung der Husserlschen "Lebenswelt" in erlebte, fraglos gegebene "Alltagswelten", wobei er zunächst soziale Umwelt, Mitwelt und Vorwelt unterschied (1932), später verschiedene Sinnstrukturen und Aufschichtungen. Das Wissen von der Lebenswelt gliedert sie durch Relevanz und Typik (1975). Es entstehen "multiple realities". (2) Die These, Lebenswelt sei "von Anfang an intersubjektiv" (24). Durch die erste Annahme wurde Lebenswelt als Alltagswelt empirisch erforschbar, die zweite befreit vom Subjektivismusproblem der traditionellen phänomenologischen Methode. Beide eröffnen die Verwendung anderer Methoden neben oder statt Introspektion.

Die Ethnomethodologie sieht sich insofern in einer anderen Position als die anderen Sozialwissenschaften, als sie sich derselben alltagsweltlichen Methoden zur Konstruktion von Realität bedient wie jedermann sonst, nur diese Methoden selbst erforscht (Berger, Luckmann 1967). Forschungsverfahren und Forschungsergebnisse sind deswegen eines. Das "*interpretative Paradigma*" (Wilson 1970) betont die beständige Interpretation und Reinterpretation beim Aufbau von Wirklichkeit und den Einsatz von Erkundungs- und Prüfverfahren dabei, sowohl bei den Alltagsverfahren als bei der Wissenschaft davon ("interpretative Soziologie"). Die Ethnomethodologie hat Methoden und Verhältnisse der Alltagswelt neu definiert, zum Teil nur anders genannt. "Indexikalität" ist das Verhältnis von (sprachlichen) Phänomenen zu ihrer Struktur, des Zeichens zum Bezeichneten. Sie müssen "entcodet" werden durch die Methode der "*dokumentarischen Interpretation*" (dazu Garfinkel und Sacks 1970, übernommen von Mannheim 1921, 109). "*Accounts*" (Ausdruck, Darstellung) machen die Alltagshandlung erkennbar; die Akteure zeigen, was sie meinen. Dieses Zeigen ist *reflexiv*, wirkt auf die Akteure zurück.

Untersuchungen umfassen alltagsweltliches Handeln, Sprechen und Denken:

beispielsweise Abschied nehmen, Telefonanrufe bei der Polizei, Alltagskommunikationen aller Art, Vorstellungssysteme von Geisteskranken, linguistische Systeme, kognitive Systeme, Alltagstaxonomien u.a. (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Weingarten, Sacks, Schenkein 1976, Soeffner 1984). Die Methoden sind variabler als bei der mehr traditionellen phänomenologischen Soziologie. Garfinkel hat einfallsreiche "Krisenexperimente" ausgeführt, um den fragilen Charakter alltagsweltlicher Basisannahmen durch ihre Zerstörung nachzuweisen, die Ergebnisse sind allerdings kritisierbar (Kleining 1986). Sacks hat Gesprächsanalysen initiiert (1971). Weitere Verfahren sind die *teilnehmende Beobachtung*, die *Komponenten-* und *Sequenzanalyse* bei Sprache und in natürlichen Konversationssituationen (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Bd. II, 474 ff.). An der traditionellen phänomenologischen Soziologie ist besonders der Einsatz von Gedankenexperimenten interessant zur Erkundung der Möglichkeiten eines erlebten Gehaltes.

Die Ethnomethodologie ist eine Weiterentwicklung der phänomenologischen Methode. Bisher haben die empirischen Arbeiten sehr eingeschränkte Themenstellungen gezeigt, vornehmlich waren sie auf alltagsweltliche Ordnungssysteme, face-to-face-Aktionen, gesprochene Sprache und deren Strukturmerkmale beschränkt. Auch muß man anmerken, daß die phänomenologische Soziologie, wie die Psychologie, sofern sie sich nur auf Erlebtes als Forschungsmaterial bezieht, alle nicht bewußten bzw. nicht sprachlich formulierbaren Inhalte und Bedingungen, die gleichwohl ebenfalls bei der Konstitution von Gesellschaft und Individuum wirken, aus der Betrachtung ausschaltet. Soziale Veränderungen sind ebenfalls bisher nicht in die Forschungshorizonte eingetreten. Die phänomenologischen Soziologien bilden ein eher harmonisches, weil durch die interpretativen Prozesse kooperativ konstituiertes Bild der sozialen Wirklichkeit, das durch Forschungsaktivitäten ("Krisenexperimente") allerdings gestört werden kann. Die Forschung erscheint nicht kritisch (trotz gegenteiliger Behauptung, Zahner, Dallmayr in: Psathas 1973).

III. Methodendefizite und Möglichkeiten

So vielgestaltig die Methodologien und Methoden gegenwärtiger qualitativer empirischer Sozialforschung sind, so fragmentarisch müssen sie dem Betrachter ihrer Geschichte erscheinen. Wesentliche Traditionen sind *nicht* oder nicht ausreichend vertreten, so daß der Referent es für angezeigt hält, nicht nur auf Leistungen, sondern auch auf Methodendefizite hinzuweisen. Sie liegen in drei Bereichen: (1) dem "Vergessen" wesentlicher Methoden der deutschsprachigen Psychologie zu Beginn des Jahrhunderts, besonders des "qualitativen"

Experiments, (2) der fehlenden Beschäftigung mit den Techniken, welche die modernen Naturwissenschaften zu ihren Entdeckungen gebracht haben, also der naturwissenschaftlichen Heuristik und (3) der zu geringen oder zu wenig kenntnisreichen Rezeption von Dialektik.

1. Deutschsprachige Psychologie im ersten Jahrhundertdrittel

Die unter der Leitung von Paul Lazarsfeld vorgenommene Arbeitslosenstudie "Marienthal" (Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel 1933) ist wohl die bekannteste europäische Gemeindeuntersuchung unseres Jahrhunderts und wird auch am häufigsten mit qualitativer Sozialforschung in Verbindung gebracht. Mit früheren "sozialstatistischen" Erhebungen hat sie die Beschreibung von Lebensumständen in Form von Einzelfällen gemein (*Biographie, Gesprächsausschnitte*, Erstellung von *Dokumenten*, *Speisezetteln*) und die tabellarischen Übersichten bei Massenbeobachtungen (Demographie, Haushaltsbudgets) (z. B. Schnapper-Arndt 1883). Mit ihrem amerikanischen, kulturanthropologischen Vorbild (Lynd, Lynd 1929) hat die Marienthal-Untersuchung zum Teil gleiche Methoden: *teilnehmende Beobachtung, Gespräche, Fragebogenerhebung mit offenen Fragen, Dokumentensammlung*. Von ihren "Vorläufern" unterscheidet sie sich (neben einer einfallsreichen Erweiterung der Methoden) hauptsächlich durch die Art der Analyse: sehr verschiedenartige Daten konnten in einen *einheitlichen* sinnvollen Zusammenhang gebracht werden, so daß die Untersuchung, im Gegensatz zu einer bloßen Beschreibung ihres Gegenstandes, auch ein *Ergebnis* hat: die durch Arbeitslosigkeit "müde Gemeinschaft" in verschiedenen Stufen ihrer Zerstörung.

Während die Marienthal-Studie als in qualitativer Tradition stehend gesehen wird, sind andere Leistungen der akademischen deutschsprachigen Psychologie bis 1933 methodisch völlig einmalig, aber leider ebenso völlig vergessen: die Entwicklung des "qualitativen" Experiments von Mach zur Berliner Gestaltpsychologie bis Kurt Lewin und, unabhängig davon, die Negation der Wundtschen Thesen über das Laborexperiment in der Würzburger Denkpsychologie (Kleining 1986, siehe auch Vollmers 1992). Ich beschränke mich hier auf Eckpunkte: Karl Bühlers Gedächtnisversuche (1907/08), Wolfgang Köhlers Schimpansenexperimente (1917), Max Wertheimers frühe Experimente über Scheinbewegungen (1912) und die späteren Gedankenexperimente über das Denken (1945) wie auch die Behandlung des Experiments durch Jean Piaget (1975) sind Höhepunkte qualitativer psychologischer Forschung. Die erneute Rezeption dieser Methode kann die zu Unrecht auf quantitative Experimente eingeengte Experimentiertechnik von ihrer Reduktion befreien und das Forschungsinstrumentarium wieder erweitern.

2. Qualitative Heuristik

Heuristische Verfahren sind Such- und Findetechniken. Wird qualitative Sozialforschung als Forschung im eigentlichen Sinne, als Entdeckungs-Forschung aufgefaßt, nicht als Forschung zur Überprüfung, Kontrolle, Demonstration, Legitimation etc. ("Discovery of grounded theory", Glaser, Strauss 1967), dann muß ihre Methodik reflexiv sein, das Entdeckungsprogramm selbst analysieren, um es zu optimieren. Die Entdeckungsverfahren erfolgreicher Wissenschaften sollten zur Kenntnis genommen werden, vor allem die der Naturwissenschaften.

Die bisherige psychologische Literatur über Heuristik behandelt vor allem formalisierte Problemlösungen im Rahmen der neueren Denkpsychologie, nicht Entdeckungsverfahren, (Dörner 1976, Brommer, Hömberg 1977). Dabei sind Probleme und Randbedingungen gut definiert oder werden es im ersten Forschungsschritt; wenn nötig, werden sie in Teilprobleme aufgelöst. Die Lösungsschritte werden durch Algorithmen gesteuert, z. B. durch die TO-TE-Einheit (Test-Operate-Test-Exit). Hoher Formalisierungsgrad erlaubt die Verwendung von Computern. Das deduktiv-analytische Problemlösungsverfahren ist der qualitativen Entdeckungsforschung, die Strukturen und deren Veränderung sucht, direkt entgegengesetzt. Auch das Studium der Vorgeschichte dieser Richtung, der Denkmaschinen und der am mechanistischen Weltbild orientierten Heurismen des 17. und 18. Jahrhunderts ist nicht ergiebig. Dagegen sind qualitative Ansätze hilfreich, wie sie die Gestaltpsychologie hervorgebracht hat (Köhler 1917, Duncker 1935, vor allem Wertheimer 1945).

Sehr wichtig für die Entwicklung einer qualitativen Heuristik sind die Schriften von Naturwissenschaftlern über Verfahren, die zu Entdeckungen geführt haben. Herausragend sind, wie erwähnt, die historisch-kritischen Schriften von Ernst Mach, etwa sein Buch über die Entwicklung der Mechanik (1883), das auf Einstein Einfluß ausübte und die Entwicklung der Relativitätstheorie förderte (besonders Machs Kritik am - qualitativen - "Eimerexperiment" Newtons, siehe das Vorwort von Wolters). Das Methodenbuch Machs (1905) wendet sich an Physiker, ist aber eine Fundgrube auch für Sozialwissenschaftler. Mach beschreibt u.a. die Bedeutung von *Alltagstechniken* für die wissenschaftliche Forschung, den Unterschied von *qualitativen* und *quantitativen* Verfahren, die Funktion von *Beobachtung* und *Experiment*, die Grundmethode der *Variation*, die *Strategien* oder "Leitmotive" bei der Anlage von Forschung (Vereinfachung, Verstärkung, Substitution, Kompensation u.a.) und der Analyse (Ähnlichkeit und Analogien) u.a. Wichtig sind seine Ausführungen über das *Gedankenexperiment* 1896a, 1905). Mach liefert eine *Theorie des Verstehens* im Forschungsprozeß: "Anpassung der Gedanken an die Tatsachen und aneinander". Die populärwissenschaftlichen Schriften Einsteins sind ebenfalls

sehr ergiebig (Einstein 1916, Einstein, Infeld 1938).

Empirische SozialforscherInnen können hohen Nutzen ziehen aus den Reflexionen dieser Forscher über ihre Methoden und Forschungsstrategien.

3. Dialektische Sozialforschung

Dialektik als Lehre von den Bewegungsgesetzen der Gesellschaft und des Geistes (Engels 1880) ist umfassende Gesellschaftstheorie und -praxis, nicht eine "Richtung" unter vielen in einer pluralistischen Auffassung von Methodologie. Als Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie ist sie sehr alt, mindestens auf die klassische Antike zurückgehend, wie die Hermeneutik. Im Gegensatz zu ihr, die als "Kunstlehre" tolerabel erschien, ist sie dem rationalistischen und positivistischen Verdikt der Unwissenschaftlichkeit verfallen, aus dieser Sicht gilt sie bestenfalls als spekulative Sozialphilosophie.

In der Tat ist die Erfassung der Gesetze immanenter Bewegung, von Beginn und Ende, von Widerspruch, Konflikt und Krise dem mechanistischen Weltbild mit Elementen und deren Kausalbeziehungen, das auf Menschen und Sozialgebilde übertragen wurde, entgegengesetzt. Eben diese Umwandlung des Lebens war Ansatz zur Kritik, von Max Webers Rationalität-Begriff als "Gehäuse der Hörigkeit" bis zur Verwandlung "objektiver" in "subjektive" Vernunft, zur "Instrumentalisierung" (Horkheimer 1947), zur "Eindimensionalität" (Marcuse) und der "Zerstörung des Individuums" (Adorno). Besonders treffend ist Georg Lukács Theorie der "Verdinglichung" (1922), die Marxens "Entfremdung" weiterführt. Ihnen gemeinsam ist das Bewußtsein, daß das Leben anders ist als das, was es selbst hervorgebracht hat, das jetzt auf das Leben, es reglementierend und verformend, zurückwirkt durch die "Sachzwänge" des entwickelten Kapitalismus oder der Staatsbürokratien, der "Widerspruch gegen das Wesen des Lebens selbst" (Simmel 1918, 45).

Um wirkliches Leben zu erfassen, muß man die Erstarrung der Verdinglichung überwinden. Dialektische Bewegung im Sinne von Hegel und Marx ist aber nicht mit der Konstatierung von Widersprüchen in Psyche und Gesellschaft gleichzusetzen, diese haben beispielsweise auch Freud und Simmel erkannt. "Wirkliche" Dialektik behauptet, daß aus dem Widerspruch Entwicklung, Veränderung, Bewegung entsteht und zu neuer Widersprüchlichkeit auf höherer Stufe führt. Diese Dynamik bestimmt, dialektisch gesehen, auch das Grundproblem der empirischen Sozialforschung, nämlich das Verhältnis Subjekt-Objekt und zeigt die Möglichkeiten der Überwindung dessen, was als Trennung gesellschaftlich vorfindbar ist.

Dialektik muß bei den Klassikern studiert werden: an Hegels Phänomenologie und Marxens Kapitalismus-Analyse. Leichterem Zugang verschafft das Studium

der empirischen Arbeiten: Marxens "Achtzehnter Brumaire" (1852) (Geschichtsentwicklung anhand zeitgenössischer *Dokumente*), besonders aber Friedrich Engels' "Lage der arbeitenden Klasse in England" (1845). Dies ist ein frühes Meisterwerk empirischer Sozialforschung. Der junge Autor gibt ein umfassendes Bild der Entwicklung und Situation der Klassen im englischen Frühkapitalismus anhand von Einzel-, Gruppen- und Klassenschicksalen. Seine Methoden sind (a) die "*eigene Anschauung*" (später "teilnehmende Beobachtung" genannt) und (b) "*authentische Quellen*": die Berichte der Royal Commissions des Parlaments, bürgerliche Zeitungen, Polizeiprotokolle und andere amtliche Dokumente; zusätzlich sammelt Engels Gespräche, Grundrisse von Stadtteilen, von Straßenzeilen, notiert selbst die Art, wie Backsteine zur Errichtung von Wänden gelegt werden, verwendet Eindrücke aus Stadtbegehungen und viele historische Daten. Die Methoden und die Sichtweisen sind sehr variiert, die Analyse richtet sich immer auf Gemeinsamkeiten und faßt alle Daten zusammen, wodurch das Bild einer sich entwickelnden, durch die kapitalistische Produktionsweise erzeugten Klassengesellschaft entsteht. Die Darstellung geht von Beschreibungen aus (etwa London, wie es der Besucher erlebt), führt zur Abstraktion ("Konkurrenz") und von dort wieder zurück auf die wirklichen Verhältnisse. Der Forschungsweg ist der gleiche, der später von Marx als die "Methode der politischen Ökonomie" skizziert wird: vom (scheinbar) Konkreten zum Abstrakten und dann wieder zurück zum (wirklich) Konkreten. (1857, 34-42). Marx geht im "Kapital" von der (empirischen) Ware aus, analysiert die Gemeinsamkeiten aller Waren und kommt in mehreren Schritten zu einer viel höheren Abstraktionsebene als Engels, nämlich bis zur "abstrakt menschlichen Arbeit", von der aus er dann wieder zum Konkreten zurückgeht, das sich als Klassenentwicklung entfaltet.

In der neueren Geschichte der empirischen Sozialforschung sind häufiger Versuche unternommen worden, dialektische Bewegungen durch dialektische Methoden zu erfassen. Zu nennen sind (1) das Programm der (frühen) "*Kritischen Theorie*", das als Forschungsentwurf eindrucksvoll ist, wahrscheinlich aber an der mangelnden Vertrautheit der Autoren mit der Technik der Sozialforschung scheiterte (Horkheimer 1931, Fromm 1932); (2) die späteren, vornehmlich *kulturrkritischen* Arbeiten von einzelnen Autoren der Frankfurter Schule (Horkheimer, Adorno 1947) und die erneute Propagierung einer Forschungsposition ("*Positivismusstreit*", Adorno 1969); (3) die Versuche Merleau-Pontys und Sartres, *Phänomenologie* mit Dialektik zu dynamisieren; (4) die "*Kritische Psychologie*", die aber, soweit ich sehe, die Positivismuskritik (Holzkamp 1972) nicht durch dialektische Forschungsverfahren ergänzen konnte, sondern "nur" den Marxschen (sowjetischen) Materialismus für psychologische Forschung vorschlug (Holzkamp 1983); (5) die "*dialektische Psychologie*",

vor allem vertreten durch den früh verstorbenen Klaus Riegel mit interessanten Ansätzen (Riegel 1980). (6) Die neueren "*dialogischen*" Methodologien in verschiedenen Bereichen, denen sich der Verfasser zuordnet ("*Dialogprinzip*", Kleining 1984).

IV. Drei Arten qualitativer Sozialforschung

Historisch gesehen standen die Verfahren, die heute die qualitative Sozialforschung kennzeichnen, seit der Entwicklung der modernen Naturwissenschaften stets in positivem oder kritischem Bezug zu ihr. Der Positivismus heute ist nur das jüngste Beispiel einer naturwissenschaftlichen Orientierung in den Sozialwissenschaften, die "*qualitativen*" Richtungen, einschließlich der "*historischen*" (hier nicht behandelt) erscheinen als Gegenbewegungen. In *systematischer* Sicht beziehen sich aber alle Forschungsmethoden, sozialwissenschaftliche, literaturwissenschaftliche, theologische, historische etc. und ebenso alle naturwissenschaftlichen, auf das Verhältnis Subjekt-Objekt und dessen Bezug zur Geschichte, weil Forschen konkretes Handeln in einer bestimmten, auch gesellschaftlich bestimmten Situation ist. Auf diese Weise kann man drei Richtungen qualitativer Sozialforschung unterscheiden, in denen diese Aspekte mehr oder weniger deutlich ausgeprägt sind:

(1) Auf das erkennende/forschende *Subjekt* bezogene Methoden. Zu ihnen gehören die introspektiven, selbstbeobachtenden Verfahren, die beschreibenden und auch die ausdeutenden, hermeneutischen. Auch bei den phänomenologischen ist das Subjekt erste Instanz, unabhängig davon, ob die Forschung zur bloßen Beschreibung oder durch phänomenologische Reduktion zur eidetischen Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit führt. Die nicht-hermeneutischen, aber interpretativen Methoden, wie die Ethnomethodologie und zum Teil die Forschungstheorie des Symbolischen Interaktionismus wären auch hierzu zu rechnen.

(2) Die eher *gegenstandsbezogenen* Methoden. Sie sind explorativ oder heuristisch. Bei ihnen liegt der Akzent auf Erkundung, nicht auf Deutung. Hierzu sind zu rechnen die analytischen Verfahren (Psychoanalyse), die explorativen des Symbolischen Interaktionismus ("*Discovery*") und die ethnologischen Feldforschungsmethoden. Vor allem gehören die naturwissenschaftlichen Methoden selbst hierher, sofern sie explorativ gehandhabt werden (Mach 1883, 1905). Ebenso muß man die Gestaltpsychologie den explorativen Richtungen zuordnen.

(3) Die eher *entwicklungsbezogenen* Methoden. Sie sind genetisch, historisch oder dialektisch und nehmen Bezug zur Entwicklung, Veränderung, Wandlung

des Individuums, von Gruppen und der Gesellschaft.

Mit Dilthey würde man sagen, daß Beschreibung *und* Analyse ("Zergliederung") die Grundmethoden der Psychologie (und der Geisteswissenschaften überhaupt) seien, mit Marx, daß die Forschung vom Konkreten (zu Beschreibenden) ausgeht, dann durch Analyse zur zweiten Stufe, der Abstraktion, fortschreitet und daß der Weg wieder zurück zum Konkreten führt, das sich als durch die Ergebnisse der Abstraktion geordnet darstellt. Dialektik umfaßt also Beschreibung und Analyse in Abfolge, sie ist dadurch historisch.

Der Reichtum der qualitativen Verfahren, wie sie sich bisher ausgeprägt haben und wie sie auch in Zukunft noch aus den Alltagstechniken entwickelt werden können, liegt in ihrer Vielgestaltigkeit, Flexibilität und Transformierbarkeit und dadurch in ihrer Eignung, sehr konkrete, aber auch sehr unbekannte und komplexe psychische und soziale Verhältnisse und Veränderungen zu erforschen.

Teil II: Einige neue Methoden

Es gibt zwei Gründe, das Methodenrepertoire für qualitativ-heuristische Sozialforschung zu erweitern bzw. zu erneuern. Soziale Gegenstände und Forschungsbedingungen verändern sich, die Methodenentwicklung muß gegebenenfalls auf die Veränderung reagieren. Außerdem verlangt die Methodologie die Variation aller Umstände, die Einfluß auf die Forschungsdaten haben könnten, also auch der Methoden. Aus beiden Gründen ist den Forschungspersonen damit gedient, eine Vielzahl unterschiedlicher Methoden zur Hand zu haben zur Auswahl der jeweils am besten geeigneten.

Wie entdeckt man neue Entdeckungsmethoden? Auf gleiche Weise, wie man überhaupt Neues entdeckt: durch die Anwendung von Entdeckungsstrategien. Was dabei zu tun ist, kann man, alltagssprachlich und wissenschaftlich, verschieden stark abstrahiert ausdrücken. Umgangssprachlich und für den Entdeckungsbedarf des Alltags geeignet: hinsehen, ausprobieren, scharf nachdenken. In wissenschaftlicher Sprache: beobachten, experimentieren, analysieren. Oder generalisiert: reflektiertes und regelgesteuertes Nutzen der rezeptiven (beobachtenden) und aktiven (experimentierenden) Kapazitäten des forschenden Subjekts und die angemessene Verarbeitung (Analyse) der so erstellten Daten zur Überwindung des subjektiven Vorverständnisses vom Gegenstand. Wie auch immer abstrahiert: Entdeckung von Neuem ist "Forschung" oder "Arbeit", keinesfalls Phantasietätigkeit, Erleuchtung, Eingebung, Einfall, die zwar auch ihren Platz im Entdeckungsprozeß haben, aber, weil wesentlich subjektiv, zur Erschütterung der eigenen Vorurteile verwendet werden sollten und zur Öffnung des Blicks auf die Realität, nicht zu deren Ersatz.

Die hier vorgestellten "neuen" Forschungsmethoden sind nicht ausgedachte Phantasieverfahren, sondern entdeckte "alte", d.h. solche, die in der einen oder anderen Form in der Alltagspraxis im Gebrauch sind und seit langem waren. Diese Techniken wurden "verwissenschaftlicht", d.h. ihre Methodik wurde reflektiert. Die drei Beispiele sind Ergebnisse der genannten drei verschiedenen Arten des entdeckenden Vorgehens. Das *rezeptive Interview* wurde gefunden durch "offene", *qualitative Beobachtungen* während der Feldforschung. Den Forschungspersonen fiel auf, daß auch solche Informationen, die zu sammeln garnicht beabsichtigt war, von Wert sein konnten, nämlich das, was die Befragten ihnen spontan mitteilten, ob sie nun wußten, daß sie mit Sozialforschung befaßt sind oder nicht. Das rezeptive Interview befriedigt besonders den zunehmenden Bedarf an verdeckten verbalen Verfahren. - Die qualitativ-heuristische *Textanalyse* dagegen entstand aus einem *qualitativen Experiment*, nämlich der versuchsweisen Übertra-

gung der Grundmethoden Beobachtung und Experiment auf Texte; sie schafft ein weitgehend sicheres Verfahren für die Erforschung von Strukturen differenzierter und schwieriger Texte. - Das *qualitative Experiment* selbst war das Ergebnis einer *Analyse* und *Systematisierung* aller derzeit verwandten Methoden, bei der sich ergab, daß im System der Methoden die qualitative Form des Experiments "fehlte", d.h. nicht in den Lehrbüchern aufgeführt und nicht in den Forschungsberichten referiert war, obgleich es sie "eigentlich" geben mußte, wie die qualitative Form der Beobachtung. Daß dann *beobachtet* werden konnte, daß das qualitative Experiment in der früheren wissenschaftlichen Literatur durchaus behandelt und in der forschersischen Praxis selbst mit großem Erfolg genutzt wurde, wie auch, daß qualitatives experimentieren ein "normales" (vorwissenschaftliches) Entdeckungsverfahren ist, zeigt nur, daß Entdeckungen auf *verschiedene* Weise gemacht werden können.

Das rezeptive Interview wurde 1987 in einem internen, für die Studierenden bestimmten Forschungspapier beschrieben, es wurde seither bei qualitativ-heuristischer Feldforschung in Hamburg regelmäßig verwandt und hat sich als ein für viele Themen und Umstände geeignetes, leicht zu administrierendes, dabei sehr ergiebiges Verfahren erwiesen zum offenen, aber auch verdeckten Gebrauch. Der Versuch, die neue Methode über den Kreis der mit ihr Forschenden hinaus bekannt zu machen, scheiterte an Vorbehalten von zwei der führenden soziologischen Zeitschriften in der Bundesrepublik; die dritte habe ich dann garnicht mehr in Betracht gezogen. Erfreulicherweise war der methodologische Fachverstand interessierter; so hat Siegfried Lamnek das Verfahren im Methodenband seiner "Qualitativen Sozialforschung" ausführlich zitiert und eingeordnet (1989, 81-89). Der Text wird hier in Gänze abgedruckt.

Das "qualitative Experiment" wurde erstmals 1986 in der "Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie" vorgestellt, 1991 nachgedruckt (Alich Hg.). In der einschlägigen Methodenliteratur ist der Beitrag positiv besprochen worden; die Methode wurde auch in das "Handbuch Qualitative Sozialforschung" aufgenommen (1991). Weitere Literatur über qualitative Experimente siehe: Burkhard Vollmers (1992) (historisch), Gerhard Kleining (1994) (empirisch).

"Textanalyse als Heuristik" wurde 1991 veröffentlicht, der Aufsatz wird hier leicht verändert wiedergegeben mit einem Anhang, der die Methode mit anderen textanalytischen Verfahren vergleicht, vorveröffentlicht als Anhang zur empirischen Analyse der Neujahrsansprachen des Bundeskanzlers Kohl (diese im Teil III "Analysebeispiele"). Die Methode selbst wurde seit Beginn der 80er Jahre verwandt, tatsächlich wurde die gesamte quali-

tativ-heuristische Methodologie entwickelt an "schweren" Texten als Übungsmaterial - aus dieser Zeit stammen die ersten Versuche zur Analyse des "Grabspruchs" von Rainer Maria Rilke, siehe deren Ergebnis im Beispiele-Teil.

Es sei daran erinnert, daß den "neuen" Methoden für qualitative Forschung, mit Ausnahme den Methoden für Textanalyse, keine Prominenz zukommt, sondern daß die forschersische Praxis auch von *anderen* Methoden für das jeweilige Feld Gebrauch machen kann. In unseren Feldforschungen waren vornehmlich folgende Verfahren in Gebrauch: verschiedene Formen der qualitativen *Beobachtung*, einschließlich der Beobachtung von *Dialogen*, verschiedene Formen des qualitativen *Experiments*, einschließlich des *Rollenspiels*, verschiedene Arten der qualitativen *Befragung*, bei der wir überwiegend *Leitfaden-*, *strukturierte Fragebogen-Interviews*, und, seltener, *Gruppendiskussionen* verwandten, dazu möglichst *rezeptive Interviews* und, wenn nötig, das neue, hier noch nicht vorgestellte Verfahren des *Gedächtnis-Interviews*. Gearbeitet wird an der Anwendung der heuristischen Methodologie auf die Forschungsperson selbst, die, als Mitglied der Gesellschaft, Quelle von Erkenntnis über sie sein kann ("*Selbstbeobachtung*", "*Selbstexperiment*", "*Selbstbefragung*"). Die Entwicklung der Methoden für qualitativen *Textanalyse* dagegen scheint weitgehend abgeschlossen zu sein mit der *Beobachtung von Texten* und *Experimenten mit Texten* in verschiedener Ausprägung.

Das rezeptive Interview¹

Ich stelle hier ein Verfahren der qualitativ-heuristischen Sozialforschung vor, das auf Alltagstechniken beruht, bisher aber nicht wissenschaftlich genutzt wurde. Dabei tritt der Interviewer nicht in seiner Rolle als Fragesteller auf, sondern, soweit es die Situation erlaubt, in seiner Rolle als Zuhörer. Deswegen nenne ich es "rezeptives Interview". Es kann als Erhebungsmethode dem Befragten gegenüber deklariert werden, ist aber in der Feldforschung besonders als verdecktes Verfahren geeignet.

Das einseitige Zuhören des einen Gesprächspartners geht einher mit einem einseitigen Sprechen des anderen, der in dieser Sprechsituation vorgefunden oder in sie erst gebracht wird. Die Methode erfaßt eine Kommunikationsform, die in der Soziologie bisher ebenfalls wenig Aufmerksamkeit erhalten hat, obwohl sie sehr verbreitet ist, nämlich die "einseitige Kommunikation". Die Technik des rezeptiven Interviews ist geeignet, die einseitige Kommunikation zu erforschen. Ich werde auf sie ebenfalls eingehen, lege das Hauptgewicht aber auf die Forschungsmethode.

I. Zum Begriff

Eine Definition sei vorangestellt: *Das rezeptive Interview ist die Aufnahme einseitiger, alltäglicher Mitteilungen nach wissenschaftlichen Regeln zur Exploration von Sachverhalten.* Die Besonderheit des rezeptiven Interviews ist zunächst die *Einseitigkeit* der Kommunikation. In einem Gespräch wechseln die Aktivitäten der Sprecher: Sprechen und Zuhören, was die andere Person sagt, folgen aufeinander, so daß sich, beim Dialog, die Möglichkeit zur Fortentwicklung des Themas ergibt. Man kann sich nun vorstellen, daß einer der Gesprächspartner, die Forschungsperson nämlich, immer mehr zuhört und der andere, der Informant, immer mehr spricht. Dies zum Extrem getrieben ergibt die Situation, in der ein Partner nur berichtet und der andere nur zuhört, der bloßen Expression also die reine Rezeption gegenübersteht. Dies ist das Stadium des rezeptiven Interviews².

¹ Forschungspapier 1987, teilweise abgedruckt zitiert bei Lamnek (1989, 81-91). Durchgesehen 1993.

² Der Ausdruck "einseitige Kommunikation" bezeichnet das Kommunikationsgefälle, die Ungleichheit der Kommunikationspartner. In der Literatur über Konversationsanalysen wird "asymmetrische Kommunikation" erwähnt (z.B. Wolff, 1986, 71 "Asymmetrischer Diskurs"). Asymmetrie impliziert Abweichung vom Symmetrischen, also eine *Gleichheitsbeziehung*, die dem bürgerlichen

Man kann sich fragen, ob einseitige Kommunikation noch als "*Interview*" bezeichnet werden darf. Im Gegensatz zur "Massenkommunikation", bei der eine direkte Rückmeldung des Empfängers an den Sender in der Regel nicht erfolgt, die Zeitung gedruckt, die Radio- oder Fernsehsendung ausgestrahlt, das Plakat angeklebt werden kann auch ohne daß Leser, Hörer, Seher vorhanden sind, muß bei einer unmittelbaren, direkten Mitteilung von Mensch zu Mensch, besonders einer, die Auge-in-Auge stattfindet, auch der Zuhörer reagieren. Geht er weg oder hört nicht genügend zu, bricht die Kommunikation ab. Man sieht die Wichtigkeit der Rolle des Zuhörers auch daran, daß nicht jede Person in jeder Situation für eine bestimmte Mitteilung als Empfänger akzeptabel ist. Die Bereitschaft zur Rezeption muß unterstellt und notfalls signalisiert werden, sonst kommt die Mitteilung nicht in Gang. Wenn sie erfolgt, wird vom Zuhörer erwartet, daß er reagiert, zumindest nonverbal, durch Mimik und Gestik und vielleicht auch durch Worte, den Sprecher bestätigend und ermunternd. Zweiseitigkeit ist also auch bei einseitiger Mitteilung nötig. Deswegen kann man das Zuhören als rezipierendes Gespräch auffassen und man sollte es auch, um die ebenfalls aktive Rolle des Zuhörers zu betonen, sein "aktives Zuhören"³.

Daß Rezeption von persönlichen Informationen im *Alltag* häufig ist, braucht nicht gesondert nachgewiesen zu werden. Jedermann weiß, daß Menschen persönliche Mitteilungen abgeben, manche so oft, daß die vorgesehenen Empfänger Techniken entwickeln, sich vor ihnen schützen. Kinder flüstern ihren Eltern Wichtiges ins Ohr, die Geheimnisse von Heranwachsenden, die persönlichen Mitteilungen von Freunden und Freundinnen nehmen kein Ende.

Ideal des gerechten Tauschs entspricht und allenfalls als bürgerlicher Idealtypus dienen kann, wie die "herrschaftsfreie Kommunikation". "Einseitige Kommunikation" dagegen verweist auf wirkliche gesellschaftliche Beziehungen.

³ In den neueren deutschsprachigen soziologischen Lehrbüchern über empirische Sozialforschung werden die Interviewarten zumeist nach *formalen* Kennzeichen klassifiziert, wie standardisiert, geschlossen, strukturiert gegen offen, intensiv, projektiv, focussiert, zentriert; oder mündlich, schriftlich, telefonisch; oder einmalig gegen mehrfach (Panel); oder nach *inhaltlichen* Kennzeichen wie Faktfragen, Meinungsfragen, klinischen, therapeutischen Befragungen usw. (Friedrichs, 1973, Mayntz u.a. 1969, Sellitz u.a. 1972, Kromrey 1986). Der Sozialforscher soll sich aber bewußt sein, daß *soziale* Unterscheidungen für die Feldforschung wichtiger sein können, wie die nach sozialen Handlungsformen der Gesprächspartner: aktive, suggestive, harte Befragung oder weiche bzw. neutrale (Atteslander 1969, Scheuch 1973, van Koolwijk 1974) und die nach *sozialen Situationen*: Einzel- oder Gruppenbefragung (in allen genannten Literaturangaben). Mein Vorschlag zur Unterscheidung von Interviews knüpft an die *sozialen* Merkmale des Interviews an, geht aber über die bisherigen Gliederungen hinaus, indem er eine nicht nur "weiche", sondern "rezeptive" Haltung des einen Interviewpartners vorschlägt und eine Verwendung von Interviews in offenen und verdeckten Verfahren.

Kurt Tucholsky hat ein Essay geschrieben, das behandelt, wie Liebesleute allabendlich nach dem Büro einseitig, aber reziprok über ihren Tagesärger berichten, der Zustimmung des anderen gewiß (1952). Es gibt kein Lebensalter, in dem einseitige Mitteilungen nicht besonders geschätzt würden. Man darf auch wohl annehmen, daß ein Großteil privater Telefongespräche einseitige Mitteilungen sind, bei denen, mangels erkennbarer Gestik des Zuhörers, allenfalls von Zeit zur Zeit nachgefragt werden muß, ob der Partner noch zuhört. Ein Gespräch, d.h. die anders als zustimmende Beurteilung des Gehörten oder gar Kritik sind nicht erwünscht und beschwört die Gefahr des Abbruchs der Mitteilung. Auch im Berufsleben sind einseitige Kommunikationen eher die Regel als die Ausnahme.

Das rezeptive Interview ist eine *Extremform* der qualitativen Befragung: jemand teilt einer anderen Person - hier der Forschungsperson - etwas mit, ohne daß diese danach gefragt hätte. Damit ist das rezeptive Interview die *offenste* Form der Befragung: der Forscher stellt weder Fragen mit Vorgaben von Antwortmöglichkeiten, wie bei quantitativen Erhebungen, noch Fragen ohne genau festgelegte oder nicht vorgegebene Antwortarten, wie bei mehr oder weniger strukturierten qualitativen Interviews, sondern läßt nicht nur die Antworten, sondern sogar die Fragen offen. Die Mitteilungen des rezeptiven Interviews sind deswegen am meisten befragtenzentriert, stammen ganz aus seiner Lebenswelt⁴.

II. Zur Methodologie

Damit einseitige, alltägliche Kommunikation wissenschaftlich genutzt werden kann, muß sich der Forscher einer bestimmten Methodologie bedienen. Ich habe Regeln vorgeschlagen, die bei qualitativer oder explorativer Forschung generell gelten sollen (Kleining 1982). Sie sind ebenfalls geeignet zur Verwissenschaftlichung von Daten aus rezeptiven Interviews bei einseitiger Kommunikation.

Die erste Regel bezieht sich auf den Forscher und fordert die *Veränderung seines Vorverständnisses*, wenn Daten dem entgegenstehen. Dies trifft natürlich auch zu auf Daten aus einseitiger Mitteilung. Die zweite Regel bezieht sich auf den Gegenstand und besagt, er solle zu Beginn der Forschung als *vorläufig*

⁴ Das rezeptive Interview erfüllt für Forschung im Alltagsleben eine Forderung, die als "Klientenzentriertheit" an Beratungsgespräche (Wolff 1986) und, früher, an therapeutische Gespräche gestellt wurde (Rogers 1951, 1988).

angesehen werden. Sie ist komplementär zur ersten Regel und wesensmäßig verbunden mit allen explorativen, heuristischen Untersuchungen, auch den rezeptiven. Die dritte Regel ist weit schwieriger zu erfüllen. Nach ihr sollen alle Bedingungen, die Einfluß auf die Daten ausüben könnten, "*maximal strukturell variiert*" werden, so daß möglichst unterschiedliche Datensätze entstehen. Dieser Aspekt, der die Subjektivitäts-Problematik, Validität und Reliabilität von Informationen dieser Art betrifft, muß ausführlicher behandelt werden, er ist der entscheidende für die Akzeptanz der Methode.

Die Forschungsperson soll davon ausgehen, daß *mehrere* Informationen zum *gleichen* Themenbereich nötig sind. Mit nur einem Bericht kann sie sich nicht zufrieden geben. Man könnte zunächst daran denken, den Sprecher/die Sprecherin aufzufordern, selbst den Gegenstand von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Dies setzt aber Aufklärung über den Charakter des Gesprächs voraus, damit die Aufgabe der Alltagsnormalität und der Verdecktheit der Methode. Persönliche Mitteilungen werden außerdem meist als nicht hinterfragbar angesehen. Sie werden aber, außer durch den Gegenstand, auch durch die Umstände, den jeweiligen Informanten, den jeweiligen Zuhörer und durch die Form bestimmt, die Mitteilungen dieser Art generell besitzen. Die "Variation der Perspektiven" kann durch eine der folgenden vier Forschungsstrategien erreicht werden, besser durch ihre Kombination. Die Möglichkeit, solche Strategien anzuwenden, hängt von den Bedingungen des Einzelfalls ab.

- (1) Veränderung der *Situation*, des *Ortes* und insbesondere des *Zeitpunktes* des Gesprächs. Es bietet sich an, das Thema häufiger, bei verschiedenen Gelegenheiten, in verschiedenen Zusammenhängen zu behandeln.
- (2) Veränderung der *Informanten*. Diese Technik setzt voraus, daß man mit weiteren Personen Verbindung hat oder aufnehmen kann, die über das gleiche Thema berichten; das kann möglich sein im Freundeskreis, in Firmen, in Vereinen.
- (3) Veränderung der *Forschungsperson*. Hierzu muß man versuchen, Zugang zu erhalten zu Erzählungen zum Thema, die anderen Personen berichtet worden sind; sie können, abhängig von der ihnen zugeschriebenen Wichtigkeit und Vertraulichkeit, auch anderen Personen mitgeteilt worden sein.
- (4) Die Variation der *Methode* selbst. Verfahren der Datengewinnung sollten stets verändert werden. Das rezeptive Interview eignet sich besonders zur Ergänzung von Fragebogen- und Leitfaden-Erhebungen und auch von experimentellen Versuchsanordnungen, bei denen dem formellen Untersuchungsabschnitt ein informeller, verdeckter Teil folgt. Mit teilnehmender Beobachtung, ob offen oder verdeckt, geht das rezeptive Interview ohne Schwierigkeit

zusammen, sofern der Beobachter engeren Kontakt zu bestimmten Akteuren besitzt.

Je stärker strukturell, d.h. im Hinblick auf die Problemlage variiert werden kann, umso größer ist die Chance der Überführung subjektiver Informationen in intersubjektive. Diese so variierten Daten werden dann auf *Gemeinsamkeiten analysiert*; man sucht zu erfassen, wie sie sich generell zueinander verhalten. So wird die Struktur des Gegenstandes erkennbar. (Regel 4).

III. Der Ablauf des rezeptiven Interviews

Rezeptive Interviews können nicht eigentlich geplant werden. Man muß Situationen aufsuchen oder ausnutzen, in denen die Forschungsperson Mitteilungen erhalten kann. Hier sind die Bedingungen nicht anders als bei der teilnehmenden Beobachtung, die im strengen Sinne auch nicht "erzeugt" werden kann, wenngleich das Handeln der Forschungsperson insofern wichtig ist, als sie sozial akzeptiert sein muß, damit sich eine Kommunikation ihr gegenüber ereignet.

Rezeptive Interviews entstehen spontan in einer sozialen Situation oder sie werden "vorbereitet" bzw. "provoziert". Mit *spontaner* Mitteilung nimmt die Forschungsperson die Auskunft zur Kenntnis und sorgt durch aktives Zuhören und gelegentliche, den Sprecher unterstützende Bemerkungen dafür, daß die Kommunikation aufrechterhalten bleibt. Sie kann zwischenfragen, um sicher zu gehen, daß sie richtig verstanden hat, darüber hinaus sollten Rückfragen nicht gestellt werden. In aller Regel muß sich die Forschungsperson, bei verdeckter Anwendung der Technik, die Angaben merken und sie baldmöglichst außerhalb der Situation zu Papier bringen, spätestens am Abend des jeweiligen Tages. Eine Reduktion auf den Inhalt des Berichtes ist akzeptabel, zumeist ist nur dieser interessant, nicht seine sprachliche Form, die auf andere Weise untersucht werden kann als durch rezeptive Interviews.

Müssen die Bedingungen für ein rezeptives Interview erst geschaffen werden, so sieht sich die Forschungsperson ähnlichen Schwierigkeiten gegenüber wie bei teilnehmender Beobachtung in einem neuen sozialen Feld, in dem sie zunächst akzeptiert werden muß, um teilnehmen zu können. Dies ist ein zumeist längerfristiges Unterfangen mit oft ungewissem Ausgang. Voraussetzung ist der Aufbau einer Vertrauensbeziehung, die einseitige Kommunikation erst ermöglicht. Jedoch erweisen sich, unter bestimmten Bedingungen, auch kurzfristige Kontakte als ergiebig. Zum Beispiel erfährt man von Reisebekanntschaften oft das Erstaunlichste in Kürze. Tramper können mit großer Offenheit von sich selbst, ihren Erfahrungen und Problemen berichten.

Wer vorübergehend in Firmen, Organisationen, Verbänden gearbeitet hat, wer eine befreundete Familie besucht, weiß zu berichten, daß der Neuankömmling, der nur einige Zeit bleiben wird, nicht selten in wenigen Tagen oder Wochen eine der bestinformierten Personen ist über die internen Probleme des Hauses oder des Büros. Das liegt an dem Umstand, daß Wissen herrschaftsrelevant ist und daß jemand, der nicht mit anderen um Herrschaftspositionen konkurriert, weil er die Organisation nach einiger Zeit wieder verläßt, als Vertrauensperson leichter akzeptiert wird als ein Dauergast, dessen Informationswürdigkeit und Loyalität erst geprüft werden muß. Vertrauenswürdigkeit allerdings, d.h. ein Zutrauen, daß die zu informierende Person mit den Informationen nicht zum Schaden des Informanten umgeht, muß signalisiert werden und ist unbedingt zu gewährleisten. Daß eine Vertrauensbasis selbst in kurzer Zeit hergestellt werden kann, erweist sich bei qualitativen Fragebogeninterviews, die ein oder zwei Stunden dauern: nach Abschluß des formellen Interviews kann es vorkommen, daß der Interviewer noch einen Bericht über die "wirklichen" Zusammenhänge erhält.

Ist eine Situation hergestellt, in der einseitige Kommunikation vorgenommen werden kann, dann sind, bei spontanen wie provozierten rezeptiven Interviews, zwei Arten des Beginns zu unterscheiden. Es gibt den Fall, in dem die Auskunftsperson das Gespräch anbietet: "Ich muß mal was erzählen ...", "Hast du schon gehört ...?", "Da ist mir heute was passiert ...", "Ich mach das jetzt nicht mehr mit ...", "Heute war der schlimmste Tag ..." etc. Die Forschungsperson soll dann die Bereitschaft signalisieren, zuzuhören, was sie auch verbal bestätigen kann, den Umständen entsprechend etwa mit: "Was war denn ...", "Sag mal ...", oder einfach "Ja?!", "Und?!" etc. Wichtig ist, keine einschränkenden Bedingungen zu stellen, wie es in Alltagsgesprächen geschehen kann: "Wir reden später darüber ...", "Wenn es nichts Unangenehmes ist ...", "Hoffentlich hast Du nicht ..." etc.

Die andere Art des Beginns ist die Provokation durch die Forschungsperson. Bei vertrautem Kontakt reicht oft ein: "Wie war's?", "Wie geht's?", "Was gibt's?" oder nur "Na?". Man kann dabei auch *Stichworte* anbieten: "Was gab's im Büro?", "Was Neues von XY?", "Wie war's auf der Fete?" etc. Bei geringerer Nähe zum Informanten werden rezeptive Interviews gelegentlich erst nach Verlauf eines wechselseitigen Gesprächs in Gang gesetzt, bei dem die Forschungsperson auch Informationen offeriert und Stichworte liefert, die der/die Befragte als Anlaß für eigene Berichte nutzen kann. Das rezeptive Interview ist dann eingebettet in ein Gespräch. Alltagsweltlich heißen solche Stichworte "auf den Busch klopfen", "antippen".

Der Verlauf des Interviews wird inhaltlich und formal vom Befragten bestimmt, wobei die ZuhörerIn/ForscherIn aktiv werden soll, wenn die Infor-

man in dies zur Fortsetzung ihrer Information erwartet. Die Forschungsperson soll dabei ihren eigenen Beitrag minimieren, gerade so viel eingreifen wie unbedingt nötig. Dies kann durch zustimmende Gesten geschehen und Worte ("So!", "Mhh!", "Ja?!"), durch emotionale Unterstützung des Berichterstatters ("Na sowas!", "Ach!", "Wie das?", "Nicht zu glauben!", "Ich kann mir denken, wie man sich da fühlt ..." etc.), durch Interesse an der Fortsetzung ("Und dann?") und ggf. durch bestätigendes Infragestellen wichtiger Mitteilungen ("Das sagte er?", "Dann haben Sie XY getroffen?!"). Es sollen *keine* Zwischenfragen gestellt, *keine* Kommentare abgegeben werden außer bestätigende zur Aufrechterhaltung der Kommunikation, vor allem *keine* neuen Themen eingeführt und *keine* Kritik am Vorgebrachten geäußert werden. Die Forschungsperson soll auch nicht den Eindruck vermitteln, sie frage ihr Gegenüber aus. Das Ende der Mitteilung bestimmt der Informant, manchmal ändert sich auch die Situation: es kommt jemand dazu, die Pause, die Reise endet usw. Nach einem rezeptiven Interview kann die Kommunikation wieder "zweiseitig" werden.

So wichtig die Techniken sind, eine einseitige Kommunikation in Gang zu setzen, so wichtig sind solche, sie zu beenden. Es mag sein, daß die Forschungsperson über alle Details aufgeklärt wird und sich mit immer den gleichen Geschichten überhäuft sieht: es bedarf viel einführenden Geschickes, in eine solche Vertrauenssituation hinein-, aber manchmal noch mehr, aus ihr wieder herauszukommen.

IV. Arten und Funktionen einseitiger Kommunikation

Die Methode des rezeptiven Interviews erfaßt zuhörerbezogene Information in unmittelbar sozialen Situationen: ein Sprecher teilt dem Forscher etwas mit, dieser nimmt die Mitteilung auf, in aller Regel durch Zuhören. Da diese Form der Kommunikation sich nur bei passender Gelegenheit ereignet, sie nicht beliebig hervorgerufen werden kann, sollte man die Bereiche und Situationen kennen, in denen sie auftritt und die Funktionen, die sie erfüllt. Bis es eine "Soziologie der einseitigen Kommunikation" gibt, sind wir auf Alltagsbeobachtungen angewiesen. Das Phänomen ist äußerst häufig und hat mehrere Funktionen. Ich sehe die folgenden:

(1) *Einseitige Kommunikation durch psychischen und sozialen Druck.* Spontane Aussagen können hervorgerufen werden durch Triebenergie, die sich gegen soziale Normen durchsetzt: Freude, Schmerz, Trauer, Angst haben ihre spontan-expressiven Formen. Die Gegenmethode ist die Triebunterdrückung. Libidinöse Energie kann sich auch innerhalb des Rahmens darstellen, den

soziale und kulturelle Normen setzen. Gestik, Verbalisierung und besonders längere Erzählungen gehören eher in diesen Bereich, sie sind kulturelle Produkte, aber mitbestimmt von Triebenergie und Emotionen, die in ihnen mehr oder weniger stark in Erscheinung treten.

Negative Gefühlslösungen sind häufig Anlaß zu einseitigen Mitteilungen. Sie können durch *persönliche* Krisen ausgelöst werden, durch Krankheit, Alter, Tod nahestehender Menschen. Ebenfalls können sie aus *sozialen* Konflikten stammen, aus Problemen mit der Familie - Ehepartner, Kinder, Eltern, Schwiegereltern usw. - oder verursacht sein durch die Beziehungen zu anderen Menschen, etwa bei Differenzen im Freundes- und Bekanntenkreis. Schwierigkeiten in Ausbildung und Beruf sind ein anderer großer Bereich, der spontane, einseitige Informationen hervorbringt. Probleme mit Institutionen gehören ebenfalls hierher, mit Ämtern und Behörden, den politischen, ökonomischen, juristischen, religiösen Systemen, dem Verwaltungs- und Herrschaftssystem staatlicher Institutionen.

Als positiv empfundene Anlässe geben ebenfalls Anlaß zu mehr oder weniger spontaner, einseitiger Mitteilung: persönliche Erfolge, erfreuliche Ereignisse in Familie, Freundeskreis, Beruf sind Beispiele.

Die Funktion einseitiger Kommunikation, die auf psychischem oder sozialem Druck beruht, ist *expressiv* bzw. *kathartisch*, in beiden Fällen wird Entlastung durch Ausdruck bzw. Verarbeitung psychischer Energien im jeweiligen sozialen System gesucht. Ihre Funktion, bloßer Ausdruck zu sein, wird von denjenigen Informanten deutlich empfunden, die von ihrem Gegenüber nur Zuhören verlangen, nicht die kritische Beurteilung ihres Problems.

(2) *Einseitige Kommunikation durch soziale Veränderung*. Sie wird erzeugt durch sozialen Druck, der weniger stark ist und weniger plötzlich auftritt als der eben beschriebene. Menschen äußern sich, wenn sich Situationen ändern, beim Überwechseln in neue Lebensabschnitte, im Zusammenhang mit erlebtem sozialen Wandel, beispielsweise beim Eintritt in Organisationen und Vereine, in Firmen und Behörden, in Bildungsorganisationen und beim Austritt aus ihnen, bei Einschnitten im Familienleben, wenn sich neue Freundschaften bilden oder alte aufgelöst werden usw. bei Reisen allzumal, wenn Kontakte zu Fremden aufgenommen oder zu Nahestehenden abgebrochen werden.

Diese Art Mitteilung haben vor allem die Funktion der *Orientierung*, eine Reaktion auf die spontane Äußerung wird zu einem gewissen Grade erwartet.

(3) *Einseitige Kommunikation zur Vergemeinschaftung*. Sie betont den verbindenden Aspekt der Mitteilung, die Sprecher und Hörer zusammenführen soll. Grußformeln sind häufigste Beispiele. Personen werden auch "angesprochen", um sie für etwas zu gewinnen, eine Reaktion ist beabsichtigt. Persönliche Beziehungen können von solchen Aktionen leben, nicht nur von wechselseitigen

Gesprächen. Vergemeinschaftungen durch - zunächst - einseitige Kontakte treten aber auch auf, wenn Personen in gleicher Lage sind oder sich in gleicher Lage fühlen, von Vergemeinschaftungen in Wartezimmern, in Krankenhäusern, in Kneipen, auf Parties, in Verkehrsmitteln, in Firmen, in Schulen, auf Sportfesten etc. bis zu sozialen Verbindungen, die durch gleiches Geschlecht, gleiches Alter, gleiche Nationalität, gleichen Herkunftsort und nahegelegt werden. Einseitige Gespräche sind institutionalisiert in bestimmten dienstleistenden Berufen, wie Friseuren oder Masseuren, häufig auch Vertretern und Verkäufern. Kommunikation zur Bildung subversiver Vereinigungen, in geheimen Gesellschaften oder für Verschwörungen sind Extremfälle, sie beginnen damit, daß eine Person sich im Gespräch "offenbart". Sie haben ihre Vorläufer in der "normalen" Abgrenzung von Freundeskreisen, Cliques, sozialen, politischen und randständigen Gruppen, die sich einer jeweils eigenen Form der Kommunikation bedienen.

Ziele dieser Art von Mitteilung sind kommunikativ: einseitige verbale Äußerungen sollen der erste Schritt sein zur Vergemeinschaftung im Gespräch. Dies ist gleichzeitig der Versuch, zu einem Austausch von Informationen zwischen gleichen (und freien) Gesprächsteilnehmern zu kommen; zugrunde liegt ein Modell der Sozialbeziehung zwischen *Gleichen*⁵.

(4) *Einseitige Kommunikation in Autoritätssystemen*. Sie verlangt die Absicht, soziale Ungleichheit zu festigen, indem sie Personen in hierarchisch höheren Positionen mit mehr Rechten ausstattet, sich durch Rede darzustellen. In Feudalgesellschaften spricht der Ranghöhere als erster oder überhaupt nur er, das Anciennitätsprinzip gibt dem Dienstälteren Privilegien, z. B. das erste und manchmal auch das letzte Wort - kein anderes soll danach mehr folgen. Die autoritäre Familie weist dem Vater das Wort bei wichtigen Entscheidungen zu, gewöhnlich auch bei Tische, die Kinder haben zu schweigen. In Herrschaftsorganisationen spricht der Chef, bestimmt der Vorgesetzte, entscheidet der Ranghöhere; Kommentare der Adressaten, gar Widerspruch und Kritik werden als nicht herrschaftskonform empfunden, in manchen Organisationen oder unter gewissen Umständen - etwa bei der Urteilsverkündung vor Gericht, bei dienstlichen militärischen Befehlen - ganz unterdrückt. Das Recht der freien Meinungsäußerung, auch Untergebener, ist ein Gleichheitsrecht, das die Hierarchie in Frage stellt, die durch einseitige Kommunikation etabliert wird.

⁵ Die vergemeinschaftende Funktion von *Klatsch* ist von Jörg Bergmann (1987) untersucht und beschrieben worden; siehe dazu auch Fritz Schütze, 1977, 19-26. In beiden Ausarbeitungen wird die Einseitigkeit der Information aber nicht reflektiert. Gerüchte (Allport, Postman 1948) haben ähnliche einseitige Kommunikationswege, wenngleich zur Aufrechterhaltung der Kommunikation auch "Austausch-Symbolik" erforderlich erscheint.

Einseitige Mitteilungen sind aber auch die Selbstdarstellungen von Rednern, die Predigten von Geistlichen, bei denen verbale Entgegnungen nicht erwartet oder honoriert werden.

Diese Art von einseitiger Mitteilung hat die Funktion der Errichtung, Bestätigung oder Festlegung sozialer *Hierarchien*, mithin sozialer Ungleichheit, die in Herrschaftssystemen zur Bestätigung der Ungleichverteilung der expressiven Sprache führt, der Möglichkeit zur Selbstdarstellung und der damit verbundenen Privilegien einerseits und zu deren Repression zum anderen.

Einseitige Kommunikation als Prozeß. Wie ersichtlich, kann man expressive, orientierende, kommunikative, auf soziale Gleichheit und hierarchische, auf soziale Ungleichheit ausgerichtete Funktionen einseitiger Kommunikation unterscheiden. Um zu erklären, wie sie überhaupt zustande kommt, muß man beachten, daß jede dieser Funktionen, wenn sie als einseitige Mitteilung in Erscheinung tritt, sich auch gegen die ihr entgegengesetzte durchgesetzt haben kann. Dann überwindet das Expressive der einseitigen Mitteilung die äußere, soziale oder die schon verinnerlichte Repression, die den Selbstausdruck verhindern will. Die kommunikative Funktion versucht, die sozialen Unsicherheiten sozialer Veränderungen zu bewältigen, die Desorientierungen, die aus ihnen entstehen. Die Herstellung von Gleichheitsbeziehungen durch verbale Kommunikation kann gesehen werden auf dem Hintergrund etablierter Hierarchien, Ungleichheit und Autorität. Der Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der sie korrigierenden Intention kann Antrieb sein, die gegebene oder als gegeben empfundene Situation zu überwinden, oder aber, sie zu verteidigen: daraus entsteht die einseitige Rede.

V. Anwendungsgebiete rezeptiver Interviews

Es sind zunächst alle Bereiche, in denen einseitige Kommunikation auftritt. Besonders geeignet sind sie für Umstände, in denen ihre Besonderheiten wirksam werden können: erstens ihre *explorative* Kapazität - von allen sozialen Verfahren enthalten rezeptive Interviews die meisten durch die Informanten selbst bestimmten und auf sie selbst bezogenen Inhalte, zweitens die *Natürlichkeit* des Forschungsverfahrens, das auch die Natürlichkeit der zu erforschenden Umstände respektiert, und drittens die Möglichkeit einer *verdeckten* Informationsgewinnung. Seine explorativen Fähigkeiten machen das rezeptive Interview besonders geeignet für Aufklärung in Bereichen, die der Forschungsperson fremd sind; seine Natürlichkeit läßt Untersuchungsartefakte gar nicht erst entstehen und die verdeckte Nutzung macht es besonders geeignet zur Erforschung sensibler Themen.

Problemgruppen für Sozialforscher sind zumeist *Randgruppen*, sofern sie ihnen nicht angehören, Subkulturen, spontane, geheime oder in ihren Verhaltenskodices abweichende Vereinigungen, Sekten, die meisten ethnischen Gruppen, Ausländer, besonders aus Entwicklungs- und Schwellenländern. Zu den schwierig zu erforschenden Gruppen gehören häufig auch solche, die im Sozialstatus, in ihrer beruflichen oder Freizeittätigkeit oder auch im Alter von den "normalen" Lebenswelten unterschieden sind: sehr hohe und sehr niedrige soziale Schichten, Personen mit ausgefallenen Berufen, Kinder und sehr Alte, alle, die durch ihre geistigen und sozialen Dispositionen nicht erreichbar sind durch formale Forschungsverfahren wie Fragebogenerhebungen.

Sensible Themen liegen in Bereichen, die durch öffentliche Moral und die jeweiligen Herrschaftsverhältnisse in das Private abgeschoben oder tabuisiert werden: die eigene Emotionalität und Sexualität, die eigene ökonomische Lage, politische Einstellungen gegenüber dem Staat, gegenüber anderen Kulturen ("Ausländerfeindlichkeit"), gegenüber der Vergangenheit ("Faschismus"), gegenüber Juden ("Antisemitismus")⁶. Für Forschung in kriminellen Milieus und geheimen Gesellschaften sind, sofern überhaupt Zutritt möglich ist, die unauffälligen Methoden der teilnehmenden Beobachtung und des rezeptiven Interviews noch am besten geeignet.

Ganz besonders passend ist das Verfahren in solchen Situationen, die einseitige Kommunikation produzieren, vor allem bei persönlichen und sozialen *Krisen*, in politischen, religiösen, militärischen *Herrschaftsverbänden* und in Arbeits-Organisationen.

Schließlich läßt sich die Methode sehr gut mit anderen Forschungsverfahren kombinieren: im Rahmen von Projekten mit qualitativen-heuristischen Methoden wurden bisher zahlreiche rezeptive Interviews aufgenommen⁷.

⁶ Der Historiker Volker Berbusse hat in einem Vortrag bezweifelt, ob "latenter" Antisemitismus durch repräsentative Meinungsforschung mit ortsfremden Interviewern überhaupt erfassbar sei und statt dessen als Methode "vermittelte Alltagskommunikation" ("Stammtischgespräche") vorgeschlagen (1987). (Zum Latenzbegriff in der Soziologie siehe Bergmann, Erb 1986). - Man muß sich auch fragen, ob Meinungsforschung in der "Intimspähre" nicht deswegen zu geschönten Ergebnissen führt, weil sich fremde Interviewer nach Privatem erkundigen: von Friedeburg hat z.B. festgestellt, daß 85 % der Verheirateten in der Bundesrepublik "mit der Ehe zufrieden" sind und daß die Ehe "eine beachtliche Stabilität" habe (1953, 21, 32).

⁷ Beispiele für rezeptive Interviews in Arbeitsorganisationen: mit Managern, Bankkaufleuten, Frauen an Computerarbeitsplätzen, Metallfacharbeitern, Hilfsarbeitern, Haushaltshilfen, arbeitslosen Frauen. In der Ausländerforschung: mit Türken; mit deutschen Frauen, die mit Türken befreundet oder verheiratet sind. In der Sexualforschung: mit Männern und Frauen über Sexualbeziehungen, mit Rentnerinnen über Erotik und Sexualität.

VI. Problembereiche

Sie beziehen sich auf Feldarbeit und Dokumentation, da sich hier das rezeptive Interview von anderen qualitativen Verfahren unterscheidet. In der Praxis sind vornehmlich drei Themen erklärungsbedürftig.

Planung. Forschungspersonen überlegen sich Forschungspläne, um sich eine Übersicht zu verschaffen über die Gegenstände, Vorgehensweise, Methoden, den Umfang der benötigten Daten, die Zeit und die Kosten eines Projektes u.a.. Werden Fremdmittel beantragt, sind zumeist detaillierte Angaben über alle beabsichtigten Forschungsschritte vorzulegen. Nun ist eine im Voraus vorgenommene, präzise Festlegung der Verfahren und des Aufwand mit einer Forschungsabsicht schwer vereinbar, die unbekannte Zusammenhänge aufklären will; erfahrene Forschungspersonen können aber den Aufwand bei der Feldarbeit ungefähr abschätzen und schließen sich in solchen Fällen den für Geldgeber meist unproblematischen Gepflogenheiten bei der Beantragung quantitativer Forschung an, nämlich die Angabe einer Zahl für geplante Interviews, so, als ob Sozialforschung durch die Menge erstellter Daten zu charakterisieren wäre. Bei der "Planung" von rezeptiven Interviews kommt aber auch die kenntnisreiche Forschungsperson in Schwierigkeiten. ForscherInnen können sich nur in Umstände begeben, in denen ihnen etwas mitgeteilt werden kann, können offen dafür sein und hoffen, daß auch "ihr" Thema darunter ist, werden sie angesprochen. Natürlich kann Offenheit signalisiert werden und wenn verabredungsgemäß die Meinung einer Person über einen bestimmten Sachverhalt eingeholt wurde - etwa bei einem Fragebogeninterview - dann ist es nicht unüblich, daß sie noch weiterhin davon redet; sicher ist das nicht. Anders gesagt: rezeptive Interviews werden spontan gegeben, man kann sie nicht planen. In Forschungsplänen sollten sie deswegen nicht mit einer bestimmten Zahl eingesetzt werden, sondern nur als "soweit möglich".

Dokumentation. Manchmal sind die Mitteilungen in rezeptiven Interviews kurz, manchmal aber auch sehr ausführlich. Wie kann sich die Forschungsperson alles Gesagte merken? Sie kann sich nicht "alles" merken, aber, bei einiger Übung, alles in dieser sozialen Situation Relevante. Was jemand gesagt hat, soll *so gut als möglich* und in seinen eigenen Worten wiedergegeben werden. Der soziale Kontext ist wichtig, das, was der Empfänger der Nachricht verstanden hat, nicht die Formulierungseinheiten, es sei denn, an "strategisch" wichtigen Stellen. Für linguistische Analysen verwenden wir diese Aussagen nicht, die Form von Mitteilungen können auch auf andere Weise erforscht werden, etwa die sprachlichen Besonderheiten des Alters, des Geschlechtes, der Schicht oder der Region durch Samples von anderen Personen mit diesen

Kennzeichen. Zur Erleichterung der Gedächtnisarbeit des/der InterviewerIn sollen die Aussagen *sobald als möglich* notiert werden, spätestens am selben Abend.

Ethik. Forschungspersonen können Fragen haben, ob, aus moralischer Sicht, Informationen aus rezeptiven Interviews für wissenschaftliche Arbeiten verwandt werden dürfen. Die Schwierigkeit wird zumeist darin gesehen, daß der/die InformantIn nichts vom beabsichtigten Gebrauch der Aussage *weiß* und der Weitergabe einer vielleicht vertraulichen Mitteilung nicht zustimmen würde. Rechtlich ist ein solcher Vorgang unproblematisch. Das "Bundesdatenschutzgesetz" vom 20. Dezember 1990 schützt den einzelnen als Person, nicht die Aussage. Das heißt, die Aussage kann verwandt - und veröffentlicht - werden, sofern sie von der Person gelöst ist, sie nicht durch die Aussage identifiziert wird. Daran haben qualitative Sozialforscher ohnehin kein Interesse. Auch verbietet das Gesetz nicht, daß eine Person ihre Kenntnisse und ihren Horizont erweitert oder ihre Beurteilungsfähigkeit verbessert durch die Information einer anderen Person - auch einer wissenschaftlich forschenden Person ist das nicht verboten. Richtigerweise geben sich SozialforscherInnen nicht schon dann mit einem sozialen Problem zufrieden, wenn die Rechtslage klar ist. Ist die Verwendung von Aussagen, die auf diese Weise zustande kommen, *moralisch* gerechtfertigt? Ich habe mich in einer Forschungsnotiz "Anmerkungen zur Ethik bei verdeckter Forschung" damit befaßt (in diesem Band abgedruckt) mit dem Ergebnis, daß die Frage verallgemeinert werden muß und zu einer Abwägung des Nutzens von entdeckender Sozialforschung im allgemeinen führt - was auch auf diesen besonderen Fall zutrifft.

VII. Das rezeptive Interview im Vergleich mit anderen Forschungsmethoden

Es steht durch die Art der Datengewinnung in Beziehung zu Alltagstechniken und zu anderen Methoden der qualitativen Sozialforschung.

Als *qualitatives Verfahren* hat das rezeptive Interview mit anderen qualitativen Methoden gemein, daß es "offene", von der Forschungsperson nicht vorstrukturierte Daten erbringt. Die Verarbeitung der Daten ist aber nicht hermeneutisch-deutend, sondern explorativ oder heuristisch mit dem Ziel der Aufdeckung von gesellschaftlichen Bedingungen und Strukturen. Für die Analyse der Daten gelten die gleichen Regeln wie für alle qualitativ-heuristischen Verfahren ("Analyse auf Gemeinsamkeiten", "Dialogkonzept").

Die Haltung der Forschungsperson bei der Datenaufnahme ist ähnlich "rezeptiv" wie bei der *teilnehmenden Beobachtung*. Auch kann das rezeptive Interview, wie sie, offen und verdeckt angewandt werden. Der Unterschied

liegt darin, daß das *rezeptive Interview* sprachlich gefaßte Informationen produziert, die für die Forschungsperson selbst bestimmt sind, während die teilnehmende Beobachtung alle erlebbaren Vorgänge - verbal oder nicht verbal - zum Gegenstand hat, die dann von der Forschungsperson in Sprache umgesetzt werden; dabei kann sie auch gesprochene Worte notieren. Die Protokolle von *rezeptiven Interviews* sind immer verbal, von Beobachtungen zumeist verbalisiert.

Als *rezeptives Verfahren* scheint die Methode vergleichbar zu sein mit anderen, in denen auch Informationen "aufgenommen" werden, etwa bei der Untersuchung von *Massenmedien*. Diese findet jedoch ohne den direkten sozialen Kontakt mit der Informationsquelle statt, wie er beim *rezeptiven Interview* erforderlich ist.

Durch die Nutzung der einseitigen verbalen Kommunikation ist das *rezeptive Interview* verwandt mit dem *offenen Interview*. Beim *narrativen* wird die zu befragende Person aufgefordert, eine Geschichte zu erzählen über ein sie betreffendes Thema: in der *Biographieforschung* über ihr Leben. Solche Interviews müssen verabredet werden, sie sind nicht verdeckt zu führen, die Themenformulierung stammt von der Forschungsperson, wie auch die Aufgabe, eine Geschichte zu erzählen: *rezeptive Interviews* unterscheiden sich nach diesen Merkmalen von *narrativen*⁸.

Die *nicht-direktiven Interviews* werden ebenfalls verabredet. Hier handelt es sich um eine Interviewtechnik, bei der das Gespräch dadurch "einseitig" wird, daß der Interviewer dem Befragten erlaubt, seine eigene Interpretation des Themas vorzutragen und ihn dabei unterstützt. Zusammen mit den *narrativen Interviews* sind die *nicht-direktiven* die "offensten", am meisten "befragtenzentrierten" Interviewformen; sie setzen aber das Einverständnis der befragten Person voraus, daß eine "Befragung" stattfindet und verändern die natürliche Situation entsprechend, während das *rezeptive Interview* die

⁸ Der Ausdruck wurde 1959 verwendet (Bingham, Moore), Fritz Schütze hat eine bestimmte Form des Verfahrens beschrieben (1977). Die Forschungstechnik kann bis zu der berühmten biographischen Erzählung im "Polish Peasant" zurückverfolgt werden (Thomas, Znaniecki, 1918-20). Neuere Ansätze, wie die von Thomas Heinze, Hans-W. Klusemann (1978), Dieter Baacke (1978), Heinze u.a. (1980) und von Peter M. Wiedemann (1986) sind zu beachten. Bei der Lektüre veröffentlichter Erzählungen fällt auf, daß es sich häufig um freie Interviews handelt, bei denen der Interviewer durch Thematisierung und Zwischenfragen oft beträchtliche Einflüsse auf die Mitteilung ausübt. Zur Biographieforschung siehe Wolfgang Voges (1987). Christa Hoffmann-Riem hat zahlreiche narrative Interviews in der Familienforschung (1984) und in der Ausländerforschung (unveröffentlicht) verwandt.

unreflektierte, natürliche Sprechsituation der einseitigen Mitteilung einfängt⁹.

Verwandt mit dem rezeptiven Interview sind auch die klassischen *psychoanalytischen* Techniken. Nach der "psychoanalytischen Grundregel" Sigmund Freuds soll der Patient dem Analytiker alles mitteilen, was ihm in den Sinn kommt, auch wenn es ihm unangenehm, unwichtig oder unsinnig erscheint (1938, 99). Auch sei es wünschenswert, daß er vom "Hundertsten ins Tausendste" komme (Freud, 1904, 5). Gefordert wird eine extrem offene, einseitige Mitteilung, allerdings ist sie nicht alltagsweltlich-spontan, sondern wird gegeben aufgrund einer "Verpflichtung" des Patienten zur kritiklosen Selbstbeobachtung; letzteres unterscheidet die Technik vom rezeptiven Interview, das stärker sozial bestimmt ist und, durch die Erzählung, auch Soziales konstituiert.

Alle Formen von *Interviews, Gesprächen und Dialogen* haben Ähnlichkeit mit dem rezeptiven Interview durch die verbale Form der Mitteilung und die gleichzeitige Anwesenheit beider Kommunikationspartner; sie sind jedoch von ihm verschieden durch die vergleichsweise aktive und manchmal bestimmende Rolle des Befragers. Dies ist auch bei Carl Gustav Jungs "*Assoziationsmethode*" der Fall, bei der ein Therapeut Reizwörter vorgibt, auf die der Klient reagiert.

Die Dominanz des Lehrers im Unterricht, die zu (herrschaftsbedingter) einseitiger Kommunikation führt, hat man in der Pädagogik durch Rückgriff auf die *sokratische Methode* zu überwinden gesucht, die als Anleitung zum Selbstdenken des Schülers verstanden wird. Die "Frage" wird dabei in ein "Infragestellen" transformiert. Beim rezeptiven Interview hat sich jedoch dem Informanten eine Frage schon selbst gestellt und er hat auch die Antwort parat, die er mitteilt¹⁰.

Einseitige Informationen haben verschiedene "Empfänger". Sie können

⁹ Die später "weich" oder auch "permissiv" genannten Interviews (Scheuch 1973, 95, Atteslander 1969, 80) gehen auf die Hawthorne-Untersuchungen der 20er Jahre zurück, die auch für die Entwicklung von Methoden der empirischen Sozialforschung wichtig sind (Roethlisberger, Dickson 1956, 270-291, zuerst 1939). Sie galten den Autoren, nach vielen Versuchen, als ein normales, der betrieblichen Praxis am besten angemessenes Interviewverfahren, nicht als ein "weiches". - Die "nicht-direktive" Befragung wurde von Carl R. Rogers aus der Praxis der Beratung und der (Gesprächs-) Therapie für die Sozialforschung vorgeschlagen (1945, 1972), dabei wird der Klient durch die Betonung des Vertrauensverhältnisses zu ihm ("rapport") ermuntert zur offenen Mitteilung gegenüber dem Therapeuten. Das nicht-direktive Interview wurde in den 60er Jahren auch in der nordamerikanischen soziologischen Literatur rezipiert (Dohrenwend, Richardson 1963, Richardson u.a. 1965).

¹⁰ Zur "*sokratischen Methode*" siehe Leonard Nelson (1970), Gustav Heckmann (1980), P. Heintel, Th. Macho (1983).

an anwesende, aber auch an abwesende Personen gerichtet sein (*Briefe, Telegramme, Faxe*). Ebenfalls können sie bestimmt sein für die mitteilende Person selbst (*Notizen, Tagebücher*). Hier gehen sie leicht über in wechselseitige oder dialogische Mitteilungen (*Selbstgespräche, dialogisches Denken*). Beim rezeptiven Interview ist jedoch stets die Forschungsperson präsent; eine einseitige Information wird ihr durch eine bestimmte andere anwesende Person "persönlich" gegeben.

Es scheint gerechtfertigt, das rezeptive Interview als *besonderes* Verfahren der qualitativ-heuristischen Sozialforschung zu behandeln.

VIII. Beispiel eines rezeptiven Interviews und seine Analyse

Ein Student der Soziologie war während der Ferienmonate als Hilfsarbeiter tätig. Er wurde von einem Arbeitskollegen ("Georg S."), ungelernter Chemiearbeiter, 28 Jahre, am Arbeitsplatz während einer Arbeitspause folgendermaßen informiert (die Sätze sind nummeriert, fragende Haltung des Interviewers steht als (?):¹¹

(1) Donnerstag hab' ich ja 'ne Sozialarbeiterin rausgeschmissen. (?) (2) Ja. Ich komme nach Hause, sitzt da so eine Frau die ich nicht kenne, mit meiner Frau und der Lütten in der Stube und stellt der irgendwelche Fragen. (3) Ich sag': "Was ist hier denn los?" (4) Sagt sie, daß sie von der Sozialbehörde kommt und mal gucken wollte, ob die Lütte auch genug zu essen kriegt. (5) "Was?" sag' ich; hab' sie dann gefragt, wer denn sowas sagt, hat sie aber nicht gesagt. (6) Ich meine, die Lütte ("Kleine") hat irgendwie in letzter Zeit nicht genug zugenommen, das hat uns der Kinderarzt ja letztes Mal gesagt, aber wir haben ihm dann gesagt, was sie kriegt, und da wußte er dann auch nicht, woran das liegt. (7) Und was für Fragen die stellen: wieviel ich verdiene, wann ich gewöhnlich nach Hause komme, ob ich Bier trinke und all so was. (8) Ich frag' dich: "was hat das damit zu tun, ob die Lütte richtig ernährt wird?" (9) Hab' ich sie gefragt, ob wir die Fragen eigentlich beantworten müssen, und ob sie überhaupt das Recht hat, einfach bei uns in die Wohnung zu kommen. (10) Meint sie, sonst muß sie eben mit der Polizei wiederkommen. (11) Hab' ich gesagt: "Raus! Das werden wir ja noch sehen." (12) Und als ich wiederkam, standen die schon vor der Tür. (?) (13) Ja, die Sozialarbeiterin hatte mich ja losgeschickt, ich sollte da noch was besorgen für die Lütte, zumindest waren die da schon da. (14) Die wollte ich auch nicht 'reinlassen, aber der eine Polizist hat dann gesagt, daß das nur Scherereien gibt. (15) Dann bin ich gleich zu meiner Nachbarin rüber, sie sollte mal mit zu uns 'reinkommen, damit ich einen Zeugen habe, naja, man weiß ja nie, was die nachher so behaupten ... (16) Nee, sag' mal selber, das ist doch wohl nicht normal, daß die da einfach bei dir 'reinkommen und dann in den Küchenschränken

¹¹ Die Interviews mit "Georg S." und "Ulrich P." wurden von Eckhardt Dingwort, die mit "Ute F." von Sylvia Wellhausen im Rahmen eines soziologischen empirischen Praktikums am Institut für Soziologie der Universität Hamburg erstellt. Die Befragten, deren Namen geändert wurden, haben der Veröffentlichung ihrer Aussagen zugestimmt, ebenfalls die beiden Forschenden.

nachgucken, ob da auch genug Babynahrung ist. (17) Aber die haben sich gewundert, ich kaufe nämlich gleich für einen ganzen Monat, da waren ganze Kartons voll. (18) Aber das werde ich auch noch 'raus kriegen, wer das war; ich hab' da auch schon jemanden im Verdacht. (Wen?) (19) Nee, laß mal, aber das ist auf alle Fälle noch nicht erledigt.

Die Methodologie qualitativer Sozialforschung verlangt, daß ein bestimmtes Thema - hier die Lebenswelt von Hilfsarbeitern - durch maximal *verschiedene* Perspektiven beleuchtet wird. Man muß also (was hier auch geschehen ist) *mehrere* rezeptive Interviews und auch weitere Informationen, die mit *anderen* Verfahren gewonnen sind, zum gleichen Gegenstand sammeln und auf *Gemeinsamkeiten* analysieren. Das Analyseverfahren kann aber auch an drei Einzelfällen gezeigt werden.

Man beginnt mit *Fragen* an den Text, die *Antworten* des Textes hervorbringen. Die Fragen ergeben sich aus der (vermutlichen) Eigenart des Textes, so wie man ihn nach dem ersten Lesen einschätzt, als *vorläufige* Näherung an den Text. Die Antworten führen dann wieder zu neuen Fragen, bis der ganze Text "aufgelöst" ist ("Dialogprinzip").

Der Text läßt vielerlei Fragen zu, etwa nach seiner sprachlichen-linguistischen Form, nach der Eigenart der Bilder, nach seinem Aufbau etc. Wir fragen, zur Abkürzung des Verfahrens, nur nach den *Inhalten*.

Zunächst wird man ausprobieren. Unterschiedliche Fragen ergeben unterschiedliche *Mengen* an Antworten. Man wird versuchen, aus arbeitsökonomischen Gründen nicht zu viel, aus Informationsgründen nicht zu wenig "Reaktionen" des Textes zu erhalten. Zumeist ist es ein guter Beginn, sich nach den handelnden *Personen* zu erkundigen, sie aufzulisten und zu fragen, wie sie jeweils charakterisiert werden. Sind es zu viele Personen, wird man nur nach den Hauptakteuren fragen. Dieses Verfahren wäre bei dem vorliegenden Text etwas umständlich, da er offensichtlich einen *Konflikt* zwischen *Personen* behandelt. Deswegen machen wir diesen sogleich zum Thema.

Frage: Welche Personen bzw. Gruppen stehen miteinander in Konflikt?

Antwort und Analyse: Auf dem ersten Blick ist die Familie des Erzählers Georg S. konfrontiert mit Sozialbehörde und Polizei, jeweils vertreten durch ihre Repräsentanten, die Sozialhelferin und Polizisten. Georg S. und Frau S. reagieren aber ganz unterschiedlich: Georg S. leistet Widerstand, Frau S. kooperiert, so daß man sagen kann, daß der Konflikt durch Georg S. erzeugt wird oder sich an ihm verdeutlicht: *einer gegen alle*.

Frage: Wie verläuft der Konflikt? *Antwort und Analyse:* Der Kinderarzt sagt, die Kleine nimmt nicht genügend zu (Satz 6) - Georg S. kommt nach Hause, findet die Sozialarbeiterin vor, Wortwechsel, er wirft sie hinaus (1-5, 7-11) - Georg S. besorgt etwas im Auftrag der Sozialarbeiterin (13), die Polizei

kommt, Georg S. holt die Nachbarin als Zeugin, es wird durchsucht (12, 14-17). - Georg S. hat einen Verdacht (18, 19). Die Geschichte gliedert sich in Abschnitte, die ohne inneren Bezug nebeneinander stehen. Georg S. sieht nicht, wieso die Angabe des Kinderarztes mit dem Auftreten der Sozialarbeiterin und diese mit der Polizei in Verbindung stehen, er sieht nicht, warum er weggeschickt wird (wohl, damit die Sozialarbeiterin nach der Polizei telefonieren kann): die Geschichte *besteht aus unverbundenen Episoden*.

Frage: Wie handelt Georg S.? Antwort und Analyse: Er schmeißt raus (1), kommt nach Hause (2), er sagt etwas zu anderen, die anderen sagen etwas zu ihm, es gibt Streit (3-11). Er wird losgeschickt (13), will die Polizisten nicht reinlassen (14), holt die Nachbarin (15), muß Durchsuchung dulden (16), hat einen Verdacht (18). Das ist direktes physisches und verbales Handeln, gegen Personen gerichtet oder von ihnen veranlaßt, gegen Georg S. gerichtet. *Georg S. handelt unmittelbar und direkt, ist aggressiv, setzt sich durch, erleidet dann eine Niederlage durch Zwang.* Zusammen mit der Analyse der ersten Frage: *Georg S. ist ein Einzelkämpfer.*

Frage: Wie sieht die Welt des Georg S. aus? Antwort und Analyse: Die Sozialarbeiterin kommt einfach in die Wohnung (9), stellt "irgendwelche" Fragen, "was für Fragen" (2, 7), wird rausgeschmissen, schickt Georg S. weg, kommt mit der Polizei wieder. - Die Polizisten werden nicht reingelassen, einer droht Scherereien an (14) die Sozialarbeiterin und/oder die Polizisten suchen in den Schränken (15). Der Unbekannte sagt, daß das Kind nicht genug zu essen kriegt (5), aber Georg S. wird rauskriegen, wer es ist (18). - Der Kinderarzt sagt, das Kind nimmt nicht genug zu, weiß aber auch nicht, woran das liegt (6) - alle Personen handeln jeweils für sich, die Sozialarbeiterin, die Polizisten, der Unbekannte. Diese handeln aggressiv gegen Georg S., die Nachbarin wird zu seiner Unterstützung geholt. Der Kinderarzt weiß nichts. *Alle Personen sind Einzelkämpfer.* - Außer den Menschen gibt es noch *einige Objekte*: Küchenschränke und volle Kartons Babynahrung (16, 17). *Auch Menschen können Objektcharakter haben.* Als bloß passive Existenzen beschrieben werden Frau S., der Fragen gestellt werden, und das Kind, das nicht zu-nimmt.

Frage: Wie differenziert werden Akteure dargestellt? Antwort und Analyse: (Wir stützen uns vor allem auf die Informationen aus Frage 4) Die Sozialarbeiterin ist "so eine Frau, die ich nicht kenne" (2). Die sagt, daß sie "von der Sozialbehörde kommt" (3) und Fragen stellt, rausgeschmissen wird, aber wiederkommt. Sie wird nur in ihrer Rolle gesehen, desgleichen auch die Polizisten, der Kinderarzt, die Nachbarin, ebenso das Kind: es sitzt in der Stube (2), hat nicht zugenommen (6), aber es sind Kartons Babynahrung da (17). Ist das alles, was man über seine Tochter sagen kann, selbst in diesem

Zusammenhang? Ist das alles über die Sozialarbeiterin, die anderen Akteure? Man kann folgern: Die Akteure werden einseitig geschildert, auf ihre Rolle in der Geschichte reduziert, *stereotypisiert*. Die Sozialarbeiterin kontrolliert, die Polizei forciert den Zugang, der Kinderarzt stellt fest, aber weiß nicht warum, die Nachbarin bezeugt, das Kind nimmt nicht zu. Die Dargestellten sind nicht *Individuen*, sondern *Klischees*.

Frage: Was versteht Georg S. nicht? *Antwort und Analyse:* Er versteht nicht oder gibt an, nicht zu verstehen: "Was ... hier denn los ist (3), was die gestellten Fragen sollen (2, 7, 8), ob die Fragen beantwortet werden müssen (9), ob die Sozialarbeiterin das Recht hat, in die Wohnung zu kommen (9), ob die Polizei wirklich kommt (11), ob er die Polizei reinlassen muß (14), ob die Polizei einfach reinkommen kann (16). Nicht nur Georg S. durchschaut die Sache nicht, auch die Durchsucher wundern sich (17). Das heißt: Georg S. versteht nicht die *Handlungslegitimation*, die *Amtshilfe*, die Regeln, nach denen *Bürokratien* agieren, seine eigenen *Rechte*, den vermutlichen *Zusammenhang* zwischen Ernährungsstand der Tochter und Verhalten des Vaters. Er versteht *Abstraktionen* nicht (abstraktes Recht, "Rechte"), alles das, was nicht unmittelbar konkret anwesend ist und agiert, er versteht nicht *Kausalbeziehungen*, nicht *Verbindungen zwischen Ideen*. Georg S. kämpft gegen die *Institutionen* und gegen *Abstraktheit*. Er kämpft vergebens.

Zusammengefaßt: Die Fragen erbringen Antworten, die zeigen, in welcher Weise Georg S. lebt: Er ist ein Einzelkämpfer, umgeben von anderen Einzelkämpfern, mit denen er jeweils in unmittelbare persönliche aggressive oder defensive Kontakte tritt, die zu Einzelepisoden führen. Seine Welt ist in Segmente oder Teile zerfallen, die untereinander nicht in Beziehung stehen. Abstraktheit, Zusammenhänge, die nicht konkret und unmittelbar sind, finden sich nicht in dieser zerteilten, auf kleine Handlungseinheiten reduzierten Umwelt. Bürokratien, "Systeme" versteht er nicht, weil er Abstraktheit nicht versteht. Er schildert sich als Held, als "echten Mann"¹², der erlebte Bedrohung durch nahezu physische Aktionen zu eliminieren sucht, der Konflikte auch mit Stärkeren nicht scheut. Aber er ist ein Opfer.

Die Analyse bezieht sich zunächst auf die Niederschrift der Geschichte, die Georg S. erzählt. Sie versucht, die Struktur des Berichtes aufzudecken und "erklärt" ihn dadurch. Da aber die Struktur nicht aus der Geschichte stammt, sondern vom Autor - es ist *seine* Geschichte - und der Autor nicht

¹² Das durch kontrollierte Aggression, Egozentrismus, physische Kraft und Handlungspotenz bestimmte Konzept des Einzelkämpfers in einer bedrohlichen Umwelt war schon in den 50er Jahren die Leitvorstellung für den "echten Mann" (Kleining 1959). Wenn sich etwas verändert hat, dann wahrscheinlich das Absinken dieser Verhaltensweisen in tiefere soziale Schichten.

als Individuum ein Erzählmuster erfindet, sondern dieses für ihn durch seine Auseinandersetzung mit der Umwelt unhinterfragt als "selbstverständlich" gegeben ist, dürfen wir den Schluß von der Struktur der Geschichte auf die Struktur der Lebenswelt wagen.

IX. Ein zweites rezeptives Interview: Protokoll und Analyse

"Ulrich P.", ebenfalls Arbeiter, hat vermutlich Schiffbauer gelernt und erzählt nach Feierabend beim Bier im Aufenthaltsraum der Firma demselben Interviewer, der auch das vorher besprochene Protokoll erstellt hat, im Laufe einer längeren Unterhaltung folgende Geschichte¹³:

(1) Mann, ist da noch so eine Sache, das darfst du hier aber niemandem erzählen. (2) Inge ist nämlich noch verheiratet; ich hatte dir ja mal von dem Fixer erzählt, mit dem sie vorher zusammen war. (3) Na ja, weißt ja, die brauchen eben immer viel Kohle, und da hat sie dann so eine Scheinheirat mit einem Türken gemacht, da haben die 5000 für gekriegt. (4) Und jetzt wollen wir ja heiraten, und da gibt es nun trouble. (5) Inge hatte nie was mit dem zu tun, die haben sich nie gesehen, und das ist schon Jahre her, aber irgendwie hat der Idiot sich nicht um seine Papiere gekümmert. (6) Der Anwalt, da waren wir jetzt vor einem Vierteljahr und haben uns erkundigt, hat uns das so erklärt, daß der auch ohne Ehe schon längst eine Arbeitserlaubnis oder Aufenthalt oder so gekriegt hätte. (7) Und dann haben wir uns an den Typ (Türken) gewendet und gesagt, daß er das mal klarmachen soll und so. (8) Dann hat er Ewigkeiten nichts von sich hören lassen, und letzte Woche ist der dann mit 'nem Kollegen gekommen, und da war dann gar nichts: Er will keine Scheidung. (9) Der hat irgendwas gesponnen, vonwegen Ärger mit seinem Bruder, oder irgendso ein Kram; auf alle Fälle, daß er keine Papiere kriegt. (10) Sag' ich zu ihm: "Alter, spinn' mich hier nicht voll, das interessiert mich überhaupt nicht, Ende nächster Woche hast du das klargemacht; wenn nicht, gehe ich zur Ausländerpolizei, dann bist du ganz schnell in der Heimat". (11) Nee echt, da kenn' ich gar nichts, den zeige ich an, anonym. (12) Inge natürlich gleich losgeflennt, das kann man nicht machen und so, weißt ja wie die Frauen sind. (13) Nee, nee, nachher kriegt Inge das Kind und ich kann dann vor Gericht um die Vaterschaft kämpfen, nee, nicht mit mir. (14) 2000 wird uns das kosten, aber das muß dann eben abgedrückt werden, nützt ja nichts. (15) Inge hat immer Angst, daß da noch was nachkommt. (?) (16) Ja, eben weil sie diese Scheinehe gemacht hat; ich sag' ihr immer: "Wir kriegen das schon hin"; kriegen wir auch, aber ist schon irgendwie ätzend, weißt du.

Das ist eine Erzählung über Probleme und Problemlösungen. Wir fragen nach den Problemen.

Frage: Welche Probleme hat Ulrich P. und wie ist es dazu gekommen?

Antwort und Analyse: Es gibt zwei Schwierigkeiten, von denen die zweite aus der ersten folgt: Freundin Inge hat eine "Scheinheirat mit einem Türken

¹³ Vgl. Fußnote 11

gemacht" (3) und "jetzt wollen wir ja heiraten, und da gibt es nun trouble" (4). Zu der "Scheinheirat" ist es gekommen, weil ein "Fixer", mit dem sie vorher zusammen war, "immer viel Kohle" brauchte. Die jetzigen Schwierigkeiten entstehen, weil Inge mit dem Türken noch verheiratet ist und nun offenbar ein Kind von Ulrich P. erwartet (13).

Das erste Problem liegt in der Differenz von wirklicher, *konkret vollzogener* Ehe, die nie eingegangen wurde (5) und dem *abstrakten* Recht des Ehevertrags. Ulrich P. scheint zu meinen, daß die konkrete Ehe, die nicht existiert, auch *keine Wirkung* haben sollte; tatsächlich erweist sich aber das abstrakte Recht als *effektiv*, da es dem Türken Zugang zu den Papieren ermöglicht und Inge mit neuem Freund in Schwierigkeiten bringt. Ulrich P. sieht die tatsächliche Ehe auch nur in ihrer *Teilfunktion*, nämlich als einen Umstand, der Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis für den Ehemann bringt. Und diese Teilfunktion als *tauschbar* in Geld. Nun erweist es sich aber, daß der Ehevertrag *viele* Funktionen besitzt, auch die, daß die Vaterschaft unehelicher Kinder festgelegt ist und daß die Rechte *nicht gekauft* oder verkauft werden können. Der Anlaß des Verkaufs, daß nämlich Fixer Geld brauchen, ist zwar *konkret* und damit nach vermutlicher Ansicht von Ulrich P. auch begründet, erweist sich aber nach dem abstrakten Recht als *illegal*.

Frage: Welche Lösungsstrategien versucht Ulrich P.? Antwort und Analyse: Die gleichen, die nach seiner Erzählung auch das frühere Problem "gelöst" haben: wenn der Freund viel Geld braucht, weil er fixt, verkauft man das Eherecht an einen Türken, der nur einen Teil - "die Papiere" - benutzt. Lösungsmöglichkeiten für das neue Problem, die Auflösung der so geschaffenen Ehe, sind drei.

Erstens, man erkundigt sich bei einem Anwalt und erfährt, der Türke hätte nach so langer Zeit Papiere auch ohne Ehe bekommen und sagt ihm, "daß er das mal klar machen soll" (5), also wohl: sich auf andere Weise Papiere zu beschaffen. Das kann sich natürlich nur auf die Zeit nach einer von ihm eingereichten Scheidung beziehen. Der Plan scheitert aber an Konkret-Persönlichem: der Türke will nicht (5). Er bezieht sich, ganz wie Ulrich P., nicht auf das abstrakte Recht, sondern auf eine *Person*, den Bruder, mit dem er dann Ärger kriegt. Das, offenbar, versteht Ulrich P. Seine *zweite* Strategie ist, den Türken unter Druck zu setzen. Ulrich P. greift ihn an: "Alter, spinn' mich hier nicht voll ...", setzt ihm eine Frist, droht ihm mit einer anonymen Anzeige (10). Dieser Plan scheitert (bzw. er wird vermutlich scheitern) an der zweiten Betroffenen: Inge will nicht. - In beiden Fällen versucht Ulrich P., eine Änderung des (abstrakten) *Rechtsverhältnisses* dadurch zu erreichen, daß er die (konkreten) *Personen* bearbeitet, die in die Sache verwickelt sind. Der erste Plan bringt aber den Türken in Schwierigkeiten, da das Aufenthaltsrecht für ihn in Gefahr ist, der zweite bringt Unheil für beide Schein-Ehe-Leute, nicht nur dem Türken, wie ihm angedroht. Inge hat demnach auch "immer

Angst, daß da noch was nachkommt" (15). Das Rechtsverhältnis erweist sich gegenüber beiden Plänen als stärker.

Die *dritte* Lösung wird mit "2000 wird uns das kosten" angedeutet. Hier können die Gerichtskosten gemeint sein bei einer Vaterschaftsklage. Trifft das zu, würde das Recht instrumentell genutzt und vermutlich mit Erfolg.

Frage: Wie sieht sich Ulrich P. selbst? *Antwort und Analyse:* Er ist ein Held, einer der es mit allen aufnimmt: mit dem Türken, den er bedroht, mit dem "Kollegen", der auch noch mitgekommen ist, ebenfalls und mit Inge, die er beruhigt (16). Beim Rechtsanwalt war er auch. Er weiß auch, wie die Probleme zustande gekommen sind und wie er sie lösen wird: "Wir kriegen das schon hin" (16). Dabei wirft er mit englischen Brocken herum ("trouble") und mit Geldbeträgen (5000, 2000), er hat eine Spezial-Alltagssprache: Die Fixer "brauchen viel Kohle" (3), Geld muß "abgedrückt" werden (14), den Türken nennt er ironisch "Alter", "dann bist du ganz schnell in der Heimat". Dem Interviewer vertraut er alles an, er darf es "hier niemandem erzählen" (1). Er sagt, "nee, echt" (12), um ihn ins Bild zu setzen, wird sich auch nichts gefallen lassen: "Nee, nee ... nee nicht mit mir" (14). Er weiß auch, wie die Frauen sind, bezieht den Gesprächspartner dabei ein: "sie flennen gleich los" (12). Er fühlt sich als *echter Mann*, der mit Menschen und Situationen umgehen kann, ist hier durchaus differenziert.

Frage: Was hält er von Institutionen, wie steht er zu ihnen? *Antwort und Analyse:* Er stellt sie nicht in Frage, will heiraten, damit Inges Kind seines wird (13), hält Arbeitserlaubnis und Aufenthaltspapiere für notwendig (6), die Ausländerpolizei für wirksam (10), das Gericht für die Instanz, um für die Vaterschaft zu kämpfen (13). Er lehnt Institutionen also nicht ab, ist wohl auch fähig, sie zu nutzen, *aber er versteht nicht, wie sie funktionieren.*

Zusammenfassend: Ulrich P. sieht sich mit einem Problem konfrontiert, das aus einem Fehlverständnis der Eigenart und der Wirkung des abstrakten Rechtes entsteht und zu einer Scheinehe geführt hat. Seine Umgebung besteht aus handelnden Menschen, die er in seinem Selbstverständnis von Männlichkeit und etwas prahlerischer Omnipotenz zu Handlungen zu bringen sucht, um diese Scheinehe aufzulösen. Seine Strategien richten sich auf *Konkretes*, auf *Menschen*, insofern auf *Teilaspekte*. Er entwickelt zunächst zwei Strategien, die jeweils am Widerstand der beiden unmittelbar Betroffenen scheitern und die an ihrer Illegalität scheitern müssen. Aber er sucht Rechtsberatung und kann sie wohl auch in seinem Sinne nutzen.

Die Gemeinsamkeit *beider* Erzählungen liegt, bei aller Unterschiedlichkeit, darin, daß ähnliche Probleme auf ähnliche Weise angegangen werden und dies mit ähnlichem Erfolg. Die Probleme entstehen aus der Differenz zwischen Zusammenhängen abstrakter Art, wie sie sich in Institutionen - Bürokratien bzw. dem Rechtssystem - manifestieren und den auf Einzelpersonen und deren Aktionen fixierten Aktionsräumen der Berichterstatter. Ihre Handlungsstrategien

zielen auf direkte Beeinflussung des Handelns der Personen durch aggressives bzw. defensives Tun, wobei sie "männliche" Dominanz anstreben und sie gegen "alle" auch zu erreichen suchen. Sie zeigen aber eine Verkürzung des Umgangs mit Personen, die sie bloß als Akteure und bloß in ihrer Rolle, die ihnen das Problem aufgibt, schildern, in diesem Sinne als Fragmente in einem eng begrenzten, nur auf unmittelbare Interaktion bezogenen Handlungsfeld. Daß damit Probleme nicht beseitigt oder gelöst werden können, die durch die Einwirkung institutioneller, systemischer, abstrakter Kräfte auf die erlebte Welt der Berichterstatter entstehen, ist dem analysierenden Forscher klar. Den Befragten ist der Konflikt ebenfalls deutlich geworden, Anlaß für sie, über ihn zu berichten.

Der Unterschied zwischen den beiden Erzählstrukturen liegt darin, daß der erste Berichterstatter, Georg S., von der Wirkung von Institutionen offenbar überrascht wird und sich nicht effektiv gegen sie wehren kann, während der zweite, Ulrich P., zwar auch die Zusammenhänge von Rechtsfragen nicht so recht erkennt, immerhin sich aber Institutionen anvertrauen will - der Ehe, der anonymen Anzeige, der Klage vor einem Gericht - und damit wohl auch Erfolg haben wird im Gegensatz zu den "unmittelbaren" Aktionen gegen den Türken und die Freundin Inge, die nichts bringen.

X. Drittes Beispiel eines rezeptiven Interviews

Die folgenden Informationen gab eine arbeitslose Diplom-Pädagogin, 34 Jahre, "Ute F.", im Anschluß an ein Fragebogeninterview über Frauenarbeitslosigkeit¹⁴.

(1) Mit der Berufstätigkeit von Frauen hat sich ganz schön was verändert. (2) Ich habe eine Freundin und kenne auch noch andere Frauen, die kleine Kinder haben und das erste Jahr nicht wieder arbeiten gegangen sind, sondern die Zeit mit den Säuglingen genießen. (3) Bei mir war das anders, ich hätte mir das ja nie gegönnt, weil ich gedacht habe, daß ich unbedingt arbeiten muß. (4) Damit ich nicht in die totale Mutterrolle abgedrängt werde. (5) Mittlerweile gehen die Frauen da wieder anders mit um, individueller. (6) Die Bestätigung liegt nicht mehr ganz so doll bei der Arbeit.

Später sagt sie noch:

(7) Also wenn ich zum Arbeitsamt gehe, sind die da ja immer total freundlich. (8) Ich werde sehr gut behandelt, sehr zuvorkommend. (9) Wenn Frauen aus dem Frauenhaus, Hilfsarbeiterinnen und so, zum Arbeitsamt mußten, wurden sie da ständig angemacht und völlig mies behandelt. (10) Die eine Freundin, auch Akademikerin,

¹⁴ Vgl. Fußnote 11

hatte mal vergessen, eine Bescheinigung hinzubringen, nach zwei Wochen fiel ihr das auf, war überhaupt kein Problem, das nachzureichen. (11) Doch wenn Frauen aus dem Frauenhaus mal was einen Tag später abgegeben haben, wurden sie gleich angemacht.

Der erste Text handelt von Veränderungen in der "Berufstätigkeit von Frauen", der zweite von ihrer unterschiedlichen Behandlung im Arbeitsamt. Wir befragen zunächst die erste Aussage:

Frage: Welche Veränderung schildert Ute F.? *Antwort und Analyse:* Sie selbst dachte (früher), daß sie unbedingt arbeiten mußte (3), um nicht in die "totale Mutterrolle abgedrängt" zu werden (4); mittlerweile, beobachtet sie, gehen Frauen, die kleine Kinder haben, "individueller" damit um (5), sie arbeiten nicht im ersten Jahr (2), die Bestätigung liegt "nicht mehr so doll bei der Arbeit" (6), sie gönnen sich etwas (Negation von (3)), genießen die Zeit mit den Säuglingen (2). Geändert hat sich also die individuelle Einstellung: Früher, für Ute F., gab es die "totale Mutterrolle", in die sie fürchtete, abgedrängt zu werden, sie mußte deswegen "unbedingt arbeiten". Heute sind derartige Entscheidungen weniger fremdbestimmt, *individueller*, die eigenen *Bedürfnisse* ("genießen", "gönnen") kommen stärker zur Wirkung. Voraussetzung dafür muß sein, daß sich die Mutterrolle selbst geändert hat, sie muß jetzt *weniger "total"* (4) sein, also wohl weniger stark, fordernd, unausweichlich. Das aber heißt, daß der *gesellschaftliche Druck* auf das Individuum nachgelassen hat, das sich deswegen "individueller" gegenüber den Anforderungen verhalten kann.

Die Veränderung, die hier beschrieben wird, ist also eine doppelte: der Weg von mehr Fremdbestimmtheit des Verhaltens zu mehr Autonomie oder von mehr *Zwang* zu mehr *Freiheit und Individualität* und das Nachlassen des gesellschaftlichen Drucks auf Rollenverfestigungen von stärkerer *Festlegung* zu mehr *Offenheit* der Rolle.

Frage: (an den zweiten Text): Wie werden arbeitslose Frauen vom Arbeitsamt behandelt? *Antwort und Analyse:* Frauen wie Ute F., Akademikerinnen, "total freundlich" (7), "sehr gut", "sehr zuvorkommend" (8), dagegen werden Frauen aus dem Frauenhaus, Hilfsarbeiterinnen, "ständig angemacht", "völlig mies behandelt" (9). Beispiel: Eine Bescheinigung, die von einer Akademikerin und von Frauen aus dem Frauenhaus vergessen wurde (10, 11). Berichtet wird über die unterschiedliche Behandlung von Frauen, die einen unterschiedlichen *Sozialstatus* haben durch ein *Amt*: die mit höherem Status werden besser, die mit niedrigerem schlecht behandelt. "Besser" heißt "sehr zuvorkommend" (8) und ohne Sanktionen ("überhaupt kein Problem" (10)), mit dem Zugeständnis größerer sozialer *Freiheit*; die mit niedrigerem werden sanktioniert, unter Druck und *Zwang* gesetzt.

Frage: In welcher Beziehung stehen die Ergebnisse zueinander, die mit den beiden früheren Fragen gewonnen wurden? *Antwort und Analyse:* Die Zwang-Freiheits-Dimension, die in der Antwort auf die erste Frage im Zeitablauf gesehen wird, ist in der Antwort auf die zweite Frage auf den Sozialstatus übertragen worden. Die Veränderung geht von (früher und sozial unten) relativem Zwang zu (heute und sozial oben) relativer Autonomie. Zusätzlich erkennen wir, daß die *Ursache des Zwanges* im ersten Text die gesellschaftlichen Verhaltensformen sind ("Rolle"), im zweiten die gesellschaftlichen Statusunterschiede, die durch eine gesellschaftliche Institution, das Arbeitsamt, demonstriert werden. Die Zwang-Freiheits-Dimension erweist sich also als Antinomie von *gesellschaftlichem Zwang* gegen *individuelle Freiheit*, wobei die Institution als Mittel zur Ausübung von Zwang erscheint.

Vorläufiges Ergebnis. Wir fragen, ob und wie sich die Ergebnisse aus den Analysen der drei rezeptiven Interviews miteinander in Beziehung setzen lassen. Dabei muß im Auge behalten werden, daß dies der *erste* Schritt zu einer Integration von Material ist, der durch die Einbeziehung von *weiteren* Daten ergänzt, modifiziert oder bestätigt werden muß, also einer Validierung und Verlässlichkeitsprüfung nach den Regeln der qualitativen Methodologie zu unterwerfen ist.

Bisher ist erkennbar, daß die Berichte den *sozialen Zwang* zum Hauptthema haben, den gesellschaftliche Instanzen bzw. gesellschaftliche Bedingungen ausüben, der sich in unterschiedlichem Maße gegen Individuen in verschiedenen Zeitabschnitten und von verschiedenem Sozialstatus richtet und gegenüber dem sich diese auf unterschiedliche Weise verhalten. Beschrieben werden *reaktive* (Interview 1), *institutionelle* (Interview 2) und die eigene *Autonomie* betonende Verhaltensweisen (Interview 3) und verschiedene Grade der Effektivität solcher Aktionen. Das Grundverhältnis ist aber das zwischen dem *einzelnen* und dem *anderen*, zwischen *Individuum* und der "*Gesellschaft*" oder, um noch eine Stufe weiter zu abstrahieren, zwischen *Freiheit* und *Zwang*, jeweils mit verschiedenen Instanzen verbunden.

Auch ohne daß diese Skizze weiter ausgeführt wird, mag der Leser den Eindruck erhalten, daß konkrete, spontane, auf ganz unterschiedliche Einzelfälle bezogene Informationen, wie sie durch rezeptive Interviews aufgenommen werden, zu umfassenden Analysen führen können, die in den Einzelfällen allgemeine gesellschaftliche Strukturen und Entwicklungen erkennen lassen, die wiederum umgekehrt das Konkrete ordnen und interpretieren.

Das qualitative Experiment¹

In einem früheren Aufsatz habe ich die Methodologie qualitativer Sozialforschung skizziert (1982). Dabei bin ich darauf gestoßen, daß wichtige Methoden in der Forschungspraxis nicht genutzt oder in der einschlägigen Literatur nicht behandelt werden. Hierzu gehört die "qualitative" Form des Experiments. Andere Verfahren, auch aus dem Umkreis des Experiments, werden zwar diskutiert, aber als nicht genügend "wissenschaftlich" bezeichnet, wie das Gedankenexperiment oder das Ex-post-facto-Experiment. Ich hoffe zeigen zu können, daß diese Auffassung des Experiments korrekturbedürftig ist: es wird falsch gesehen, wenn man es als eigentlich naturwissenschaftliches Verfahren versteht, mit eigener Methodologie und mit entsprechend eng begrenzten Anwendungsmöglichkeiten in den Sozialwissenschaften. Tatsächlich ist das Experiment eine Basistechnik für *alle* Forschungen mit einheitlicher, aber für seine verschiedenen Stufen und Arten jeweils differenzierter Methodologie und von umfassender Verwendbarkeit, gerade in den Sozialwissenschaften.

I. Der Begriff des qualitativen Experiments

Eine Definition sei vorangestellt: *Das qualitative Experiment ist der nach wissenschaftlichen Regeln vorgenommene Eingriff in einen (sozialen) Gegenstand zur Erforschung seiner Struktur.* Es ist die *explorative, heuristische* Form des Experiments. Ich will dies erläutern.

"Wissenschaftliche Regeln". Durch Wissenschaftlichkeit, also durch die Ausrichtung der Forschung am Wahrheitspostulat, durch Intersubjektivität, Offenlegung der Methoden und Nachprüfbarkeit der Ergebnisse setzt sich das wissenschaftliche Experiment ab vom Alltagsexperimentieren. Die wissenschaftlichen Regeln für das qualitative Experiment sind besondere in diesem allgemeinen Rahmen: es wird ausgeführt nach einer Methodologie, die für alle qualitative Forschung gilt und aus der sich besondere Strategien und Techniken für das qualitative Experiment ableiten, die diese allgemeinen Regeln ausformen.

"Eingriff". Das Verändern eines Gegenstandes unterscheidet das Experiment von der Beobachtung, es ist kennzeichnend für alle Arten von Experimenten.

¹ Zuerst erschienen in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38, 1986, 724-750. Nachdruck in Lutz-Michael Alisch (Hg.), Empirische Pädagogik III. Gruppendiagnostik - Experiment - Qualitative Verfahren, Braunschweig 1991, 227-262. Durchgesehen und unwesentlich verändert 1993.

"Gegenstand". Damit ist das "Objekt" wissenschaftlicher Forschung gemeint; Gegenstand kann in den Sozialwissenschaften jedes individuelle und kollektive soziale Verhältnis sein und alle mit sozialen Verhältnissen im Zusammenhang stehenden Erscheinungen, Objektivationen, Voraussetzungen, Wirkungen, etc.

"*Erforschung der Struktur*". Dies benennt das explorative, heuristische Ziel des Forschungsprozesses. Er ist auf das Finden, das Aufdecken von Verhältnissen, Relationen, Beziehungen, Abhängigkeiten gerichtet, die besondere sind für jeden Gegenstand. Heuristik unterscheidet das qualitative Experiment vom quantitativen, das zumeist hypothesenprüfend verfährt und auf kausale, zahlenmäßig erfassbare Relationen zielt.

Äußere Unterschiede zum quantitativen Experiment. Das qualitative Experiment unterscheidet sich vom quantitativen, wenngleich es durch seine Forschungslogik auch mit ihm in bestimmter, nämlich dialektischer Weise verbunden ist (hierzu mein Aufsatz 1982). Man kann auch sagen, es sei zugleich von ihm unterschieden, sein Gegenteil, als auch ihm ähnlich. Zur vorläufigen Kennzeichnung des qualitativen Experiments will ich den Gegensatz zum quantitativen Experiment darstellen.

Zu seiner Charakterisierung werden neuerdings fast durchgängig gleiche Begriffe verwandt². Normalerweise, so die Definitionen, wird ein theoretischer Satz oder eine *Hypothese* durch das Experiment geprüft. Die Isolierung hypothesenrelevanter *Variablen* ist die Voraussetzung zur Bestimmung der zumeist *kausal* verstandenen Abhängigkeiten, die sich durch eine *Manipulation* der Untersuchungsbedingungen, idealerweise nur der *test-unabhängigen* Variablen ergibt, bei Konstanz aller übrigen. Die *Kontrolle* von Variablen ist deswegen ein wichtiges Anliegen. Sie kann auf verschiedene Weise geschehen: Fixierung

² Eine *Auswahl* aus der neueren psychologischen, soziologischen und (vereinzelt) wissenschafts-theoretischen Literatur aus dem deutschen und englisch/amerikanischen Herkunftsbereich über das (quantitative) Experiment - geordnet nach Ersterscheinungsjahr: S. S. Stevens (1962, zuerst 1951), Wolfgang Metzger (1952), Ernest Greenwood (1967, zuerst 1956), Francis Stuart Chapin (1967, zuerst 1956), Klaus Holzkamp (1981, zuerst 1964), Charles R. Hicks (1980, zuerst 1964), Wigand Siebel (1965), Heinrich Parthey (1965), Raymond B. Cattell (1973, zuerst 1965), Ders. 1980 (zuerst 1966), Robert Pages (1973, zuerst 1967), Mario Bunge (1967, 251-289), Klaus Holzkamp (1968), Heinz Heckhausen u.a (1970), Allen L. Edwards (1971, nach 1968), Renate Mayntz, Kurt Holm, Peter Hübner (1974, zuerst 1969), Jürgen Bredenkamp (1969, 332-374), Karl-Dieter Opp (1970), Ekkart Zimmermann (1972), Jürgen Friedrichs (1973), Hans-Joachim Fietkau (1973), Raymond B. Cattell (1973), Martin Irlé (1975), Walter Friedrich, Werner Henning (1975, 586-703), Paul W. Robinson (1976), Karl-Hermann Wewetzer (1981), Wolfgang Metzger (1982), Siegfried Preiser (1982a, 1982b), Albert Wellek (1982), Dieter Frey, Siegfried Greif (1983), Willi Hager, Rainer Westermann (1983), Jürgen Bortz (1984).

der Untersuchungsbedingungen, Kontrollgruppe, Matching, Randomisierung, etc. Wegen besserer Kontrollierbarkeit werden Experimente nach Möglichkeit unter Laborbedingungen vorgenommen. Die Daten müssen *quantifiziert* sein, gemessen wird mit demselben Instrument, zu mindestens zwei Zeitpunkten. Häufig wird die *Wiederholbarkeit* des Experiments gefordert.

Keines dieser Merkmale trifft zu auf das qualitative Experiment. Es geht nicht von schon Bekanntem, von Hypothesen aus, sondern zielt auf Neues, auf *Entdeckungen*. Es verwendet nicht Variablen, sondern sucht und findet *Strukturen*. Dies sind *alle Arten* von Abhängigkeiten, Beziehungen, Relationen, nicht nur kausale³. Relationen sind *qualitativer* Art, sie lassen sich zumeist nicht messen, weil sie nicht nur Verläufe, sondern auch Negationen, Widersprüche, instabile Abhängigkeiten, Umspringbeziehungen und Brüche einbeziehen. Die Untersuchungsbedingungen sollen *nicht kontrolliert* oder festgeschrieben werden, die Gesamtheit der Veränderung von Strukturen ist hier gerade der Forschungsgegenstand. Die *Wiederholbarkeit* von Experimenten, von Wilhelm Wundt gefordert (1907, 308), viel diskutiert, von Kurt Lewin zurückgewiesen, von Wolfgang Metzger kritisch betrachtet (1952, 156), ist *keine* Bedingung für das qualitative Experiment. Lebensvorgänge sind nur dann "wiederholbar", wenn sie stark abstrahiert werden; das dazu nötige Abstraktionsniveau liegt zumeist höher als die Ebene des Konkreten und Beson-

³ Die Literatur zur Kausalität im Experiment entspricht weitgehend der des (quantitativen) Experiments, da dieses überwiegend als Verfahren angesehen wird, Kausalitäten festzustellen. Die naturwissenschaftliche Literatur über Kausalität ist von der sozialwissenschaftlichen erstaunlich verschieden. Beispielsweise hat Mario Bunge (1959) unter dem Eindruck der Abkehr der Naturwissenschaften von der mechanischen "Kausalität" (Heisenbergs "Unschärferelation") einen Kausalitätsbegriff vertreten, der offener ist als der von Galilei, Hume oder Kant übernommene der quantitativen Sozialforschung. Gleichwohl wird von Sozialwissenschaftlern immer noch nach den Determinanten der "abhängigen Variablen" von der "unabhängigen" gesucht; multivariate Verfahren zielen im wesentlichen auf die Feststellung von korrelativen Kausalitäten (Pfadanalyse). Es wäre aber falsch, aus der Entdeckung der Naturwissenschaften, daß Kausalitäten in der Mikrobiologie und der Atomphysik nicht oder nur in sehr begrenztem Rahmen nachweisbar sind, zu schließen, daß sie auch in den Sozialwissenschaften überfällig seien. Das Umgekehrte ist richtig. Verschwindet die Kausalität aus der physikalischen Grundlagenforschung, dann stellt es sich heraus, daß sie schon immer den Sozialwissenschaften zugehörte. "Kausalität" ist eine Alltagserfahrung und ein Faktor des Alltagslebens, wenn auch einer aus vergleichsweise entwickelten Gesellschaften (Kelsen 1946). Vermutlich ist die qualitative Sozialforschung besser in der Lage, solche, "Kausalitäten" genannten, erleben und zur Rekonstruktion der Wirklichkeit verwandten Wenn-Dann-Abhängigkeiten zu studieren als die quantitative Sozialforschung (Piaget 1927, 1937; Michotte 1982).

deren, auf der das qualitative Experiment fungiert.

Äußere Ähnlichkeiten mit dem Erkundungsexperiment. Während das qualitative Experiment dem quantitativen nur in seiner Umkehrung entspricht, kann es sich vergleichen lassen mit dem in der neueren Literatur erwähnten "Erkundungsexperiment" (Holzkamp 1981, 92, Fietkau 1973, 50), dem "Darstellungsversuch" (Traxel 1964, 95), dem "diagnostischen Experiment" (Siebel 1965, 172) oder den "heuristisch nützlichen", experiment-ähnlichen Abweichungen vom "eentlichen" (Holzkamp) Experiment (Zimmermann 1972, 192, Friedrichs 1973, 341 über Ex-post-facto-Anordnungen). Alle diese Konzepte scheinen zurückzugehen auf Wolfgang Metzgers "Erkundungsversuch" - phänomenologisch, im Gegensatz zum "Entscheidungsversuch", dem "Experiment" - bzw. seinen "qualitativen Versuch", der sich mit einem "groben Vergleich möglichst gegensätzlicher Fälle begnügt" (Metzger 1952, 147, 151; Rausch 1979, 251; frühere Versuche, ein "psychologisches" von einem naturwissenschaftlichen, "objektiven" Experiment zu trennen, finden sich bei Wellek 1947/48). Es gibt auch die These, qualitative Beschreibung sei die notwendige Vorstufe der quantitativen (etwa Preiser 1982a, 55) oder die Psychologie sei sowohl eine verstehende, phänomenologisch beschreibende als auch eine experimentierende, messende Wissenschaft (Metzger 1982, 15). Ich habe jedoch keinen Text gefunden, in dem erklärt worden wäre, worin denn die heuristische, verstehende, beschreibende Funktion des Erkundungsexperiments bestünde und wie sie herstellbar sei.

II. Der Platz des qualitativen Experiments im System der Methoden

Alle sozialwissenschaftlichen Methoden entspringen aus den Techniken, die Menschen im Laufe der Geschichte entwickelt haben, um sich in ihrer Umwelt zu behaupten. Von hierher sind die Methoden zu ordnen und in ihrer Ordnung zu verstehen.

Man hat den Fehler gemacht, die Methoden zu klassifizieren oder zu typologisieren, statt sie zu analysieren. Dies betont ihre Unterschiede und verstellt den Blick auf das Gemeinsame. In den soziologischen Lehrbüchern werden z.B. Befragung und Beobachtung unterschieden, Inhaltsanalyse, Gruppendiskussion, nicht-reaktive Verfahren, Soziometrie etc., jeweils mit weiteren Untergruppen. Das Experiment teilt sich etwa in Labor- und Feldexperiment. Am Ende erscheint eine Vielzahl unterschiedlicher Methoden, von denen jede ihre Besonderheit und ihr eigenes Anwendungsgebiet hat, mehr oder weniger deutlich von jeder anderen geschieden. Analysiert man aber die Methoden, beschreibt man sie nicht nur, so werden auch ihre Gemeinsamkeiten erkennbar und daraus ergibt sich eine Ordnung. Alle Methoden sind Formen der Auseinandersetzung des Forschers mit seinem Gegenstand, sie sind Subjekt-Objekt-Beziehungen. Diese Beziehungen sind zunächst in zweierlei Hinsicht

zu betrachten: nach der *Art der Auseinandersetzung* des Forschers mit seinem Gegenstand und nach dem Abstraktionsniveau seiner Methoden.

Zur Art des Handelns: Der Forscher kann sich seinem Gegenstand gegenüber mehr aktiv oder mehr rezeptiv, "passiv" verhalten, so wie Lebensenergie im allgemeinen sich mehr aktiv oder mehr rezeptiv äußert. Der Handlungsaspekt des Lebens ist von Anfang an ein doppelter: Tun und Leiden, Entäußerung und Verinnerlichung, Bewirken und Bewirktwerden, Abgeben und Rezipieren, *vita activa* und *vita contemplativa*. Die Alltagstechniken sind Ausdruck beider Seiten der naturwüchsigen Form der Verbindung des Menschen mit seiner Umwelt: einerseits des Eingriffs in sie, ihrer Veränderung durch Handeln, andererseits des Aufnehmens oder Rezipierens ihrer Wirkung. Aus den Alltagstechniken entwickeln sich die beiden Grundmethoden der Wissenschaft, die auch Grundmethoden der Sozialwissenschaft sind. Das Tun ist die Grundform des *Experiments*, das Rezipieren die Grundform der *Beobachtung*. Daß beide Aktivitäten zusammengehören, die eine ohne die andere nicht möglich ist, die eine aus der anderen hervorgeht, also beide auch einheitlich sind bei Widersprüchlichkeit, diese Dialektik soll hier nur angemerkt, nicht dargestellt werden. Alle Verfahren können deswegen in die mehr aktiven, "experimentellen" und die mehr rezeptiven, "beobachtenden" gegliedert werden.

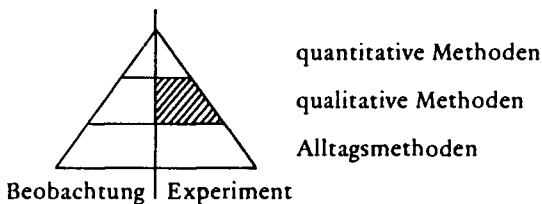
Die Abstraktion von Methoden aus der Alltagspraxis kann nur grob skizziert werden. Man muß von einer anthropologischen Basis ausgehen. Das Reservoir aller Methoden ist die der Menschheit jeweils *mögliche* Alltagserfahrung, die durch kulturelle, soziale, psychische, ökonomische, ideologische etc. Wirkungen auf die historisch-empirische Erfahrung eingegrenzt wird (Hegels "Abstraktes", 1970). Sie bestimmt die Lebenswelt des Alltags, die naiv-realistisch ist, scheinbar konkret. Indem ich handle (erlebe und tue) "ist" die Welt. Alltagsbeziehungen gewinnen wissenschaftlichen Charakter durch Reflexion: indem ich reflektiert handle (erlebe und tue) besteht die Chance zur Auflösung des Unreflektierten in seine Bestandteile, die Beziehung von "Subjekt" und "Objekt", damit die Chance zur "Objektivität". Abstraktion positiv gefaßt ist Festlegung, Definition. Durch Festlegung werden Alltagserfahrungen zu wissenschaftlichen. Sie werden so zu "Methoden". Die Welt verwandelt sich dabei in "Daten".

In den Sozialwissenschaften sind zwei Stufen der Abstraktion im groben zu unterscheiden: eine geringere und eine hohe. Die geringe ist die der *qualitativen Verfahren*, die höhere die der *quantitativen*. Die qualitativen abstrahieren von der Naivität der Alltagstechniken, die quantitativen von der Flexibilität und Sensibilität der qualitativen, die sie zu heuristischen Verfahren prädestinieren. Die quantitativen stehen den "natürlichen" der Alltagstechniken ferner als die qualitativen, sind aber, bei großen Datenmengen, leichter zu

handhaben (das Ökonomie-Argument für quantitative Forschung stammt meines Wissens von Mach 1905, 322).

Durch den höheren Abstraktionsgrad der quantitativen Methoden entstand der Eindruck, sie seien "wissenschaftlicher" als die heuristischen, qualitativen. "Wissenschaft" ist aber nicht durch das Abstraktionsniveau der Methoden bestimmt, sondern durch das Wahrheitskriterium, das sich nicht aus einer bestimmten Form ableiten läßt.

Tatsächlich existieren aktive und rezeptive Forschungsweisen auf allen drei Abstraktionsniveaus: dem der Alltagstechniken, dem der qualitativen und dem der quantitativen Methoden. Deswegen gibt es auch drei Arten des Experiments: das Alltagsexperimentieren, das explorative "qualitative" und das messende "quantitative". Dem entsprechen drei Arten des mehr rezeptiven Verhaltens des Forschers, der Methode der Beobachtung: die Alltagsbeobachtung, die "qualitative" und die "quantitative" Beobachtung. Vereinfacht kann man das so darstellen:



Methoden aus allen Feldern sind wissenschaftlich bekannt, wenn auch, wie die Alltagsmethoden, zum Teil ungenügend erforscht. Es "fehlt" aber das qualitative Experiment (Schraffur).

Das Schaubild ergänzt sich, in den Sozialwissenschaften, durch Methoden zur Analyse kommunizierter oder sozial *vermittelter* Beziehungen: von Zeichen, Symbolen, Gesprächen, Spuren, "Mitteilungen" aller Art, die, was das in ihnen enthaltene Subjekt-Objekt-Verhältnis betrifft, aber auf die Grundmethoden Beobachtung und Experiment zurückgeführt werden können.

Die Systematik der sozialwissenschaftlichen Methoden unterscheidet also (1) das mehr aktive oder mehr rezeptive Handeln des Forschers, (2) drei Ebenen des Abstraktionsniveaus der Methoden und (3) den unmittelbaren oder den vermittelten Kontakt des Forschers mit seinem Gegenstand. Von den drei Arten des Experiments (und der Beobachtung), dem Forscher unmittelbar oder vermittelt zugänglich, sind zwei Methoden wissenschaftlich, nämlich das qualitative und das quantitative Experiment. Das Alltagsexperimentieren und das Alltagsbeobachten sind die Basis, aus der diese Verfahren gewonnen wurden und die Quelle für die Entwicklung weiterer wissenschaftlicher Verfahren.

Die experimentellen (und die beobachtenden) Methoden sind auf *alle* Gegenstände anwendbar, mit denen sich die Sozialforschung befaßt. Es gibt also, im Prinzip, Experimente über die Gegenstände Klein- und Großgruppe, Gesellschaft, Institution, Organisation, über die Gegenstände Wort, Bild, Klang etc., über Normen, Sanktionen, Rollen, Ideologien und natürlich auch über einzelne Individuen als Gegenstände der Forschung, einschließlich der eigenen Person, so wie es für alle diese Bereiche Beobachtungen gibt. "Im Prinzip" heißt, daß sie möglich sind und gegebenenfalls entwickelt werden können, sofern nicht gesellschaftliche Verhältnisse ihnen entgegenstehen. Postuliert wird also eine umfassende Verwendung des Experiments als eine der Grundmethoden der empirischen Wissenschaft, auch in den Sozialwissenschaften, die Ausdehnung seines bislang begrenzten Gebrauchs durch die Überwindung seiner Einschränkung auf das naturwissenschaftliche Labor-Experiment und dessen Methodologie, und die Rückkehr zur Reichhaltigkeit und Natürlichkeit qualitativer Verfahren.

III. Zur Geschichte des qualitativen Experiments

Das qualitative Experiment kann nicht nur als Möglichkeit aus dem System der Methoden erschlossen werden, es existierte tatsächlich, selbst unter diesem Namen. Dies zeigt ein Studium der Wissenschaftsgeschichte.

Nennt man die "ohne eigentliche Messung gemachten Erfahrungen" mit Hugo Dingler "qualitatives Experiment", dann kann man sagen, daß dieser Umgang mit der Realität schon seit den ältesten Zeiten bekannt war (1928, 226). Besser spricht man hier wohl vom "natürlichen" oder "naturwüchsigen" Experimentieren.

Erst unter bestimmten sozialen Bedingungen entstehen Vorformen des *wissenschaftlichen* Experiments. Entgegen verbreiteter Ansicht haben griechische Philosophen und Mathematiker der klassischen Zeit experimentiert, sowohl Explorations- als auch Demonstrations-Experimente ausgeführt, wenn auch, der Weltansicht der griechischen Antike entsprechend, auf Gebieten, in denen die Objekte des Denkens und der Forschung *konstruiert*, nicht vorgefunden wurden: bei den mechanischen Künsten (*techne*) und besonders der Mathematik, deren Gegenstand qualitative und quantitative Relationen waren (Euklid, Archimedes, Apollonios, vgl. Mach 1921, 3 f.); Aristoteles scheint schon zur Verwertung von Alltagsexperimenten vorgestoßen zu sein (1966, vgl. besonders seine Beispiele zur Sinneserfahrung).

Die europäische Entwicklung des naturwissenschaftlichen (physikalischen, biologischen, medizinischen) Experiments im 17. und 18. Jahrhundert setzt *direkte* Eingriffe in das Naturgeschehen voraus (Galilei, Boyle, Harvey, Newton).

Dabei ist daran zu erinnern, daß so wichtige Versuche, wie die Newtons mit Pendel und schiefer Ebene, die zur Formulierung der Fallgesetze und der Entwicklung der klassischen Mechanik führten, nicht nur messend, sondern *auch* qualitativer Art waren, extreme Situationen und Grenzbedingungen erforschten. Die Suche nach dem "Stein der Weisen" in der Alchemie seit dem 17. Jahrhundert führte zu bedeutenden Zufallsentdeckungen. Generell wurde das Experiment zumeist explorativ, aber auch verifizierend gebraucht.

Scharfe Differenzierungen zwischen beiden Arten des Experiments gab es erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, Anlaß war die Trennung von Physik und Anschauung. Goethe stellte seine nichtnaturwissenschaftlichen Experimentierformen den physikalischen Experimenten Newtons gegenüber (siehe u.a. seinen methodisch besonders interessanten Artikel über die Objektivität von Experimenten, Goethe 1833). Seit der Romantik muß man qualitative und quantitative Experimente gesondert und in ihrem Verhältnis zueinander betrachten.

Die folgenden Jahrzehnte brachten zunächst die Übernahme des naturwissenschaftlichen, quantifizierenden Experiments in die Physiologie (Hermann Helmholtz) und als "Psychophysik" in die Psychologie (Gustav Theodor Fechner 1860), was sich erweiterte bis zum experimentellen Behaviorismus (Iwan Pawlow, Wladimir Bechterew), der experimentellen Messung von Intelligenz (Alfred Binet) und der Gedächtnisleistung (Hermann Ebbinghaus, Georg Elias Müller). Hier wie später haben sich zunehmend die stürmischen Erfolge ausgewirkt, die Technik und Naturwissenschaft mit Hilfe des messenden Experiments erreicht hatten (hierzu Brožek, Diamond 1982b, Preiser 1982b).

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde die methodische Konsequenz aus der einseitigen Übernahme naturwissenschaftlicher Verfahrensweisen in Physiologie und Psychologie gezogen. Wilhelm Wundt und seine Schüler errichteten psychologische Labors zum experimentellen Studium einfacher psychischer Prozesse bei Individuen (Wundt 1885), sie erklärten gleichzeitig sozialwissenschaftliche oder gesamtgesellschaftliche Gegenstände als dem Experiment nicht zugänglich ("Völker-Psychologie"). Ihnen wurde die Methode der Beobachtung zugeordnet (1922, 24-31, zuerst 1885). Diese Verkopplung von Methoden und Gegenständen hat später die Spaltung der Methoden bewirkt.

Gleichzeitig reklamierte Wilhelm Dilthey eine eigenständige "Geisteswissenschaft" gegenüber den Naturwissenschaften und forderte eigene Methoden (1922, 4-14, 116-120, historisch 373-408, zuerst 1883). Aber er betonte auch die Gemeinsamkeiten beider Wissenschaften und ihre hierarchische Ordnung: die Naturwissenschaften seien *auch* Grundlage der Geisteswissenschaften (14-21). Das Experiment bezeichnete er als *eine* Methode der "beschreibenden" (geisteswissenschaftlichen) Form der Psychologie (1957a, 152, dazu auch

199, zuerst 1894), womit offenbar nicht das naturwissenschaftliche Experiment gemeint war. Es zeigt den Zeitgeist, daß vor allem die von ihm herausgearbeiteten Unterschiede zwischen Natur- und Geisteswissenschaften rezipiert wurden, nicht aber deren Gemeinsamkeiten. Die Geisteswissenschaften wurden in der Folge mit Hermeneutik in Verbindung gebracht als der "Kunst der Interpretation"; sie zu verwenden hatte Dilthey nahegelegt bei seinem Versuch zur Erneuerung der historischen Methoden der Romantik unter Rückgriff besonders auf Friedrich Schleiermacher (1957b, 317-331, zuerst 1900). Auch von Dilthey geht eine Eingrenzung und Absonderung von Methoden aus, im Gegensatz zu Wundt sicher ohne seine Absicht, da er immer die Totalität des menschlichen Erlebens herausstellte.

Im Gegensatz zu Wundt betonte Ernst Mach die fächerübergreifende Einheit der Methoden. Die Entwicklung des qualitativen Experiments kann auf ihn zurückgeführt werden; er ist überhaupt die für eine Methodologie der Sozialwissenschaften und besonders des Experiments überragende Figur des späten 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, nicht Wundt⁴.

Als "Naturforscher" standen Mach viele experimentelle Techniken zur Verfügung, qualitative und quantitative. Er hat die ersten qualitativen Experimente der neueren Geschichte im Bereich der Wahrnehmung ausgeführt, schon in den 60er Jahren (über akustische Harmonie 1864, räumliches Sehen 1865, 1866, genau genommen schon durch einen Vermerk über die Wirkung der unterschiedlichen Lage kongruenter Quadrate 1861, 223). Über sie wurde parallel zu physikalischen Demonstrationsexperimenten (z.B. über Flüssigkeitsgestalten 1868) berichtet. Der Ausdruck "qualitatives Experimentieren" stammt von ihm (1905, 204), er wird auch in der späteren Literatur verwandt⁵.

⁴ Mach war Experimental-Physiker; berühmt sind seine Experimente über Aerodynamik; seine Arbeiten und seine Wissenschaftsposition waren von beträchtlichem Einfluß auf die zeitgenössische und die Entwicklung der nachfolgenden Physik (Einstein). Sie waren außerdem von Einfluß auf die Erkenntnistheorie (Wiener Kreis), die Sinnesphysiologie und die Psychologie. Die qualitative Methodologie gewinnt wichtige Anregungen aus seinem Buch über Empfindungen (zuerst 1886), vor allem aus seinem Methoden-Buch "Erkenntnis und Irrtum" (zuerst 1905), ebenso aber auch aus seinen historisch-kritischen Beiträgen über die Geschichte der Mechanik, der Wärmelehre und der Optik (1883, 1896, 1921, siehe auch 1895).

⁵ Textstellen über das "qualitative Experiment": Hugo Dingler: "qualitatives Experiment" (1928, 226); Karl Duncker: "A qualitative (experimental and theoretical) study ..." (1926, Titel); Max Wertheimer: "Experimentelle Untersuchung ... das erste Erfordernis ... ist Untersuchung im qualitativen Vorgehen ..." (zuerst 1945, 4), Eduard May: "qualitatives Experiment" (1949, 34); Wolfgang Metzger, "qualitativer Versuch", "qualitativ-auszählende (statistische) Verfahren" (1952, 151-155); Wolfgang Köhler,

Mach hat die Einheit der Wissenschaften postuliert und die der Methoden praktiziert. Physikalische und psychologische Forschung unterscheiden sich nur durch die Untersuchungsrichtung (1896b, 14, siehe dazu auch Frank 1970). Machs Bedeutung für die Methodologie qualitativer Sozialforschung liegt vor allem in zweierlei:

1) In seiner Auffassung, daß die wissenschaftlichen Methoden auf verschiedene Wissensgebiete anwendbar seien, also Einheit der Methoden, nicht Teilung nach Anwendungsbereichen. Sie setzt ihn in Gegensatz zu Wundt, aber auch zum Logischen Empirismus und dem Physikalismus einer Einheitswissenschaft, die sich von der Phänomenologie absondert und nur *eine* Art von Methoden als zulässig erklärt.

(2) In seinem Beitrag zur Forschungsmethodologie und zu den Methoden im engeren Sinne. Er betonte den Wert historischer Studien für den Naturforscher (1872, 2, 3) und hat selbst solche vorgenommen. Er differenzierte qualitative und quantitative Methoden und brachte sie in einen Zusammenhang (1905, 203-205). Zahlreiche explorative Forschungsstrategien und -techniken ("Leitmotive") wurden von ihm vorgeschlagen und angewandt (1905, 201-231) Als Grundregel für das Experiment und die Beobachtung galt ihm die Variation (17). Das Gedankenexperiment wurde von ihm propagiert (1896a; 1905, 183, 200) Als Analysetechniken nannte er u.a. die Beobachtung von Homologien. Er hat anschauliche Vorschläge gemacht zum Prinzip der Theorienbildung ("Anpassung der Tatsachen aneinander") und zum Verstehen ("Anpassung der Gedanken an die Tatsachen"), beides also phänomenologisch, strukturalistisch und dynamisch verstanden (164-182). Er hat einen neuen Kausalbegriff vorgeschlagen, der das Ursache-Wirkungs-Verhältnis durch den Funktionsbegriff ersetzt (278).

Das ganzheitliche Forschen und die ganzheitliche Verwendung des Experiments schienen möglich. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts begann die große Zeit des qualitativen Experiments. Zunächst aber nicht in direktem Bezug auf Mach, sondern durch Anwendung der Wundtschen physiologisch-naturwissenschaftlichen Experimentiertechniken auf Bereiche des höheren Seelenlebens. Gemeint sind die Würzburger Denkexperimente: Karl Marbe 1901, zum Teil Narziss Ach 1905, vor allem Karl Bühler 1907, 1908a, 1908b. Bühler hatte seinen akademischen Versuchspersonen schwierige Sätze unterschiedlicher Art vorgelesen, gefragt, ob sie verstanden wurden, den Denk- bzw. Verstehensvorgang schildern lassen und die Aussagen protokolliert, was zu wichtigen Entdeckungen führte (unanschauliches Denken, "Aha"-Erlebnis). Die Würzburger Experimente riefen Wundts heftige Kritik hervor, weil sie mit den von ihm aufgestellten Grundregeln der experimentellen Methode nicht übereinstimmten und den quantitativen Bereich verließen (Wundt 1907, Wundt 1908, darauf nochmals Bühler 1908c).

Die andere Forschungsrichtung, die qualitative Experimente ausführte und

bis zur Mitte des Jahrhunderts auf verschiedenen Gebieten praktizierte, kann über Christian von Ehrenfels (1890) auf Mach zurückgeführt werden: die Gestaltpsychologie.

Die Gestaltpsychologen wandten sich der explorativen Erforschung von Wahrnehmungsvorgängen durch Experimente zu, die z.T. "qualitativ", waren, nämlich Strukturen und Prozesse zu erkennen suchten, beispielsweise anhand von Scheinbewegungen, von Farben und akustischen Wahrnehmungen (David Katz), von Figur-Grund-Beziehungen (Edgar Rubin 1921), nachdem die Diskussion über geometrisch-optische Täuschungen schon in den 90er Jahren begonnen hatte (zahlreiche Beiträge in der "Zeitschrift für Psychologie", vor allem seit deren Herausgabe durch Friedrich Schumann 1909, und besonders in der von Kurt Koffka, Max Wertheimer, Wolfgang Köhler u.a. herausgegebenen "Psychologischen Forschung", seit 1922). Es gab hier zwar auch Messungen, für diese Wissenschaftsrichtung entscheidend war aber die empirische Erforschung von Verhältnissen, Strukturen, Totalitäten oder "Gestalten". Wertheimer hat hervorragende Experimente zur Wahrnehmungspsychologie ausgeführt (1912, 1923, 1925); die am weitesten entwickelte Form des qualitativen Experiments in der ersten Phase der Gestaltpsychologie wurde aber durch Köhlers berühmte Schimpansen-Experimente erreicht (1917, 1922). Köhler verwandte rein qualitative, explorative Experimente in einer voll ausgebildeten Methodologie, die aber nicht reflektiert und auch nicht spezifisch benannt wurde, wie auch sonst nicht in der Gestaltpsychologie. Das mag daran liegen, daß die Differenz zu den naturwissenschaftlichen Verfahren durch den Unterschied zwischen "Elementen" und "Ganzheit" ausreichend genau beschrieben erschien. Die Stärke dieser Untersuchung liegt in der erstaunlichen Flexibilität bei der Variation der Bedingungen, unter denen die jeweiligen Gegenstände behandelt wurden, und dem Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten in der Vielfalt, oder Strukturen ("Gestalten").

In der Sozialpsychologie gab es Ansätze zur qualitativen Verwendung des Experiments durch die Marienthal-Studie der Lazarsfeld-Gruppe (Jahoda u.a. 1960, zuerst 1933). Hier wurden "Aktionen" ausgeführt, die vom sozialen Engagement der Autoren zeugen, aber auch zur Erkenntnis der Situation beitrugen.

Eindeutig "qualitativ" sind die zahlreichen eindrucksvollen Versuche, die Jean Piaget zur Erforschung der Weltbilder von Kindern ausgeführt hat. Auch seine Methode ist voll entwickelt, wurde aber, von Ausnahmen abgesehen, nicht gesondert dargestellt, und hat deswegen wohl keinen Eingang gefunden in die Praxis sozialwissenschaftlichen Experimentierens anderer Forscher⁶.

⁶ Jean Piaget hat qualitative Experimente mit Kindern ausgeführt (1975, alle Bände, u.a.). Er nennt seine Methode "klinische Prüfung", die von Psychiatern als Mittel zur Diagnose verwendet werde, oder auch "klinische Beobachtung". Er unterscheidet sie vom "Test" und der "reinen Beobachtung" (1980, 13-37, zuerst 1926). Sein Untersuchungsverfahren ist eigentlich das "qualitative Experiment", so wie es hier verstanden wird, während sein "Test" Kennzeichen des "quantitativen Experiments"

Kurt Lewin hat die Theorie des Experiments um einen neuen Gesetzesbegriff erweitert, der dem der qualitativen Sozialforschung nahesteht. Er überwindet das Induktionskonzept, das von häufig auftretenden Fällen auf Gesetzmäßigkeiten schließt (und das den statistischen Experimenten der Psychophysik zugrunde lag, etwa denen von Wundt oder Ebbinghaus). Dafür schlägt Lewin einen strengen Gesetzesbegriff vor, der Ausnahmen nicht zuläßt und sich am Einzelfall festmacht. Einzelfälle sind "Phänotypen", die in "konditionierend-genetische Geschehenstypen" überführt werden müssen, in "Geschehnisse gleicher Struktur", bei denen die Erscheinungsweisen konditionierend und genetisch miteinander verbunden sind (in diesem Sinne "kausal"), nicht nur historisch-geographisch (Lewin 1981, zuerst 1927, 193).

Mitte dieses Jahrhunderts wird durch Max Wertheimers posthume Publikation über das Denken ein neuer Höhepunkt in der Entwicklung des qualitativen Experiments erreicht (1964, zuerst 1945). Gleichzeitig entstanden andere wichtige Forschungen auf diesem Gebiet. Die letzte Schrift des Gestaltpsychologen David Katz (1953), der seit 1906 vorwiegend mit "qualitativen" Experimenten hervortrat, einer der einflussreichsten Forscher seiner Generation, fällt in diese Zeit. Sie ist bemerkenswert durch eine neue Art qualitativen Experimentierens, der Herstellung von "Durchschnittsbildern" aus Fotos, der Methode Galtons folgend, die auch von Bedeutung ist für soziologische und ästhetische Forschung.

1944-1948 hat der Germanist und Linguist Hans Glinz Experimente zur empirischen Analyse von Satzgliedern und Wortarten ausgeführt und eine neue deutsche Grammatik entworfen. Seine Forschungen sind die qualitative und experimentelle Alternative zum Strukturalismus Leonard Bloomfields und zur generativen Transformationsgrammatik Noam Chomskys (Glinz 1970, siehe auch 1965, 1970, 1970, 1973, 1977, 1978).

Ebenfalls in der Mitte des Jahrhunderts (1949-1951) entstanden die "Sprachspiele" des späten Ludwig Wittgenstein, gewissermaßen in Umkehrung seiner deduktiv-analytischen Denkweise im "Tractatus". Hier sind Ansätze des qualitativen (Gedanken-) Experiments zu erkennen, wenn auch die Behandlung naturwüchsig, essayhaft und ganz ohne Methodologie ist.

Die Blüte des qualitativen Experiments zur Jahrhundertmitte erwies sich als Scheinblüte. Wertheimer, Wittgenstein, Katz, Köhler waren Emigranten und letzte Vertreter ihrer Forschungsrichtungen. Piaget und Glinz sind Schweizer und stehen in anderen Traditionen. Metzger, Wellek, Tausch, u.a. erinnerten in der Bundesrepublik an die klassische Gestaltpsychologie. Lewin, ohnehin dem messenden Experiment zugeneigt, entwickelte seine mit mathematischen Termini arbeitende topologische und Vektoren-

hat (gleiche Fragen unter gleichen Bedingungen an alle Kinder, Bezug jeder Antwort auf eine Skala oder ein Schema zur Standardisierung des Vergleichs). Piagets Methode will "vollen Nutzen aus dem Experiment" ziehen (7).

psychologie und die an naturwissenschaftlichen Modellen orientierte Feldtheorie. Die an dem Projekt "Autoritäre Persönlichkeit" beteiligten kritischen Soziologen des emigrierten Frankfurter Instituts akzeptierten Skalen und Quantifizierungen. Der Lazarsfeld-Kreis, von wenigen Ausnahmen abgesehen (Herta Herzog), hatte sich der Quantifizierung und Mathematisierung der Daten zugewandt. Große Teile der empirischen amerikanischen Sozialforschung waren diesen Weg ohnehin schon gegangen ("American Soldier"). Das Wissenschaftsklima hatte sich geändert, ebenfalls in der Bundesrepublik, die nach 1945 die herrschende amerikanische, zum Teil durch europäische Emigranten mitbestimmte Sozial-, Markt- und Meinungsforschung und deren vornehmlich quantitative Methoden importierte. Das fiel zusammen mit dem Ende der deutschen Tradition des qualitativen Experiments.

In den 60er Jahren nahm das naturwissenschaftliche, zur Hypothesenprüfung und Kausalanalyse eingesetzte Experiment in Lehre und Forschung in den Sozialwissenschaften, besonders der Individual- und Sozialpsychologie, und der Soziologie einen so großen Umfang ein, daß andere Formen des Experiments nahezu völlig verdrängt wurden. Es gab noch Nachwirkungen aus früheren Forschungstraditionen, wie das "Gruppenexperiment" des nach Frankfurt zurückgekehrten Instituts für Sozialforschung, später "Gruppendiskussion" genannt; auch ein nicht-messendes Verfahren (Pollock 1955, Mangold 1973). In den Vereinigten Staaten erzeugte der Vorschlag von Francis Chapin zum Ex-post-facto-Experiment eine Diskussion, die sich aber gegen die Bezeichnung des Verfahrens als "Experiment" entschied (1947). Der Begriff "qualitatives Experiment", ohnehin nicht besonders häufig, verschwand aus der Fachliteratur. Auch in der neuerdings wieder auflebenden Diskussion über nicht-quantitative Verfahren fehlt das Experiment nahezu ganz⁷, obgleich Praxis und Theorie des quantitativen Experiments z.T. heftig kritisiert wurden (Humanistische Psychologie, Kritische Psychologie, dazu Preiser 1982a).

Innerhalb der Ethnomethodologie scheint das qualitative Experiment noch eine gewisse Rolle zu spielen. Harold Garfinkel (1967, 1973) hat sogenannte "Krisenexperimente" ausgeführt. Sie wurden aber nicht heuristisch, sondern zur Demonstration bereits bekannter Sachverhalte eingesetzt, ohne methodische Regeln. Damit fällt Garfinkels Beitrag, so begrüßenswert er ist, hinter den Standard zurück, der im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts schon erreicht war.

⁷ Ausnahmen sind Hinweise auf Harold Garfinkels "Krisenexperimente": besprochen bei Schütze u.a. 1973, 473-488. Vorher schon entsprechend Aaron Cicourel (1974, zuerst 1964), Jürgen Habermas (1967, 211 f.).

Warum gibt es heute in den Sozialwissenschaften das "qualitative Experiment" nicht mehr als die heuristische, explorative Form des Experiments? Entstehen und Verschwinden von Verfahren als akzeptierte wissenschaftliche Methoden haben weitere als nur "technische" Gründe, solche, die im Wissenschafts- und Weltverständnis der Wissenschaftler liegen und der Gruppen, denen sie sich zugehörig fühlen, Sie haben aber *auch* technische Gründe. Diese scheinen mir im folgenden zu liegen: (1) Das Versäumnis qualitativ arbeitender Sozialwissenschaftler, eine Methodologie des qualitativen Experiments zu entwickeln, oder überhaupt Alternativen des naturwissenschaftlichen Experiments zu begründen. (2) Das Vorurteil, ein höherer Abstraktionsgrad von Methoden bedeute höhere Objektivität und Wissenschaftlichkeit. (3) Ein Fehlverständnis der Geschichte der Methoden und ihrer Systematik, durch das alle Methoden - außer ganz wenigen "eigentlich wissenschaftlichen" - zu früh-, vor- oder (nur) hypothesen-generierenden Formen erklärt und damit abgewertet wurden. (4) Eine nicht ausreichende Erkenntnis der Natur von Alternativformen des Experiments, besonders der Möglichkeit der Aufdeckung von Strukturen, also des heuristischen Charakters, der aus der Alltagspraxis stammt.

IV. Die Methodologie des qualitativen Experiments: vier Grundregeln, drei Handlungsstrategien

Die Methoden der qualitativen Sozialforschung sind Such- und Finde-Verfahren. Die Grundwissenschaft ist eine noch zu entwickelnde Heuristik, nicht eine Deutungskunst oder Hermeneutik. Die Regeln, die qualitative Sozialforschung im allgemeinen leiten, gelten auch für das qualitative Experiment. Ich habe sie früher beschrieben (Kleining 1982), jetzt skizziere ich die Anwendung auf das Experiment.

Regel 1 über das "Subjekt". Der Experimentator soll sein Vorverständnis als vorläufig ansehen und es ändern, falls Forschungsdaten nicht mit seinem Vorverständnis übereinstimmen. Er geht nicht von "Hypothesen" aus, die er verifiziert oder falsifiziert, sondern nutzt neue Kenntnisse zur kontinuierlichen Veränderung seiner Ansichten. Vom Experimentator wird keine "tabula rasa" verlangt, sondern nur die Bereitschaft, notfalls über den Schatten seines eigenen Vorverständnisses zu springen, es ganz oder in wesentlichen Teilen zu ändern, also Offenheit und Flexibilität, wie auch Skepsis gegenüber eigenen Meinungen.

Regel 2 über das "Objekt". Der Gegenstand des Experiments ist vorläufig und wird als veränderlich angesehen, solange der Forschungsprozeß andauert. Es ist zunächst nicht bekannt, was "eigentlich" untersucht wird - deswegen sind auch Meinungen über den Gegenstand vorläufig. Indem die Untersuchung voranschreitet, wird der Gegenstand deutlicher; "bekannt" ist er erst nach

Abschluß der Forschung.

Regel 3 über das Handeln des Forschers. "Maximale strukturelle Variation der Perspektiven" fordert experimentelle Eingriffe von verschiedenen Seiten aus. Alle Einflüsse, die möglicherweise die Reaktion des Gegenstandes im Test beeinflussen, sind zu variieren. In aller Regel gehören Testanordnung, Testpersonen, Versuchsleiter, Rahmenbedingungen, Instruktionen, Abfolgen und Testzeiten dazu. Verlangt wird maximale strukturelle Variation, also Flexibilisierung der Untersuchungsbedingungen und deren Veränderung auf eine Weise, die spezifisch ist für jeden Gegenstand. Qualitative Experimente sind nicht standardisiert, weil die Methoden erkenntnisbezogen und die Gegenstände nicht standardisiert sind.

Mit der Variations-Regel wird auch die Samplebestimmung thematisiert. Die Auswahl der Experimentier-Situation und der Experimentanden war bisher weitgehend der Reflexion entzogen. Naturwissenschaftliche Experimente wurden dort vorgenommen, wo die technischen Einrichtungen gegeben waren; sozialwissenschaftliche quantitative Experimente, nach ihrem Vorbild, in dafür eingerichteten Labors. Versuchspersonen waren überwiegend Studenten. Felduntersuchungen waren Einzelfall-Studien von begrenzter Reichweite. Vermutet man Abhängigkeit der Ergebnisse von den Testpersonen, ist bei qualitativen Experimenten eine Variation der Teilnehmer gefordert. Die Samplestrategie ist das Extremgruppen-Sampling, das strukturell relevant ist, nicht die Zufallsstichprobe, die soziale Strukturen zerstört. Extremgruppen-Sampling fordert nicht nur, daß ungewöhnliche, ausgefallene, "extreme" Situationen untersucht werden, sondern auch, daß das Besondere, für den Gegenstand charakteristische, mit ihm in der einen oder anderen Weise Verbundene ausfindig gemacht und in das Experiment einbezogen wird, seien es Personen, Personengruppen, soziale Bedingungen, Milieus, Situationen etc., immer in Abhängigkeit vom jeweiligen Gegenstand.

Regel 4 über die Bewertung der Daten. Die experimentellen Ergebnisse werden auf Gemeinsamkeiten untersucht, zumeist in mehreren Schritten: zuerst werden die Daten nach offensichtlichen Zusammengehörigkeiten gruppiert, dann die Gruppen miteinander in Bezug gesetzt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß "Gemeinsamkeit" nicht nur durch Identität oder Teilidentität ("Ähnlichkeit") gegeben sein kann, sondern auch durch Gegensatz, Widerspruch, Negation. Alle Daten werden daraufhin geprüft, ob sie Bezug zueinander haben oder einander gleichgültig sind - hieraus entsteht die Kenntnis von der Struktur des Gegenstandes.

Prozesse. Der Forschungsweg ist ein Prozeß, der mit dem "Finden" des "wirklichen" (nicht des vermeintlichen) Gegenstandes endet. Er wird in Gang gesetzt durch das "Dialogprinzip": Der Forscher stellt "Fragen" an den Gegenstand

und dieser "beantwortet" sie mit dem Ergebnis des Experiments. Nach Immanuel Kant besteht die "Experimentalmethode" darin, daß die Vernunft die Natur nötigt, "auf ihre Fragen zu antworten", allerdings nicht "in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt", sondern "eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt" (1787a, 14). Das Dialogprinzip ist richtig beschrieben, aber ein qualitativer Dialog ist nicht autoritär-kritizistisch, sondern egalitär. Eine Antwort erzeugt in der Regel eine neue Frage (und möglicherweise eine neue Versuchsanordnung), diese wieder eine neue Antwort usw., bis die Struktur des Gegenstandes aufgeklärt ist. Dabei schreitet der Forscher vom Besonderen zum Allgemeinen voran, das das Besondere enthält ("*Totalität*"). Der Prozeß ist *zirkulär*, der Forscher kreist um seinen Gegenstand, Anfang und Ende des Experimentierens können einander entsprechen. *Objektivität* ("*Intersubjektivität*") muß als Prozeß angesehen werden. Die *Prüfverfahren* sind die gleichen wie bei aller qualitativen Forschung. Reliabilität stellt sich her durch das Verschwinden der Differenzen im Prozeß der Analyse auf Gemeinsamkeiten, Validität durch maximale strukturelle Variation der Perspektiven, dabei ergibt sich auch der Geltungsbereich (Kleining 1982, 246-248).

Die Grundregeln für qualitative Experimente entsprechen denen der qualitativen Sozialforschung im allgemeinen; es gibt aber auch besondere Ausprägungen der experimentellen Handlungsstrategie, die sich daraus ergeben, daß Prozesse durch Experimente, also Eingriffe in einen Gegenstand, im besonderen Maße dargestellt und kontrolliert werden können. Ich beschreibe drei *Handlungsstrategien*, die aufeinander bezogen sind und ineinander übergehen als Teil einer umfassenden Strategie für das qualitative Experiment: Maximierung/-Minimierung, Testen der Grenzen und Adaption.

Maximierung/Minimierung. Das Auffinden und Erforschen von Extremen, die mit dem Gegenstand in Verbindung stehen, ist für qualitative Forschung generell konstitutiv - Extreme sind ja Extreme "von etwas", strukturell ausgezeichnete Verhältnisse. Deswegen ist das Herstellen von Maxima und Minima strukturell relevant. Der Forscher wird Maximierung eines Merkmals bei gleichzeitiger Minimierung eines anderen anstreben - oder umgekehrt. Etwa bezogen auf Aufwand und Wirkung: mit welchem geringsten Aufwand kann der Forscher ein Maximum an Effekt bei seinem Gegenstand erreichen? Oder: wie kann er ein Maximum an Eingriffen vornehmen und gleichwohl den Gegenstand nur minimal verändern? Werden die Extrembedingungen ausgelotet, so erscheinen Strukturmerkmale des Gegenstandes.

Das Herstellen von Extrembedingungen als Prozeß ist eine allmähliche Extremisierung des Veränderns zumeist *eines* Strukturmerkmals bis zu einer Grenze, ob dieses Strukturmerkmal nun das Sample, die Testbedingungen,

das Untersuchungsverfahren oder die experimentelle Fragestellung betrifft. Oder, bei fortschreitender Kenntnis des Untersuchungsgegenstandes und zunehmender Kompetenz des Forschers, die Veränderung mehrerer Merkmale gleichzeitig während des Forschungsprozesses, ähnlich dem Vorgehen eines geschickten Fotografen, der die Fähigkeit besitzt, mehrere gleichzeitig zu variieren: die Distanz, den Bildausschnitt, die Verkantung des Objektivs, die Tiefenschärfe, die Beleuchtung usw., nur daß beim qualitativen Experiment die Extremisierung der Betrachtungsarten Erkenntnisinteressen folgt und nicht künstlerischer Absicht. Qualitatives Experimentieren ist in dieser Hinsicht das Gegenteil des quantitativen, bei dem möglichst alle Untersuchungsbedingungen vor Beginn der Forschung festgelegt und während der Testabläufe konstant gehalten werden.

Testen der Grenzen. Qualitative Methoden wollen die Begrenzungen des Gegenstandes bestimmen, die Bereiche, in denen Struktur in Beliebigkeit, Figur in Grund, Gemeintes in Nicht-Gemeintes, Einfluß in Wirkungslosigkeit, Sinn in Unsinn umschlägt. Experimentelle Eingriffe in einen Gegenstand testen seine Grenzen durch Veränderungen, die Grenzen in Frage stellen und sie dadurch sichtbar machen, oder durch Verschiebung von Kräfteverhältnissen, so daß Ambivalenzen, im optischen Feld "Umspring-figuren", entstehen. Verlauf, Stabilität, Durchlässigkeit von Grenzen sind wichtige Strukturmerkmale, sie auszutesten sind experimentelle Forschungsstrategien.

Testen der Grenzen ist natürlich auch ein Aufsuchen von Extremen, das erreicht wird durch Maximierung von Strukturmerkmalen. Es betont, anders als die (fortschreitende) Maximierung bzw. Minimierung, das Plötzliche, Abrupte, die grundsätzliche Veränderung, das Umschlagen des Prozesses, seine Negation.

Hierher gehören die "Paradoxien" auf deren Wichtigkeit für die Analyse schon Mach hingewiesen hat (1905, 176, 196, 264, mit Beispielen). Thomas S. Kuhn schreibt *allen* Anomalien große Bedeutung zu, weil sie Anstoß sein können zur Neuorientierung der Wissenschaft (1978, 349). Paradoxien sind Grenzfälle, in denen sich Widersprüche so präsentieren, daß ihre Widersprüchlichkeit augenscheinlich wird. Echte Paradoxien in den Wissenschaften sind solche, bei denen sich nicht einfach eine richtige und eine falsche Lösung widersprechen, sondern zwei richtige Lösungen. Einfache Beispiele sind die Sinnes-, besonders die optischen Täuschungen. Durch das Experiment versucht der Forscher eine Situation zu schaffen, in der er die Konfrontation von Erscheinungen oder Daten auf die Spitze treibt und damit gleichzeitig sowohl ihre Zusammengehörigkeit als auch das Trennende, die Grenze zwischen ihnen erlebbar macht. Komplexe Beispiele sind dialektische Widersprüche: das Umschlagen von Quantität in Qualität etwa beim tendenziellen Fall der Profitrate

(Marx 1894, 221-277).

Adaption. Darunter ist ein Prozeß zu verstehen, der von drei Aspekten bestimmt wird. (1) Herstellung einer Vielfalt von Techniken gegenstandsspezifisch. (2) Flexibilisierung der Techniken, die nicht starr bleiben dürfen, sondern sich in der Anwendung an den Gegenstand anpassen und (3) Schutz des Gegenstandes, dessen Struktur die Techniken erforschen. Der Gegenstand darf durch die Untersuchung weder zerstört noch beschädigt werden, da er ein sozialer Gegenstand, also nicht rekonstituierbar ist und das qualitative Experiment *diagnostischen*, nicht therapeutischen Charakter hat. Gleichwohl wird durch das Experiment in ihn eingegriffen. Dies fordert eine besondere Untersuchungsstrategie, die auf maximale Erkenntnis bei minimalem Eingriff zielt und vorsichtig Grenzbereiche austestet. Sie arbeitet in aller Regel zunächst mit geringem Energieaufwand des Forschers, um die Wirkungsschwelle festzustellen, und geht nur dann sensibel über sie hinaus, wenn dies zur Erkenntnis nötig ist. Eine Mitwirkung der Untersuchten, wenn möglich, ist anzustreben, da der Gegenstand besser erkannt wird, wenn er in Übereinstimmung mit der Grundregel 3 von mehreren Seiten beurteilt wird, also auch durch die Betroffenen selbst. Der Prozeß wurde ebenfalls zuerst von Mach beschrieben als "Anpassung der Gedanken an die Tatsachen und aneinander" (1905, 164-182); er ist aus dem Bereich der Gedanken auf die Praxis des Experimentierens übertragbar.

V. Die Techniken des qualitativen Experiments im allgemeinen

Techniken sind Verfahren mit begrenzten Zielsetzungen, die im Rahmen der allgemeinen Methodologie und der spezifischen Strategien angewandt werden, um Teilerkenntnisse zu gewinnen. Sie sind eine Art "Werkzeug" des Experimentators.

Jeder Gegenstand benötigt eigentlich eine besondere Art und jedenfalls eine besondere Anwendung von Untersuchungstechniken. Einige scheinen aber so vielfach verwendbar zu sein, daß sie zur Verdeutlichung der Verfahren gesondert dargestellt werden können. Sie sind einander benachbart oder gehen auch ineinander über, so daß eine klare Abgrenzung manchmal schwerfällt. Deswegen und weil sie ohnehin sehr vielgestaltig sind, auch immer wieder verändert werden können, versuche ich nicht, sie zu systematisieren oder gar zu standardisieren.

Ich beschreibe im folgenden sechs Techniken des qualitativen Experimentierens, die sich jedoch zu drei Gruppen zusammenfassen lassen. Sie beziehen sich auf Gliederung, Einschränkung, Ausdehnung und Umwandlung des Gegenstandes.

Gliederung:	(a) Separation/Segmention (b) Kombination
Einschränkung/ Ausdehnung:	(a) Reduktion/Abschwächung (b) Adjektion/Intensivierung
Umwandlung:	(a) Substitution (b) Transformation

Separation/Segmentation. Dies ist die "Teilung" des Gegenstandes, indem man entweder einzelne Trennungen anbringt (Separation) oder den ganzen Gegenstand gliedert (Segmentation): eine Handlung, eine Gruppe, einen Text. Verschiedene Gliederungen ergeben verschiedene Arten von "Sinn" - manche sind wiederfindbar in sozialen Interaktionen, andere erweisen sich nur als Konstruktion des Forschers ohne Realitätsbezug.

Kombination. Hier werden Teile kombiniert, auf eine andere Art zusammengesetzt, als im Gegenstand vorgefunden. Männer und Frauen, Deutsche und Ausländer, Kinder und Alte werden zu einer Arbeitsgruppe zusammengefaßt, Polizisten und Demonstranten, verfeindete Ehepartner und Nachbarn: was passiert? Das Ergebnis sagt etwas aus über die Besonderheiten der Teile, die zusammengebracht werden, weil es zeigt, wie sie sich zueinander verhalten in ihrer Versöhnbarkeit, Widersprüchlichkeit, Gleichgültigkeit oder auch durch Effekte, die erst bei ihrer Kombination erkennbar sind. Ein Spezialfall der Kombination ist die gegenstandsadäquate Zusammensetzung von Teilen, die "Rekonstruktion".

Reduktion/Abschwächung. Was kann man aus einem Gegenstand entfernen, ohne ihn "eigentlich" zu treffen? Welche Teile oder Funktionen sind so wichtig, daß sie keinesfalls entfernt werden dürfen, ohne den Gegenstand wesentlich zu verändern? Desgleichen erfährt man beim Prozeß der Abschwächung: welche Bereiche können verringert werden, ohne daß viel passiert? Welche sind sensibel für Reduktion?⁸

Adjektion/Intensivierung. Gemeint ist die Veränderung eines Gegenstandes, indem man etwas hinzufügt bzw. Teile intensiviert. Ist er offen für Zugaben und Verstärkungen? Welche Anfügungen kann er am ehesten verkraften? Welche Zutaten dürfen keinesfalls beigelegt werden, da sie den Gegenstand zerstören? Experimentiermaterial kann auf verschiedene Art gewonnen werden: aus dem

⁸ "Reduktion" ist natürlich immer "Reduktion von Komplexität", wovon denn sonst. Reduktion ist eine Technik des Umgangs mit Wirklichkeit; sie ist aber nur *eine* Technik von vielen, und es ist nicht berechtigt, ihr eine prominente oder gar dominante Funktion zuzuschreiben.

Gegenstand selbst, aus benachbarten Gegenständen, aus anderen, weiter entfernten, mit dem Untersuchungsgegenstand auf die eine oder andere Weise verbunden.

Substitution. Dies ist der Ersatz eines Teiles oder eines Gegenstandes durch einen anderen. Welche Teile können wodurch ersetzt werden? Wodurch kann bei möglichst kleinem Aufwand möglichst große Wirkung erzeugt werden? Wodurch erreicht man selbst bei umfangreicher Substitution vergleichsweise wenig? Die "funktionale Äquivalenz" und der "Äquivalenten-Tausch" anerkennen den Ersatz; was das qualitative Experiment davon übernimmt, ist die Praxis des Austauschs zur Erforschung des Austauschbaren.

Transformation. Dies ist die Umwandlung des gesamten Gegenstandes in einen anderen, der gleichwohl (mehr oder weniger) noch Merkmale des ersten Gegenstandes enthält. Daß bei Transponierung einer Melodie in eine andere in wenig höherer Tonlage kein Ton gleich bleiben muß, und dennoch die "Melodie" erhalten wird, war der Ausgangspunkt der Lehre von der Gestalt. Die "Konstanzen" (Helligkeit, Größe, Form usw.) waren ein viel beforschtes Gebiet. Experimentell etwas ganz anderes herzustellen, das gleichwohl das Gleiche ist oder etwas sehr Ähnliches, das völlig ungleich erscheint, sind Ziele, die, wenn man sie erreicht, Auskunft geben über die Eigenarten von Gegenständen.

Sich auszeichnende Fälle der Transformation sind die Herstellung eines oder mehrerer Gegenteile, von Umkehrungen, Spiegelbildern oder Negationen, kurz Widersprüchen des zu untersuchenden Gegenstandes, die möglicherweise zu einem Haupt- und Zentral-Widerspruch verdichtet werden können.

VI. Die Techniken bei sozialpsychologischen Experimenten

Die qualitativen Forschungsverfahren und auch die hier beschriebenen Techniken sind bei allen sozialwissenschaftlichen Themenstellungen anwendbar. Ich gebe hier Beispiele aus zwei Bereichen: der Sozialpsychologie und der Textanalyse.

Separation/Segmentation. Formale Sozialordnungen oder Organisationen werden in Situationen gebracht, in denen sie sich auflösen können: der Kindergarten, die Schulklasse ohne Aufsicht, die betriebliche Abteilung, die Vereinsversammlung, der militärische Verband ohne Leitung. Die Organisationen "zerfallen" in sich "natürlich" bildende Einheiten, die "informellen Gruppen". Um deren Formation zu studieren, wird man qualitative Experimente ausführen, mit wechselnden Organisationen unter verschiedenen Bedingungen, unter jeweils anderen Fragestellungen. Kleingruppen kann man auch experimentell herstellen, indem man Organisationen in Teilgruppen trennt: nach Geschlecht, nach Alter, nach Leistung, nach Seniorität, nach Körperkraft ("Fragen") und dann feststellt,

was passiert ("Antworten"), wo sich Spannungen ergeben, etc. Beide Arten der Teilung - durch geänderte Rahmenbedingungen und durch Eingriff in die Organisation - sind als qualitative Experimente zum Studium der Bedingungen verschiedener Formen der Vergesellschaftung verwendbar.

Kombination. "Teile", also Kleingruppen, Mannschaften, Betriebe, Familien, einzelne Personen, werden zusammengefügt, und dann ergibt sich ein bestimmtes Verhalten als Ergebnis: Konkurrenz, Wettbewerb, Leistung, Interaktion, Vergnügen, Frustration, Regression, Identitätsbeeinflussung, Gruppenzerfall, Abgrenzung etc. Die Kombinationen können variiert werden nach Gleichartigkeit, Verschiedenartigkeiten, hierarchischen Merkmalen, also Verläufen. Dies kann sich naturwüchsig ergeben und wenig geplant (wie Integration von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen) oder mit gewisser Planung (Wohnorte ausländischer Arbeiterfamilien) oder mit der Möglichkeit zu genauer Kontrolle (Ausländer in Kindergärten, Kirchen, Schulen, an Arbeitsplätzen, in Vereinen, Zusammensetzung der Belegschaft in totalen Institutionen, Gefängnissen, psychiatrischen Einrichtungen, Krankenhäusern, Heimen etc.). Kombinationen von Personen zur Analyse der Sozialstruktur und des Sozialverhaltens können bei Kindern im Vorschulalter besonders leicht studiert werden, hier ist auch die Ontogenese des Sozialverhaltens zu erforschen.

Reduktion/Abschwächung. Bestehende Sozialorganisationen werden dadurch verändert, daß Positionen und Rollen in ihrer Wirksamkeit abgeschwächt werden, durch Machtentzug, Liebesentzug, Legitimitätsbeschränkung, *laissez-faire*-Haltung, Separierung oder einfach durch Abwesenheit bestimmter Rolleninhaber. In diesem Fall werden "Teile" der Sozialstruktur, Personen oder Funktionen entfernt. Was geschieht dann mit der Gruppe? Wie funktioniert eine unvollständige Familie? Was ist das Besondere der Lage alleinerziehender Mütter? Funktionen von Institutionen werden erkennbar durch Abschwächung und Herausnahme von Funktionen.

Adjektion/Intensivierung. Die Eigenart von Institutionen wird erforscht, indem man bestimmten Personen Tätigkeitsfelder, Verantwortungsbereiche, Machtbefugnisse überträgt, die sie vorher nicht oder nicht in diesem Maße besessen haben. Eine Schulklasse soll über den Lehrplan entscheiden, die Prüfungen, die Zensuren. Die Sportmannschaft entscheidet über Aufstellung und Strategien des Wettspiels. Was ereignet sich wann? Heinrich Popitz hat an erlebten Beispielen (Schiffsreise, Kriegsgefangenenlager, Erziehungsanstalt) beschrieben, wie Gruppen sich Machtbefugnisse aneignen, wenn man sie nicht daran hindert, und was sie tun, um sie zu sichern. Solche "natürlichen" Verhaltensweisen können zum Teil auch *hergestellt* werden, wenn man entsprechende Rahmenbedingungen schafft (1968) Vereine und Firmen erweitern ihre Tätigkeitsgebiete: wie verändert das ihre Sozialorganisation, ihre interne

Kontrolle, die Legitimationsbasen? Welche Zufügungen "vertragen" sich mit dem Bisherigen, welche sind disfunktional?

Substitution. Der Ersatz eines Teiles durch einen anderen Teil gibt Auskunft über das Ganze, das sich in bestimmter Weise verändert. Andere Kleidung oder Haartracht, ein anderer Wortschatz, anderes Sprachverhalten, schon eine andere Stimmlage, modifizieren die gesamte Erscheinungsweise, die Wirkung auf sich selbst und das Verhalten anderer. Veränderung, Verstellung, fantasievolles Ausprobieren einer Rolle sind nicht nur kennzeichnend für Kinder; gezielte Vermummung, die Maskierung zur Beschwörung oder zum Gaudium, das Theaterspielen bis zu Verkleidungen zur Tarnung und zur Entlarvung sind Alltagstechniken. Das Rollenspiel kann bei entsprechender Methodologie qualitativ-experimentell genutzt werden (vgl. Sader 1986).

Qualitative Experimente ersetzen eine Person, eine Position, eine Rolle, eine Funktion, eine Bedingung, eine Gruppe, eine Form der Legitimation, eine Organisation durch jeweils eine andere. Die Substitutionen verändern zwar, aber sie verändern nicht beliebig alles in alles, sondern sind in ihrer verändernden Wirkung gleichwohl eingeschränkt, so daß sie *auch* etwas aussagen über den Gegenstand, der da verändert wird. Die Bereiche für Substitution sind vielfach. Individuelles Sozialverhalten ist einer: Verhalte dich wie ein Kind, wie dein Chef, wie dein Ehepartner, wie ein Amerikaner, wie ein Politiker. Sprich durch Zeichen, spricht mit Akzent, sprich in einer Fremdsprache. Verändere dein Aussehen, deine Haarfarbe, deine Kleidung, deine Vorlieben. Verhalte dich als Lehrer wie ein Schüler, als Schüler wie ein Lehrer. Als Betreuer von Blinden, lerne wie ein Blinder zu leben, indem du einen Monat lang das Augenlicht abdeckst. Lebe drei Monate von Sozialhilfe usw. Verändere deine Lage: reise, verzichte auf das Auto, das Fernsehen, die Massenmedien, begib dich in extreme Situationen. Auf Familien, Arbeitsgruppen, Freundeskreise bezogen: ersetze eine Innen- oder eine Außen-Bedingung, eine besondere Regel oder Verhaltensweise durch eine andere: die Macht oder Legitimation, ein Ziel, den Aktionsrahmen. Ersetze ganze Einheiten: Mannschaften, Abteilungen in Unternehmen, Verwaltungen. Man wird Äquivalente finden und nicht Äquivalentes: funktional, symbolisch, ökonomisch etc.

Transformation. Dies ist die Umgestaltung eines Ganzen: einer Familie, eines Dorfes, eines Stadtteils, eines Vereins, einer Zeitung oder eines Senders, eines Wirtschafts-Unternehmens, einer Religion, eines Staates, eines Wirtschaftssystems, einer Staatenordnung usw. Die naturwüchsige Basis sind kurzfristige Transformationen bei Festen, Feiern, Tagungen, Aufführungen etc. und langfristige, die die Zeit herstellt. Was ändert sich wie? Was bleibt? "Kleine" Ganze können natürlich leichter transformiert werden, um ihre Strukturen zu erforschen. Bei großen, herrschaftsrelevanten, der Manipulation bzw. Planung

nicht zugänglichen gehen die Techniken in Gedankenexperimente und Ex-post-facto-Verfahren über (davon später).

VII. Experimentelle Techniken der Textanalyse

Ich gebe Beispiele für den Gebrauch von Techniken des qualitativen Experiments bei Textanalysen. Gemeint sind hier Textanalysen verschriftlichter Texte; für gesprochene Texte, wie auch für Bilder, Gesten, das gesprochene Wort, Filme, alle Arten von Gestaltungen etc. gilt Entsprechendes. Experimente sind, wie schon erwähnt, nicht die einzige Methode, Texte zu erforschen: die *Beobachtung* von Texten ist die andere.

Eine Vorbemerkung über Textanalyse ist hier am Platze. Die Entwicklung einer angemessenen sozialwissenschaftlichen Methodologie zur Analyse von Texten wurde durch die empiristische Tendenz behindert, die Methoden mit bestimmten Gegenständen zu verbinden und damit von den übrigen Gegenständen zu lösen. Die Abstraktion einer einzelnen Methode von der Gesamtheit aller Methoden ging einher mit einer Aussonderung von Gegenständen ("Text") und führte sogar zu einer Aufspaltung des Gegenstandes selbst ("Inhalt"). Die Folge war die ganz einseitige Ausformung der Methode der "Inhaltsanalyse" als einer Spezialtechnik vornehmlich zur quantitativen Bestimmung manifester Gehalte in Texten von Massenmedien⁹. Dies erzeugte zwei gravierende Defizite: eine Verkürzung der Forschungsgegenstände und eine Einengung der Methoden. Aus der allgemeinen Sozialforschung ausgeblendet wurden die "ganzen" Texte, also ihre Formen, Strukturen, ihre gesellschaftlich-historische Bedingtheit, die bis zur Durchsetzung des Positivismus als Forschungsideal etwa zur Mitte dieses Jahrhunderts ein prominenter Gegenstand der Gesellschaftswissenschaften waren¹⁰.

⁹ Interessanterweise wurde schon in den 50er Jahren die Auseinandersetzung über die Methoden der Inhaltsanalyse (Kracauer 1952/53 gegen Berelson 1952), nicht über Methodeneinseitigkeit oder Methodenverengung geführt, sondern über deren Niveau: qualitativ gegen quantitativ. Daß das Experiment überhaupt bei Texten verwendbar sei, ist keinem der zahlreichen neueren Bearbeiter erkennbar (Wersig 1968, Holsti 1969, Bessler 1972, Ritsert 1972, Silberman 1973, Deichsel 1975, Lisch, Kriz 1978, Krippendorf 1980, Merten 1983, Klingemann 1984). Auch Autoren, die sich der "qualitativen" Inhaltsanalyse verschrieben haben, erwähnen das Experiment nicht (Oevermann 1979, Rust 1980, 1981, Mayring 1983, 1985).

¹⁰ Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Siegfried Kracauer, Leo Löwenthal, Jean Paul Sartre, Alfred Weber, Georg Lukács, u.a.

Heute muß betont werden, daß sowohl *ganze* Texte, Inhalt *und* Form, als auch *alle* Arten von Texten Forschungsgegenstände der Sozialwissenschaften sind, weil sie nämlich gesellschaftlich hervorgebracht und genutzt werden, also gesellschaftliche Produkte sind: Alltags-Texte, Tagebücher, Alltagserzählungen, Dokumente aller Art, wissenschaftliche Texte, Trivalliteratur *und* auch literarische Kunstwerke, diese sogar besonders, da sich die methodische Qualifikation eines Forschungsverfahrens nirgends besser erweist als an anspruchsvollen Gegenständen¹¹. Im Vergleich zur Verkürzung der Forschungsgegenstände ist die Einengung der *Methoden* noch gravierender, da sie die Qualität der Ergebnisse reduziert. Aus der Textanalyse ausgesondert wurden vor allem das Experiment, aber auch die explorative Form der Beobachtung.

Wie das "qualitative Experiment" in die Textanalyse zurückgebracht werden kann, soll hier skizziert werden. Ich erinnere nur daran, daß die qualitative Methodologie insgesamt, also die Grundregeln, die Prozesse und die allgemeinen Strategien auf Texte angewandt werden können, so wie auf jeden sozialen Gegenstand. Die Techniken der Textanalyse will ich etwas ausführlicher beschreiben.

Separation/Segmentation. Sie teilt oder gliedert Texte, ein ganz übliches Verfahren in den Literaturwissenschaften, die sich ohnehin mit zumeist von den Autoren selbst stark strukturierten Erzeugnissen befaßt. "Teilung" bezieht sich auf das einzelne Werk, oder das ganze Œuvre, oder die Produktionen zu einer bestimmten Zeit, einer Region, einer gesellschaftlichen Klasse, bestimmter Auftraggeber, usw.

Teilung von Textabfolgen oder Ordnung größerer Texte sind auch für alle anderen Arten von Texten geeignet, ebenfalls für Alltags-Prosa. Die Texte werden aber nicht nach vorbestimmten Rastern oder Kategorienschemata klassifiziert; Gliederungspunkte ergeben sich vielmehr als "Antworten" auf "Fragen" an den Text, sind also textspezifisch. Hier wie sonst arbeitet man mit maximaler struktureller Variation der Perspektiven und Analyse der geteilten Texte auf Gemeinsamkeiten, alles prozeßhaft, zirkulär und adaptiv.

Kombination. Hier werden Teile auf andere Weise zusammengefügt als im Original, verändert wird die Reihenfolge der Kapitel, der Szenen, die Zeitabfolge des Textes. Überschriften und Texte werden in andere Reihenfolge gebracht,

¹¹ Dies ist eine These von Hans Glinz, der seine Verfahren an Klassikern erprobte. Ich selbst habe Beobachtungen und Experimente gleichfalls zur Analyse literarischer Texte verwandt, zum Teil sie dabei entwickelt: Kafka "Die Bäume" (1983), Rilke "Grab-spruch" (1984); überarbeitete Fassung (1993) in diesem Band.

Zusammenfassungen, Folgerungen umgestellt. Auch dies wieder nicht beliebig, sondern etwa nach der Maximal-Minimal-Regel: maximale Veränderungen bei minimaler Wirkung und umgekehrt. Die Reihenfolge von Sequenzen, von Sätzen, von Gedankenfolgen ist ein anderer Bereich. Alles was mit Spannung und Witz, Ironie, Humor zusammenhängt, ist sequenzabhängig, es kann auf diese Weise studiert werden. Auch Alltags-Texte können zur Exploration ihrer Struktur anders kombiniert werden als sie gesprochen oder geschrieben wurden. Was geht? Was geht nicht?

Reduktion/Abschwächung. Gewisse Teile des Textes werden herausgenommen oder abgeschwächt: sprachliche Eigenarten, Satzzeichen, Adverbien, Lehnwörter, fremdsprachliche Ausdrücke, etc. Umfangreiche Texte - Zeitungen eines Jahres, Bücher, Reden, alles, was von einer Person während eines Tages gesagt wird etc., werden durch Wegnahme von Teilen reduziert. Damit stellt sich wieder die Frage des Samplings. Wie immer ist das Sampling das der Herstellung von Extremgruppen. Textstellen, die sich als "extrem" erweisen nach der einen oder anderen Frage an den Text, also gewisse Aspekte besonders deutlich zum Ausdruck bringen, werden in das Sample einbezogen. Wie kann man Texte reduzieren? Wie nicht?

Adjektion/Intensivierung. Dies ist die Veränderung von Texten durch Fortschreibung, bzw. durch Betonen, Unterstreichen, Hervorheben. "Fortschreiben" ist das Anfügen neuer Textteile, "Vorausschreiben" das Voranstellen. Diese Technik ahmt den kreativen Prozeß nach: Dichter entwerfen und verwerfen Fortsetzungen, diskutieren die Hineinnahme von Personen, von Argumenten, wollen die eine oder andere Situation stärker hervorheben. Der Forscher soll versuchen, Texte durch Fortschreibung zu verändern, "maximal" und "minimal" bei jeweils umgekehrtem Aufwand; er wird etwas erfahren über ihre Eigenart. Manche Texte erweisen sich als "Ausschnitte" aus einem Fluß von Kommunikation, andere sind so konstruiert, daß sie nicht fortsetzbar erscheinen, daß sie wirklich "enden".

Substitution. Teile von Texten durch andere Teile zu ersetzen kann gleichfalls explorativ sehr ergiebig sein. Bei Trivalliteratur, aber auch bei schönggeistigen Erzeugnissen erlebt man Überraschungen durch den Ersatz von Personen: Änderung ihres Geschlechts, ihres Alters, ihres Berufs, ihres Charakters, des Handlungsrahmens etc. Bei Alltags-Erzählungen kann man Personen, Situationen, Problembereiche, Lösungsmöglichkeiten austauschen. Das zu Substituierende wird der Forscher meist nicht "frei" erfinden, er bemüht zunächst den Umkreis des jeweiligen Textes: bei Literatur dasselbe Werk, andere Schriften desselben Dichters, oder andere Autoren aus derselben Zeit, Region, Schicht usw. Substitute können näher oder weiter mit dem Gegenstand verwandt sein, der

ein Substitut erhält: was sich als Substitut eignet, sagt etwas aus über den Gegenstand.

Transformation. Texte werden in andere umgewandelt: grammatikalisch, sprachlich, thematisch, formal. Was verändert sich, wenn Prosastücke in Dramen in gebundener Sprache überführt werden? Was, wenn alle Personen Türken sind? Wenn Hamlet "im Frack" gespielt wird? Größere oder kleinere Teile können transformiert werden, nach Gesichtspunkten, die textspezifisch sind. Man kann Alltags- Erzählungen vom Dialekt in die Hochsprache umsetzen, Schulaufsätze in fehlerfreies, glattes Deutsch (ein Beispiel von Glinz), die beschreibende Form in die berichterstattende, die Epik in die Dramatik etc.

VIII. Natürliche Experimente: Gedankenexperiment, Ex-post-facto-Experiment

Dies sind Experimente mit der Besonderheit, daß Eingriffe in (soziale) Gegenstände nur im Denken vorgenommen werden. Sie werden in der neueren Literatur gewöhnlich abgewertet, gelten als "quasi-experimentelle" Verfahren (Campbell, Cook 1979, Zimmermann 1972, 119-184, Schütze u.a. 1973, 476), als "uneigentliche Experimente", weil nicht theoriegeleitet (Holzkamp 1981, 89), "angebliche Experimente", (Zimmermann 1972, 205), so als ob sie Abweichungen von den wirklichen, "eentlichen" Experimenten wären. Sie gehören aber zur breiten Basis des natürlichen Experimentierens und können unter bestimmten methodischen Bedingungen zu wissenschaftlichen Verfahren entwickelt werden¹².

Das Gedankenexperiment. Zunächst zum "Problem" des Gedankenexperiments, dem Subjektivismus. Er wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur, sofern sie sich überhaupt mit dieser Form des Experimentierens beschäftigt, dem Gedankenexperiment angelastet: es sei unsicher, weil nicht faktisch, empirisch nicht prüfbar, ausgedacht, "imaginary". Positive Stellungnahmen oder gar die Empfehlung, die Methode in der einen oder anderen Form zu verwenden, sind kaum zu finden, am wenigsten bei naturwissenschaftlich ausgerichteten Sozialwissenschaftlern¹³.

¹² Die Rückführung des Experiments auf den dynamischen, veränderten Aspekt sozialen Handelns schließt aus, Veränderungen der *Naturgeschichte* als "Experimente" zu bezeichnen. "Natürliche Experimente" sind die Experimente, die aus der Natur des Menschen heraus entstehen, nicht Wirkungen personifizierter Naturgewalten.

¹³ Max Weber (1980, 5): "unsicheres Mittel", Klaus Holzkamp (1968, 258): "weitgehend anderer Sinn", "vom empirisch- wissenschaftlichen Experiment abtrennen", Ekkart Zimmermann (1972, 205): "Armchair Experimentation", "Imaginary Experiment", "In

In frappierendem Kontrast dazu wird das Verfahren von Naturwissenschaftlern selbst als überaus wichtig angesehen; ich nenne hier nur Ernst Mach, Niels Bohr, Albert Einstein, Werner Heisenberg, Carl Friedrich von Weizsäcker und die Bewertung von naturwissenschaftlichen Gedankenexperimenten durch Karl Popper und Thomas S. Kuhn¹⁴. Der Subjektivismus-Vorwurf scheint hier keine Rolle zu spielen. Wenn dem so ist, gibt es keinen Grund, das Gedankenexperiment den Sozialwissenschaften zu entziehen.

Man muß die Schwierigkeiten lösen, die seine Anwendung, außer durch die "Meister" (Weizsäcker 1985, 519), derzeit noch erschweren. Das Hauptproblem ist das für das Denken charakteristische Subjekt- Objekt-Verhältnis. Ein Gegenstand ist von mir gedacht, *mein* Gegenstand, subjektiv. Deswegen sind gedachte Gegenstände aber nicht nur bloße Fantasie und Erfundenes, verarbeitete Innenwelt. Sie sind *auch* verarbeitete Außenwelt: Abbild, erlebte, erfahrene, gewußte Wirklichkeit. Im naturwüchsigen Denken verschmelzen epistemische und reale Faktoren, wie auch im naturwüchsigen Erleben der Welt. Das wissenschaftliche Denken muß sie trennen.

Beobachtung und experimentelle Eingriffe sind auch hier die Grundtechniken. Die vieldiskutierte Methode der Introspektion ist ein Beobachtungsverfahren, die Transformation des Denkens durch Entäußerung im lauten Denken, dem Darstellen durch Gesten oder Zeichen, dem Selbstgespräch, die Bühlersche, von Wundt bekämpfte, "Ausfragemethode" sind experimentelle Techniken. Reflexion vereinigt beide: das Denken über das Denken beobachtet *und* verändert gleichzeitig. Daß Denkopoperationen besser gelingen durch Schulung des Denkens und durch Ausbau der Verfügbarkeit objektiven Wissens im Gedächtnis ist eine Alltagserfahrung, gleiches sollte für Gedankenexperimente zutreffen.

Nun darf die Forschung bei der Anwendung solcher objektivierender Techniken nicht stehen bleiben. Sie müssen einer Methodologie unterworfen werden, die von der Demonstration zur Exploration führt: der qualitativen Methodologie.

den verstehenden Wissenschaften nicht unbekannt ... die Forschungsergebnisse sprechen für sich ..." (gemeint sind negative, G.K.). "Verzicht auf empirische Tatbestände", "Gefahr des sogenannten Modellplatonismus ... also Verzicht auf Test und Korrektur". Hans Albert in René König (Hg.) (1973, 58): "Eine solche Konstruktion kann naturgemäß bestenfalls als Ergänzung aber nicht ... als Ersatz für Tatsachenexperimente aufgefaßt werden", "falsche Einschätzung der Logik" (1967, 84 f.).

¹⁴ Mach über Geschichte des Gedankenexperiments, Grundmethode und Techniken (1905, 83-200). Einstein: Gedankenexperimente zur Relativitätstheorie (1905, 1916), zur Quantentheorie siehe v. Weizsäcker (1985, 544 f.). Zur Bedeutung von Gedankenexperimenten: Popper (1966, 397 f.), Kuhn (1978, 340, 350-352), v. Weizsäcker (1985, 519 f., u.a.).

Gedankenexperimente können nach ihren Grundregeln ausgeführt werden: Offenheit des Denkenden, Vorläufigkeit des Gegenstandes, maximale strukturelle Variation der Betrachtungsweisen und Analyse der verschiedenen Perspektiven auf Gemeinsamkeiten. Auch die Maximal-Minimal-Strategie, das Testen der Grenzen und die Adaption des Denkens an den gedachten Gegenstand sind bei Gedankenexperimenten verwendbar - ebenso wie die hier besprochenen Techniken: Separation, Kombination, Reduktion, Adjektion, Substitution und Transformation.

Meine These ist also, daß Alltagsverfahren, wie das "natürliche" Experimentieren durch Nachdenken über etwas, die reflektierende Beschäftigung mit einem Gegenstand, zum Nutzen für die Forschung zu heuristischen, wissenschaftlichen Such- und Findeverfahren entwickelt werden können und sollten.

Das Ex-post-facto-Verfahren oder Geschichte als Experiment. Beim Ex-post-act-Experiment wird ein bereits abgelaufener Vorgang im nachhinein als "Experiment" angesehen: so als ob er geplant gewesen sei. Die Methode wurde 1947 von Stuart F. Chapin vorgestellt. Sie wird im Gegensatz zum Gedankenexperiment in der neueren Literatur häufig zitiert, aber zumeist kritisch behandelt und nur mit Einschränkungen oder überhaupt nicht als "Experiment" akzeptiert¹⁵. Zimmermann (1972, 190) sieht Probleme in unzureichender Kontrollmöglichkeit und in Scheinerklärungen durch rückschauende Betrachtung (post hoc ergo propter hoc). Er will statt "Experiment" "Anordnung" verwenden und empfiehlt besser kontrollierbare Laborexperimente (193)¹⁶.

Wie beim Gedankenexperiment kommt man in Schwierigkeiten, wenn man

¹⁵ Ernest Greenwood (1967, zuerst 1956, 181, 182) faßt "natürliche" Experimente (ex post facto) und im voraus geplante "künstliche" Experimente als nur graduell voneinander verschieden auf, das künstliche sei aber überlegen durch bessere Kontrollierbarkeit. Ähnlich Francis Stuart Chapin (1967, zuerst 1956, 238, 239) über das Ex-post-facto-Experiment: "... schwerwiegende Begrenzung, trotzdem ... eine überraschende Menge von Material, die sich für unsere Untersuchung eignet". Diese tolerante Beurteilung wird aufgegeben durch Pages (1967, 443): das "retro-spektive Experiment" oder das "natürliche Experiment" sei *kein Experiment*. Es fehlten die Bedingungen: verschiedene unabhängige Variablen in völlig transparenter Weise, maximale Zufallsstreuung, dem wahrscheinlichkeitstheoretischen Anspruch entsprechende Wiederholbarkeit. Ähnlich Zimmermann (1972, 205, 206).

¹⁶ Der Subjektivismus-Vorwurf bei Erklärungen im nachhinein scheint in den Naturwissenschaften nicht zu gelten, ist also wohl spezifisch für Geisteswissenschaften. Ex-post-facto-Erklärungen sind in den Natur-, Bio- und Medizinwissenschaften durchaus üblich, etwa bei Katastrophen- und Schadensursachen-Forschungen.

das Ex-post-facto-Verfahren am naturwissenschaftlich angelegten Laborexperiment mißt. Denn weder gibt es einen Experimentator, noch überhaupt einen experimentellen Entwurf. Es gibt auch keine Erkenntnisabsicht der Handelnden, wenigstens nicht als Motiv ihres Tuns. Allenfalls kann man im nachhinein "Variablen" konstruieren, sie durch Intensitäten oder Häufigkeiten ausdrücken und sie mit anderen Variablen in Beziehung setzen: in jedem Fall sei ein solches "Experiment" schlechter als ein vorausschauend angelegtes, dessen Ergebnis erst hergestellt wird.

Ex-post-facto-Verfahren sind aber nur scheinbar wenig brauchbar. Zunächst einmal sind sie "natürlich": ganz übliche und für das Verstehen von Alltagsvorgängen durchaus nötige Kontemplationen. Was ist wie warum abgelaufen? Alltagsverfahren können stets zu qualitativen entwickelt werden, wenn man sie nach bestimmten Regeln anwendet. Die Grundverfahren qualitativer Sozialforschung, die vorgestellten Strategien, alle angeführten Techniken, sind auch im nachhinein einsetzbar, ebenso wie das Dialogkonzept. Dabei zeigt sich die enge Verbindung der Ex-post-facto-Verfahren mit den Gedankenexperimenten. Nur der Gegenstand ist in beiden Fällen verschieden.

Während wir Gedankenexperimente auf Gegenstände anwenden, die nicht explizit eine gesellschaftlich-historische Abfolge enthalten - etwa Problemlösungsaufgaben - thematisieren Ex-post-facto-Experimente die spezifisch *geschichtlichen* Veränderungen. Deswegen sind Gedankenexperimente auch charakteristisch für naturwissenschaftliche Forschung. Da aber sozialwissenschaftliche Gegenstände immer auch historisch sind, kann man Ex-post-facto-Verfahren, sofern mit einer Methodologie versehen, als die sozialwissenschaftliche Version des (qualitativen, explorativen) Gedankenexperiments bezeichnen oder als Gedankenexperiment über Geschichte.

Ex-post-facto-Verfahren haben vor allem zwei Problembereiche. Alle Schwierigkeiten bei *Gedankenexperimenten* existieren auch hier. Dazu kommen Unsicherheiten, die spezifisch sind für das Studium eines *historischen* Gegenstandes: etwa hohe Komplexität und Unübersichtlichkeit, Problematik der Datenbeschaffung und der Dokumentation, oft große Distanz des Forschers zu seinem Gegenstand. Es wäre aber ganz falsch, daraus den Schluß zu ziehen, dann sei der Gegenstand für solche Methoden nicht geeignet. Zum einen haben alle historischen Wissenschaften dieselben Probleme, zum anderen zeigt gerade die theoretische Physik mit ihrem auch nicht gerade "einfachen" Gegenstand die Nützlichkeit von Gedankenexperimenten. Weder die Zurückweisung von Ex-post-facto-Experimenten noch die vermeintliche Purifizierung der Verfahren, wie in den Wundtschen Labors mit Kopfstütze und Repetitionstests sind Alternativen, sondern die Entwicklung qualitativer experimenteller Methoden und ihre Anpassung an die Besonderheiten historischer Gegenstände.

IX. Die immanente Moral des qualitativen Experiments

Ich schließe mit einem Hinweis auf die Ethik des Experimentierens. Das quantitative Experiment ist zum Teil und auch mit Recht als inhuman angegriffen worden, wobei besonders die amerikanischen Gehorsams- und Gefängnis-Experimente im Brennpunkt der Kritik standen (Milgram 1974, Haney u.a. 1973, dazu Preiser 1982a). Qualitative Experimente können diesem Vorwurf nicht ausgesetzt werden, man kann sogar fragen, ob es nicht nützlich war für Bühlers Professoren, Köhlers Affen, Piagets Kinder und Wertheimers Gehirn, an den jeweiligen Experimenten teilzunehmen.

Qualitative Experimente sind Eingriffe in einen sozialen Gegenstand, wie alle experimentellen Techniken verändern sie ihn. Aber ihre explorative Zielsetzung sollte verhindern, daß sie ihn dabei zerstören. Sie sind Untersuchungstechniken, nicht Demonstrationsverfahren. Zu ihrer Methodologie gehört ihre vorsichtige Anwendung: die Anpassung der Verfahren an den Gegenstand, das Testen der Grenzen, die allmähliche Maximierung oder Minimierung von Aspekten im Untersuchungsobjekt, das beständige Frage-Antwort-Spiel im Dialogprinzip, nach Möglichkeit unter direkter Mitwirkung der Betroffenen. Gedankenexperimente und Ex-post-facto-Verfahren sind von ethischen Vorbehalten noch weniger betroffen.

Insgesamt braucht eine wie immer geartete ethische Instanz bei sachgerechter Anwendung qualitativer Experimente nicht bemüht zu werden; sie besitzen eine Art immanenter Moral, wenn darunter die Legitimität der Aufklärung von Strukturen und Bedingtheiten sozialer Verhältnisse verstanden werden kann. Der Grund dafür liegt natürlich in ihrer vergleichsweise geringen Verdinglichung und ihrer Verträglichkeit mit Alltagssituationen¹⁷.

¹⁷ (Anmerkung 1993). Zur Ethik-Problematik verweise ich auch auf die "Anmerkungen zur Ethik bei verdeckter Forschung" in diesem Band, die zum Schluß kommt, qualitativ-heuristische Verfahren seien nicht nur "sanft", sondern durch ihre aufklärende Kapazität generell nützlich.

Textanalyse als Heuristik¹

Qualitative Textanalysen in den Sozial- und Textwissenschaften sind derzeit überwiegend hermeneutisch, aber in vielfacher Variation. Die Grundprobleme der Hermeneutik, vor allem die Subjektivität der Deutung, können durch heuristische Verfahren überwunden werden, die aus Alltagserfahrung, der kognitiven Gestaltpsychologie und der naturwissenschaftlichen Heuristik übernommen oder abgeleitet werden. Eine Methodologie für heuristische Textanalyse wird vorgeschlagen, sie verwendet die heuristische Form der Beobachtung und des Experiments und das Dialogprinzip als Grundmethoden. Beispiele für Textbeobachtungen, Experimente mit Texten und Forschungsstrategien werden vorgestellt.

I. Zur Entwicklung der Hermeneutik

Die geisteswissenschaftlichen Fächer haben ihre Methoden zur Erforschung und Interpretation von Texten, von Sprache, Schrift und Rede in verschiedenen Phasen ihrer Entwicklung neu diskutiert und verändert, was zumeist mit Umorientierung im Grundsätzlichen einherging. Beispiele sind die Übernahme der *aristotelischen* allegorischen Hermeneutik in die Theologie des Mittelalters und ihre Aufhebung in der bibelzentrierten, christologischen Hermeneutik der Reformatoren, die Entwicklung der gegen die spekulative Geschichtsbetrachtung gerichteten quellenkritischen Methode und ihre Anwendung auf diplomatische Akten (Leopold v. Ranke), die Begründung der Altphilologie durch die sprachlich-textkritische Methode (Gottfried Hermann), die der Altertumswissenschaften durch den kulturkritischen Ansatz des Schleiermacher-Schülers August Boeckh, in Auseinandersetzung mit Hermann, Schleiermachers Erneuerung der Hermeneutik in der Romantik, deren Rezeption durch Dilthey zur Begründung "verstehender" Geisteswissenschaften, gerichtet gegen das Eindringen von mechanistischen Methoden der Naturwissenschaften in die human-, text- und geschichtswissenschaftlichen Fächer, besonders die Psychologie.

In unserem Jahrhundert sind die Textwissenschaften im Kern hermeneutisch, "verstehend" oder "interpretativ" geblieben, die Hermeneutiken haben sich aber stark aufgefächert unter dem Einfluß der Freudschen Psychoanalyse,

¹ Zuerst veröffentlicht in: Angewandte Sozialforschung, 16, 1990/91, 23-29. Ebenfalls in: Henrik Kreutz (Hg.), Pragmatische Analyse von Texten, Bildern und Ereignissen. Qualitative Methoden, Oral History und Feldexperimente, Opladen 1991, 23-29. Durchgesehen und geringfügig korrigiert 1993.

Husserls phänomenologische Methode der transzendenten Reduktion, der Wissenssoziologie, des Strukturalismus', der an Marx orientierten Ideologiekritik, der Linguistik und psychologischer Einfühlungs-Theorien. Die Herausbildung einer analytischen Sprachphilosophie hat die "philosophische Hermeneutik" auf den Plan gerufen (Hans-Georg Gadamer, Emilio Betti), so daß sich eine Grenzziehung zwischen empirisch-analytischen Wissenschaften einerseits und historisch-hermeneutischen andererseits anbot (Habermas, 1965, 1967) als Neubestimmung der Spaltung zwischen Natur- und Kulturwissenschaften oder "Erklären" und "Verstehen" als deren Grundmethoden. Habermas hat in seinem erstgenannten Beitrag eine kritische Sozialwissenschaft projiziert, ein Vorhaben, das er mit seiner "Theorie des kommunikativen Handelns" eingelöst zu haben glaubt.

Die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Methoden in den letzten Jahrzehnten hat das Methodenschema auch für Textanalysen bestätigt: sowohl die Verfahren der (quantitativen) "Inhaltsanalyse" vervollkommen als auch eine Reihe von neuen Hermeneutiken ausgebildet (strukturelle, objektive, psychoanalytische, materiale, phänomenologische, ethnomethodologische u.a.)². Die Entwicklung "alternativer" textanalytischer Methoden wurde gefördert durch die zunehmende Kritik, der sich die positivistischen, formalstrukturellen, deduktiv-nomologischen Methoden ausgesetzt sehen, besonders in der Soziologie (Positivismusstreit), der Psychologie (Kritik am naturwissenschaftlichen Experiment, humanistische Psychologie, Kritische Psychologie), und dem damit verbundenen Interesse an "qualitativen" Methoden in allgemeinen³.

II. Probleme der Text-Hermeneutik

Diese Wiederbelebung oder Neuentwicklung sozialwissenschaftlicher Hermeneutik, nach Dilthey "Kunstlehre des Verstehens schriftlich fixierter Lebensäußerungen" (1900, 332) trifft jedoch auf mindestens drei Arten von Problemen, deren Lösung angezeigt ist, und die Forscher, die mit solchen Methodologien arbeiten, auch beschäftigen. Ich nenne sie abkürzend das Subjektivitätsproblem, das Stabilitätsproblem und das Strukturproblem.

² Zahlreiche neuere Beiträge, Übersichten und Einführungen bei Paul Ricœur (1965), Erving Goffman (1974), Ulrich Nassen (1979), Thomas Leithäuser, Birgit Volmerg (1979, 1988), Georges Psathas (1979), von Eckartsberg (1986), Peter M. Wiedemann (1986), Stefan Auenanger, Margrit Lenssen (1986), Thomas Heinze (1987).

³ Siehe auch "Geschichte und Aktualität qualitativer Sozialforschung" in diesem Band.

1. *Das Subjektivitätsproblem.* Deutung ist immer Deutung durch den oder die Deuter. Es gibt keine Interpretation ohne Interpret. Sie hat deswegen subjektiven oder, da das Subjekt vergesellschaftet ist, gesellschaftlichen Gehalt. Alle Deutung ist in diesem Sinne einseitig: egozentrisch, gruppenspezifisch, gesellschaftsspezifisch (z.B. eurozentrisch) und zeitbezogen. Bei geringer Distanz des Interpreten zum Text mag der Interpretenbezug der Deutung nicht auffallen, wie bei Alltagstexten; er wird aber erkennbar bei Texten aus anderen Kulturen und/oder anderen Zeiten und ist besonders deutlich erkennbar bei ethnologischen Forschungen und bei sehr alten Texten (Bibelhermeneutik und Homerauslegungen). Die Geschichte der Deutungskunst beweist ihre Zeitbezogenheit.

2. *Das Stabilitätsproblem.* Zu interpretierende Texte sind aus ihrem Zusammenhang gelöst, erscheinen als statuarisch, für sich gegeben und deswegen mit festen Beziehungen ihrer Teile zum Ganzen. Jeder sprachliche Ausdruck, umso mehr jeder schriftliche, ist eine Fixierung. "Vergänglichkeit" von Texten ist der Nachweis ihrer Verfestigung, da sie den gesellschaftlichen Veränderungen nicht folgen können oder sollen, weil sie eigens zur Objektivierung des Flüchtigen geschaffen wurden. Die Geschichte weist auch dieses nach.

3. *Das Strukturproblem.* Es besagt, daß Hermeneutiken Strukturen abbilden oder rekonstruieren, dadurch den Verstehensprozeß ermöglichen (Dilthey). Strukturen sind aber auf sich selbst bezogen, sie bilden ein Muster, das sich selbst erklärt, den Sinn. Die Selbstreferenz oder Autopoiesis (Niklas Luhmann nach Humberto Maturana, Luhmann 1984, 57f.), oder Zentrierung (Gestaltpsychologie) ist allen Systemen oder, anders gefaßt, allen Strukturen eigen, sie differenziert das "Gemeinte" (Gustav Britsch) vom Nicht-Gemeinten, den Sinn vom Sinnlosen, die Figur vom Grund. Struktur tendiert zur Selbstabgrenzung des Strukturierten.

Die sozialwissenschaftlichen Hermeneutiken gehen diese Probleme mit unterschiedlichen Techniken an:

Zu 1: Mehrere Beurteiler sollen möglichst viele Deutungsmuster entwickeln und sie kontrovers diskutieren. Die Deutungsvorschläge werden durch Vergleich mit Textteilen auf ihre Plausibilität geprüft (objektive Hermeneutik). Man kann auch daran denken, die Interpreten über einen längeren Zeitraum interpretieren zu lassen oder Deutungsmuster von möglichst unterschiedlichen Beobachtern zu sammeln: Fachleuten und Laien, Betroffenen und Nicht-Betroffenen, Männern und Frauen, Jungen und Älteren etc. Historische Texte werden in der Theologie, der Philosophie, der Althilologie durch die "vergleichende Methode" mit anderen, zeitgenössischen Texten konfrontiert, um Erkenntnisse zu gewinnen, die über die subjektive Deutung hinausgehen. Alle Strukturbestimmungen zielen ebenfalls auf Objektivität.

Zu 2: Der feste Bezug der Textteile zueinander und ihre vergleichsweise

Stabilität können aufgelöst werden, indem man immanente Widersprüche aufzeigt, Doppeldeutigkeiten, Hintergründe, Anspielungen, Oszillationen, also die Texte mehrdimensional faßt, nicht nur die Oberflächengestalt abbildet. Die Psychoanalyse hat hierzu Wege gewiesen, die objektive Hermeneutik die "Feinanalyse" vorgesehen mit mehreren Ebenen der Interpretation, die literaturwissenschaftlichen Untersuchungen schöngeistiger Texte kommen ohne methodologische Anerkennung ihrer Lebendigkeit und Mehrdeutigkeit zu keinen Resultaten, die künstlerischen Texten angemessen wären. Beziehungen eines Textes zur gesellschaftlichen Situation, seine Verbindung mit bestimmten Aspekten ihrer Existenz, seine Widersprüchlichkeit zu ihr, seine Trennung von ihr etc. Betracht müssen gezogen werden.

Zu 3: Das Strukturproblem, die Selbstreferenz von Systemen, kann abgemildert werden, indem man die Texte auf "Außenstehendes" bezieht, das mit ihnen verbunden ist: auf Sprecher und Schreiber, auf Hörer oder Leser, auf die zugehörigen gesellschaftlichen Gruppen, auf die Zeit, die Umstände, in denen sie entstanden sind, für die sie bestimmt waren oder auf die sie wirken. Diese Erweiterung von Strukturen löst das Strukturproblem nur dann, wenn die "Ganzheit" oder "Totalität" von relevanten Strukturen erreicht ist, so daß Texte als konstituiv für das Ganze erscheinen, von dem aus sie ihren Platz als "Teile" zugewiesen bekommen. Das heißt, man muß den Text als Teil einer historischen, also bewegten Gegebenheit erfassen.

III. Von der Hermeneutik zur Heuristik

Indem die hermeneutischen Probleme aber etwa so behandelt werden, wie angedeutet, verliert die "Deutungskunst" ihren Charakter und geht über in ein Such- und Findeverfahren. Hermeneutik wendet sich zur Heuristik. Gefordert wird also die Entwicklung von Verfahren, die dazu führen, die immanente Subjektivität der Deutung zu überwinden, die Stabilität des Gegenstandes aufzuheben und die Selbstreferenz zu hinterfragen, um zur Erkenntnis eines intersubjektiv gültigen, bewegten und ganzheitlichen, also gesellschaftlich-historischen Zusammenhanges zu kommen.

Für die Forschungsstrategie bedeutet das, daß die deutenden, interpretativen Aspekte des Umganges mit Texten minimiert, die explorativen, heuristischen dagegen maximiert werden sollen, so daß sie zunehmend die gesamte soziale und historische Situation, in die der Text eingebettet ist, und seine besondere Beziehung zwischen ihm und ihr erklären.

Woher kommen die heuristischen Verfahren? Zunächst einmal, wie alle Methoden, die Menschen im Umgang mit sich und ihrer Umwelt entwickelt haben, aus der *Alltagserfahrung* und der Tradierung von *Alltagserfahrung* vieler Generationen durch die Allgegenwart von Sozialisierungskräften in

jeder Gesellschaft. Das Alltagswissen ist reich an Such- und Findeverfahren. Zweitens aus der *sozialwissenschaftlichen Forschung*, die Findeverfahren zum Gegenstand hat, etwa der Untersuchung von Problemlösungsvorgängen aus der älteren Denkpsychologie und der Gestaltpsychologie (Ernst Mach, Karl Bühler, Max Wertheimer, Karl Duncker u.a.). Drittens aus den Wissenschaften, die besonders viel "gefunden" haben und dadurch ihre Vorherrschaft gegenüber anderen Wissenschaften begründen, den *Naturwissenschaften* nämlich. Verlangt wird also nicht nur die Erforschung von Forschungsv erfahren im Alltag und der Lösungsverfahren bei Lösungsprozessen, sondern auch die Übernahme naturwissenschaftlicher Heuristik in die Geisteswissenschaften. Nicht von mechanistischen oder physikalistischen Konzepten, die in den modernen Naturwissenschaften aufgegeben wurden, sondern der naturwissenschaftlichen Such- und Findeverfahren. Vorzügliche Quellen, auch für Sozialwissenschaftler, sind die Schriften von Ernst Mach (1883), besonders aber sein Methodenbuch (1905), und die populärwissenschaftlichen von Albert Einstein und Leopold Infeld (1938).

Durch Übernahme naturwissenschaftlicher Heuristik in die Geisteswissenschaften kann außerdem die methodologische Distanz zwischen diesen Wissenschaftssparten verringert werden, die durch die Spaltung der Methoden seit der Entwicklung der Naturwissenschaften und ihrer Trennung von Theologie und Philosophie, später von Ökonomie und Geschichte, eingetreten ist.

IV. Heuristische Methodologie

Die Methodologie der heuristischen Textanalyse entspricht der zur Erforschung anderer individueller und sozialer Forschungsgegenstände (Kleining 1982): (1) Offenheit des Forschers, also seine Bereitschaft, Vorverständnisse zu ändern, falls die Daten dem entgegen stehen, (2) Offenheit des Forschungsgegenstandes zu Beginn der Forschung, also Unbekanntheit des "eigentlichen" Forschungsthemas, (3) "maximale strukturelle Variation der Perspektiven", also Betrachtung bzw. Behandlung des (vorläufigen) Gegenstandes von möglichst unterschiedlichen Positionen aus und (4) Analyse der Daten in Richtung auf Gemeinsamkeiten durch Überwindung der zunächst auffälligen Unterschiede zwischen ihnen. "Gemeinsamkeiten" sind dabei sowohl verborgen in Ähnlichkeiten als auch in Widersprüchen, da Widersprüche gegensinnige Ausprägungen desselben Verhältnisses sind, was im Alltagsleben sofort "verstanden" wird ("Haßliebe" etc.) und nur dem logischen Reduktionismus unakzeptabel bleibt. Der Forschungsprozeß wird in Bewegung gesetzt durch "Fragen" an den Text, auf die der Text "antwortet", was zu neuen "Fragen" führt ("Dialogprinzip").

Grundmethoden der Textanalyse - wie aller heuristischer Forschung in Natur- und Geisteswissenschaften - sind *Beobachtung* und *Experiment*, sie entstehen durch rezeptives bzw. aktives Handeln des Forschers gegenüber seinem Gegenstand. "Beobachten" eines Textes heißt, eine "Frage" an ihn zu stellen (zu Form, Inhalt, abhängig von den jeweiligen Texten) und dann "Antworten" auf diese Frage zu erhalten, die unterstrichen, angemerkt, ausgeschnitten etc. und auf Gemeinsamkeit analysiert werden.

Beispiele für Fragen an den Text zur *Textbeobachtung*: Welche Themen werden angesprochen? Welche Personen, Gruppen werden behandelt, wie beschrieben? Wie bewertet? Welche sprachlichen Besonderheiten gibt es? Welche linguistischen? Wie versteht sich der Autor selbst? Wie versteht er die Leser? etc.

Beispiele für Verfahren für *Textexperimente*. Mit einem Text zu "experimentieren" heißt, aktiv mit ihm umzugehen, in seine Substanz einzugreifen, ihn zu verändern, um dadurch seine Struktur kennenzulernen (maximale bzw. minimale Veränderungen). Verfahren, zum Teil aus der Linguistik bekannt, sind: (1) Separation (z.B. andere Gliederung), (2) Kombination (z.B. andere Anordnung der Teile, Rekonstruktionen, also die Wiederherstellung des Textes aus seinen Teilen), (3) Reduktion (z.B. nur Substantiva, nur Verben etc.), (4) Adjektion (z.B. Weiterführung, Fortschreibung des Textes auf der Basis des Bisherigen), (5) Substitution (z.B. Ersatz von Metaphern, Personen etc. durch andere), (6) Transformation (z.B. grammatikalisch, sprachlich etc.).

Die angemessenen Experimentiertechniken ergeben sich, wie auch die Beobachtungsverfahren, aus den Texten. Diese experimentellen Techniken sind "qualitative" Experimente, heuristische, explorative Formen des (quantitativen) Experiments, so wie es im derzeitigen sozialwissenschaftlichen Methodenverständnis gefaßt wird. Das "qualitative" Experiment hat aber seine eigene, methodologische Tradition (Mach 1905, 204, Würzburger Denkpsychologie, Gestaltpsychologie, Piaget u.a.; siehe Kleining 1986, dort auch ausführlicher über Experimente mit Texten. Vgl. auch Kreutz 1988).

Das regelgerecht geleitete heuristische Verfahren führt zu *intersubjektiven* Aussagen; durch den Forschungsprozeß entstehen "internal validity", Verläßlichkeit und die Bestimmung der Reichweite der Aussagen.

Heuristische Verfahren der Textanalyse können auf *alle* Arten von Texten angewandt werden, von Alltagsgesprächen bis zu schöngestiger Literatur, an komplexen Texten zeigen sie ihre Möglichkeiten am besten. Heuristische Verfahren sind tendenziell *kritisch*, weil sie versuchen, über die Erscheinungsweise von Texten und deren manifesten Gehalt hinauszugelangen. Deswegen sind ihre Ziele ähnlich den kultur- und ideologiekritischen Litera-

turanalysen von Georg Lukács, Jean-Paul Sartre, Walter Benjamin, Leo Löwenthal, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno u.a.⁴

V. Beispiel für heuristische Beobachtung

Heuristische Textanalysen verwenden als Grundmethoden Beobachtung und Experiment; ich gebe hierfür Beispiele. Außerdem versuche ich zu zeigen, wie die Ergebnisse durch das "Dialogprinzip" in größeren Zusammenhang gestellt werden können.

Die Verwendung von Beobachtungen ist besonders zu Beginn von Forschungen und bei umfangreichen Texten angezeigt, grundsätzlich sollte aber stets eine Variation der Methoden in Betracht gezogen werden. Diana Schmieder (1988) hat die Darstellung des Individuums in der deutschsprachigen Literatur um 1900 untersucht. Dazu hat sie ein Sample nach der Regel der maximalen Variation der Perspektiven ausgewählt: (1) Literatur verschiedener Sparten (Hochliteratur, Naturalismus, Trivilliteratur, Arbeiterliteratur), (2) verschiedener Milieus (Adel/Großbürgertum, Kleinbürgertum, Unterschichten) und (3) von männlichen und weiblichen Autoren/innen, jeweils für verschiedene literarische Formen (Romane, Bühnenstücke, Biographien). Zwei Extremsituationen des Individuums wurden beobachtet: das Individuum, das durch Selbstmord endet und umgekehrt, das Individuum, das in einer ausweglos erscheinenden Situation gleichwohl überlebt. Ausgewählt wurden zunächst 35 Werke (von Thomas Manns "Die Buddenbrooks" bis zu Ludwig Ganghofers "Schloß Hubertus"), die für die Analyse auf 17 reduziert wurden. Die "Fragen", die der "Beobachtung" zugrunde lagen, waren (1) Warum bringt sich X um? Oder: (2) Warum bringt sich Y nicht um? "Beobachtet" werden also die Lebensläufe der ausgewählten Personen. Motive zum Selbstmord waren z.B. das Scheitern an gesellschaftlicher (Doppel-) Moral, an ökonomischen Problemen, an sozialen Problemen, an persönlicher Unvollkommenheit ("Halbheit"). Die Analyse auf Gemeinsamkeiten erbrachte, daß alle Probleme, die zum Tod des Individuums führten, ursächlich gesellschaftlicher Art waren. Dagegen überleben Individuen einerseits durch Flucht (Bezug auf vergangene Wertsysteme, z.B. Toni in Buddenbrooks) andererseits durch Kampf gegen bürgerliche Moral, gegen bürgerliche Institutionen (Ehe), gegen Ausbeutung, wobei "ganze" Persönlichkeiten erfolgreich sind. Die Analyse zeigt, daß und wie das Individuum durch die Gesellschaft bedroht ist, wie es "zerstört" wird und wie es als

⁴ Ausführlicher im Abschnitt "Die qualitativ-heuristische Methode als spezielles Forschungsverfahren".

Einzelwesen überleben kann, nämlich im Widerstand. Das führt weiter zu der Frage, warum die Gesellschaft in der Literatur der Zeit als Gegensatz zum Individuum gesehen wird etc. ("Dialogprinzip").

VI. Beispiele für heuristische Experimente

Aus einem Sketch von Karl Valentin und Liesl Karlstadt (1984, 488) stammt der Satz:

Fremd ist der Fremde nur in der Fremde

In Bayern nennt man das "einen Schmarrn", ein Durcheinander. Was hier gemischt ist, erfährt man durch Experimente. Sie sind präzise, aber auch aufwendige Verfahren und besonders für kurze Texte und zur Erforschung komplexer Strukturen geeignet.

1. *Segmentation*. Der Satz kann zerlegt werden in

Fremd ist der Fremde ...
und
... nur in der Fremde.

Wir experimentieren zunächst mit dem ersten Teil.

2. *Substitution durch Synonyma*

Deutsch ist der Deutsche
Schön ist das Schöne
Lebend ist das Lebende
usw.

Die Formulierung erscheint als sprachlich fehlerhaft, weil der zweite Ausdruck, wenngleich grammatikalisch vom ersten verschieden, Identisches mitteilt. Eine solche Rede ist *platt*.

3. *Adjektion*. Zur Rekonstruktion des Satzes füge ich den zweiten Teil hinzu, lese den ganzen Text unter Beachtung der Identität der beiden ersten Ausdrücke. Wenn nun "fremd" und "der Fremde" im ersten Halbsatz identisch sind, dann kann "in der Fremde" wiederum identisch sein mit der Bedeutung jener Ausdrücke. Der Text sagt dann dreimal dasselbe. Damit wird die Platttheit zum *Unsinn*.

4. *Substitution durch Synonyma für den zweiten Halbsatz.* Er kann auch lauten:

- ... nur im Ausland
- ... nur in anderer Umgebung
- ... nur ohne Kontakt zu anderen Menschen

etc.

Füge ich diese Alternativen an den ersten Satzteil, dann erkenne ich, daß der "Unsinn" verschwindet. Der Satz lautet jetzt:

Fremd ist der Fremde nur ohne Kontakt zu anderen Menschen.

Dieser Satz ist *sinnvoll*. "Nur in der Fremde" hat also zwei Bedeutungen: den Wortsinn "fremd" des ersten Satzteiles und, beispielsweise, "ohne Kontakt zu anderen Menschen".

5. *Transformation des sinnvollen Satzes durch Negation.* Um die Aussage über den Fremden besser zu erkennen, negiere ich "fremd" und "Kontakt". Dann lautet der Satz:

Fremd ist der Fremde *nicht bei* Kontakt zu anderen Menschen.

Oder:

Fremd ist *kein* Fremder *bei* Kontakt zu anderen Menschen.

Wird die Negation mitgedacht, erweist der Satz seinen positiven Sinn: die Verwandlung des Fremden in den Nicht-Fremden, also die "Einheit der Widersprüche"; den Griechen der klassischen Zeit so geläufig, daß sie für "Fremder" und "Gastfreund" nur *ein* Wort verwandten (ξενος); Georg Simmel hat diese Doppeldeutigkeit und Einheit in seinem Essay über den "Fremden" untersucht (1908, 509-512). So betrachtet, erweitert sich der Sinn zum *Tiefsinn*.

Aus der Exploration durch qualitative Experimente erfahren wir also, daß die "Fremde" *mehrdeutig* ist und je nach Sichtweise verschieden aufgefaßt werden kann: als *Platitüde*, *Unsinn*, *Sinn* oder *Tiefsinn*, alles gleichzeitig vorhanden, aber jeweils Verschiedenes hervortreten lassend wie bei einer Umspringfigur. Das Umspringen ist der "Witz" des ganzen.

6. *Validierung.* Wir befragen den ganzen Sketch (1984, 488) nach weiteren Mehrdeutigkeiten. Von ihnen gibt es mehrere: "ist" und "ißt", "unter" als miteinander und räumliches Untereinander etc. Die Ausdrücke "Gegenteil" und "paradox" kommen auch vor.

Ist die Analyse bestätigt, stellen sich weitere Fragen, z.B. nach der Struk-

tur von anderen Stücken von Valentin, von denen von Zeitgenossen und schließlich: warum in der Entstehungszeit des Sketches im Kabarett sprachlicher Ausdruck als mehrdeutig demonstriert und belacht wurde.

VII. Beispiele für heuristische Forschungsstrategie

Ich will sie an zwei "klassischen" Studien verdeutlichen. Die Untersuchung von William F. Whyte (1943) über ein Slum in Boston war von der Annahme ausgegangen, daß Slums sozial desorganisiert seien. Durch Verwendung einer Reihe von Methoden, vor allem der teilnehmenden Beobachtung, aber auch der Text- und Sprachanalyse (z.B. Veranstaltungspläne, Reden) kam der Autor zu dem Ergebnis, daß die sozialen Beziehungen in diesem Slum in hohem Grade strukturiert waren, auf mehreren Ebenen: sozial, im öffentlichen Geschäftsleben, bei der Polizei, in der Politik, bei Kriminalität. Whyte hat diese Strukturen im einzelnen beschrieben. Damit war die "Frage" nach dem sozialen Zustand des Slums "beantwortet".

Eine heuristische Forschungsstrategie würde diese Untersuchung aber nur als *ersten* Schritt ansehen, denn es stellt sich am Ende seiner Untersuchung die *neue* Frage: Wieso dieses Slum, das so gut organisiert ist, überhaupt existiert? Und das gleiche für die anderen Slums? Dies führt den Forscher auf andere Bereiche, und zwar im Anschluß an die hier gefundenen Verhältnisse: auf Ökonomie, auf den Zustand in der Gesamtgesellschaft, auf die Geschichte dieses Zustandes etc.

Friedrich Engels ist in seiner "Lage der arbeitenden Klasse in England" (1845) wie Whyte von einer Zustandsbeschreibung ausgegangen, wenn auch impressionistischer. Auch er hat mit den Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der Dokumentenanalyse gearbeitet. Aber er ist nicht bei der Beschreibung stehen geblieben, sondern hat versucht, die Entstehung und die Entwicklung von Slums in Zusammenhang mit der Entwicklung der Arbeiterklasse und der bürgerlichen Gesellschaft, also den ökonomischen und den sozialen Veränderungen in der Frühphase der Industrialisierung aufzuzeigen, also zu *erklären*, wie es zu diesem Zustand gekommen ist (und wie er sich vermutlich weiter entwickeln wird). Engels bediente sich dabei der dialektischen Methode, die eine heuristische Methode ist, weil sie vom (scheinbar) Konkreten ausgeht, die Abstraktion ("Struktur") des Konkreten aufsucht und von daher eine neue Erkenntnis des Konkreten ermöglicht (wirkliches Konkretes).

Die qualitativ-heuristische Methode als spezielles Verfahren der Textanalyse¹

In diesem Kapitel werden die Besonderheiten der qualitativ-heuristischen Textanalyse vorgestellt; die Methode wird verglichen mit anderen textanalytischen Verfahren.

I. Kennzeichen der Methode

Sie weist verschiedene Ähnlichkeiten auf mit anderen textanalytischen Verfahren oder sozialwissenschaftlichen Forschungsstrategien, die auf Texte angewandt werden können. Sie hat auch Beziehung zu Entdeckungsverfahren, die in den Naturwissenschaften verwandt werden, besonders zu den von Ernst Mach beschriebenen Methoden (1905). Gleichwohl kann sie als besonderer methodischer Ansatz gelten, weil sie, soweit ich sehe, als einzige die folgenden Merkmale *kombiniert*:

1. Die Methode versucht, die *heuristische* Kapazität von Forschung zu maximieren, um die für moderne, industrielle Gesellschaften charakteristische Subjekt-Objekt-Trennung zu minimieren. Dies wird angestrebt durch den systematischen Einsatz von Such- und Finderverfahren mit der Absicht, Erkenntnisse über die Themen oder Gegenstände der Forschung zu gewinnen. Da es sich um soziale Gegenstände handelt, sind immer auch gesellschaftliche Bezüge aufzuklären. Die Basisregeln dienen allein dem Zweck der Erkenntnisgewinnung. Auch werden die in der naturwissenschaftlichen Forschung bewährten Grundmethoden *Experiment* und *Beobachtung*, in ihren *qualitativen* Formen, zur Exploration eingesetzt. Insofern sind die heuristischen Methoden erkenntnisgenerierend und an dem Umfang und der Eigenart des Neuen zu beurteilen, das sie aufzeigen. In diesem Maß sind sie auch *intersubjektiv* ("objektiv"), führen weg von bloß persönlicher Deutung.

Heuristische Methoden stammen aus der *Alltagspraxis*, die das Reservoir bildet für alle erkenntnisgenerierenden Methoden, auch die in den Sozialwissenschaften. Die heuristische Methodologie selbst ist eine Verwissenschaftlichung von Alltagsverfahren.

2. Die Methode zielt auf das Erfassen von Relationen, Verhältnissen, Beziehungen oder *Strukturen*. Diese werden nicht als starr, sondern als *bewegt* angesehen.

¹ Teil des Aufsatzes: Das qualitativ-heuristische Verfahren der Textanalyse am Beispiel der Neujahrsansprachen des Bundeskanzlers Kohl. Zuerst erschienen in: Opp de Hipt, M., Latniak, E., (Hg), Sprache statt Politik? Politikwissenschaftliche Semantik und Rhetorikforschung. Opladen 1991a, 246-277. Durchgesehen 1993. Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung des Westdeutschen Verlages GmbH. Opladen.

Strukturen sind stets historisch. Heuristische Methoden sollen geeignet sein, auch die *verdeckten* Beziehungen und Bewegungen sozialwissenschaftlicher Verhältnisse aufzudecken.

3. Das Forschungsverfahren, das selbst *dialogisch* ist, erweist sich als offen für die Erkenntnis *dialektischer* Verhältnisse. Es kann Gegensätze und Widersprüche erfassen, das Umspringen von Verläufen, wie auch sein Gegenstück, die Verfestigung und Verdinglichung von Verhältnissen. Das *Dialogprinzip* setzt den Aufklärungsprozeß in Gang, führt von einer Beschreibung zur Erkenntnis der Struktur und schlägt um in *Kritik*. Das dialogisch-heuristische Verfahren ist in diesem Sinne *kritisch*.

4. Das heuristische Forschungsverfahren ist eingebettet in eine *allgemeine Methodologie*, die begründet, warum die jeweiligen Techniken angewandt werden. Natürlich ist das Verfahren selbst offen für seinen weiteren Ausbau.

Die folgenden Anmerkungen sollen verdeutlichen, wie sich die qualitativ-heuristische Methode von anderen Verfahren zur Textanalyse *unterscheidet*. Es kann sich nicht um eine vergleichende Bewertung dieser Methoden handeln, weil dazu die Annahmen aufgeklärt werden müßten, die ihnen zugrunde liegen, was hier nicht meine Absicht ist. Ich möchte lediglich anregen, gewisse Leistungsfunktionen bzw. Defizite in Betracht zu ziehen, die sich zeigen, wenn man die heuristischen Möglichkeiten der Verfahren im Auge hat. Die Auswahl der Verfahren gründet sich auf meinen Eindruck von ihrer Bekanntheit. Einer kürzlich durchgeführten Umfrage der Technischen Universität Berlin zufolge bei 63 Personen, die Textanalysen betreiben, hat etwa die Hälfte der Befragten eigene Methoden genannt - im übrigen ergaben sich keine Häufungen für veröffentlichte Verfahren. Qualitative Textanalyse ist noch weit entfernt von einem Konsens über das bestgeeignete Vorgehen (1989).

II. Deduktive Verfahren

Hierzu gehören die meisten "quantitativen" Forschungsmethoden, speziell die quantitative *Inhaltsanalyse* mit ihren vom Forscher ad hoc erhobenen, codifizierten und verarbeiteten Daten oder, bei hoher Präzisierung, Formalisierung und Standardisierung, mit computergestützten Erhebungs- und Auswertungsalgorithmen (z.B. Lisch, Kriz 1978, Krippendorf 1980, Merten 1983, Klingemann 1984). Forschungstechnisch werden die Verfahren durch eine möglichst weitgehende Festlegung von Forschungsgegenstand, Forschungsabsicht, zu prüfenden Annahmen, auszuführenden Forschungsschritten und Formen der Berichterstattung gekennzeichnet, beispielsweise durch Gegenstandsabgrenzung, Hypothesenformulierung, Ablaufdiagramme, Katego-

riensysteme, Codier-Regeln und statistische Verarbeitungs- und Prüfverfahren. Aus heuristischer Sicht sind alle diese Kennzeichen der Erkenntnis von Neuem hinderlich, wenn ihre Festlegung durch die Forschungsperson ohne genaue Kenntnis des Gegenstandes erfolgt und stabil bleibt bis zum Ende der Forschung. Dann bildet sich in den Ergebnissen vor allem ab, wie der Forscher den Gegenstand konzipiert hat. Nach Ernst Mach fordert die Tätigkeit des (Natur-) Forschers die "Anpassung der Gedanken an die Tatsachen" (1905, 164), also das Eingehen auf deren Besonderheiten, die erst im Forschungsprozeß selbst erkennbar werden. Die qualitativ-heuristische Forschung versucht, dieser Maxime durch beständige Anpassung Rechnung zu tragen (Regel 1 u. 2 über "Offenheit" und "Flexibilität" von Forscher und Gegenstand und "Dialogprinzip", Kleining 1982). Instrumentalisierung der Forschungsverfahren erschwert die Aufdeckung von Strukturen, indem die Verdinglichung der Forschung auch die Realität als verdinglicht erscheinen läßt, unabhängig von ihrem wirklichen Zustand. Insofern sind die deduktiven, quantifizierenden Verfahren das *Gegenteil* der qualitativ-heuristischen.

Ihre Verwendung kann gleichwohl sinnvoll sein, wenn die Daten, die sie liefern, als *Indikatoren* für Bedingungen gelten können, die schon bekannt sind ("Messung"). Ist dies nicht der Fall, sollten sie als Anreiz genommen werden für deren (qualitative) Analyse. In einem geregelten Forschungsverfahren wird man durch explorative Forschung zuerst die Situation aufklären, ehe man abkürzende Techniken benutzt.

Quantitative Forschung im allgemeinen und quantitative Inhaltsanalysen im besonderen können nicht zu einer "Überprüfung" oder Validierung von qualitativen Verfahren und Ergebnissen dienen. Quantitative Daten haben einen höheren Abstraktionsgrad als qualitative und können deren Gehalt nur mit Verlusten "übersetzen". Qualitative Ergebnisse können nur durch *andere* qualitative Forschung validiert werden, beispielsweise an anderen Gegenständen. Die Kohl-Reden etwa durch die Analyse anderer Reden, die Rilke-Gedichte durch andere Rilke-Texte, die Gesellschaftsbild-Befragungen durch weitere Interviews² etc. Eine Variation der (qualitativen) Methoden ist auch sinnvoll, nicht aber das Verlassen der qualitativen "Ebene".

² Beispiele in diesem Band, Teil III.

III. Symbolischer Interaktionismus - "Grounded Theory"

Der von der klassischen amerikanischen Soziologie ("Chicago-Schule") und dem Pragmatismus von George Herbert Mead beeinflusste Symbolische Interaktionismus wird m.E. fälschlich dem "Interpretativen Paradigma" zugeordnet (Wilson 1970), was ihn in die Nähe der Hermeneutik bringt. Herbert Blumer, Erving Goffman, Howard S. Becker, vor allem Anselm Strauss u.a. haben den amerikanischen Pragmatismus zu einem empirischen, auf die Erfassung konkreter sozialer Situationen abgestellten Forschungsansatz entwickelt. Die Forschungsrichtung, die sich explizit zur "Entdeckung" als Aufgabe der qualitativen Sozialforschung bekennt ("Discovery") steht von allen sozialwissenschaftlichen Methodologien der qualitativ-heuristischen am nächsten. In Übereinstimmung sind besonders die Konzepte der Datenerhebung ("theoretical sampling", "maximizing differences"), der Datenanalyse ("constant comparative method", "flexible use of data", "theoretical coding") und das Grundanliegen "discovery of theory from data", also der induktiven, strukturellen Analyse (Glaser, Strauss 1967, Glaser 1978, Strauss 1987, trotz späterer unterschiedlicher Auffassungen: Strauss, Corbin 1990, dagegen Glaser 1992).

Das qualitativ-heuristische Verfahren geht über diesen, an zahlreichen empirischen Beispielen exemplifizierten Ansatz hinaus. Von ihm aus muß an den Verfahren des Symbolischen Interaktionismus' und der "Grounded Theory" bemängelt werden, daß sie nicht dialektisch sind, deswegen zwar soziale Mißstände, aber nicht gesellschaftliche Widersprüche reflektieren und generell nicht über die konkreten Forschungsthemen hinausführen, also auch nicht zu einer immanenten Kritik kommen. Andere Unterschiede sind eher technischer Art: daß das Experiment als Forschungsvorgehen nicht genutzt wird, oder daß die Textanalyse nicht als eigene Methode erscheint, auch nicht besonders weit entwickelt wurde: Hauptinteresse ist das "codieren" von Daten aus Befragung und Beobachtung.

IV. Literaturwissenschaftliche Hermeneutik

Die Auslegung von Texten geht bis in die Antike zurück: *Homerdeutungen* und *Bibelinterpretationen* waren die Ausgangspositionen für literarische und theologische Hermeneutiken. Von Anfang an war die Hermeneutik mit Kritik verbunden, die Trennung des Echten vom Unechten, des Richtigen vom Falschen. Nach dem Begründer der Philologie, dem Schleiermacherschüler August Boeckh, besteht die "Theorie der philologischen Wissenschaften"

(Vorlesungen 1809 ff.) aus einer "Theorie der Hermeneutik" - mit den Abschnitten grammatikalische, historische, individuelle, generelle Interpretation - und einer "Theorie der Kritik" mit den entsprechenden Kapiteln. In der Geschichtswissenschaft Leopold von Ranke spaltete sich das Forschungsanliegen in ein historisch-kritisches Verfahren, das sich auf Quellen bezieht und ein kritikfreies für die aus sich heraus verständlichen Geschichtsinhalte. Bei Wilhelm Dilthey verschwindet die Kritik; die "hermeneutische Wissenschaft" ist die "Kunstlehre der Auslegung von Schriftendenkmalen" (1900, 320). In den "verstehenden" Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der verstehenden Psychologie, Soziologie, Kunstwissenschaft sind die Deutungen "wertfrei", nicht kritisch. Die Methoden der neueren Literaturwissenschaft fächern sich auf in eine Vielzahl von Hermeneutiken (Übersichten mit Analysebeispielen bei Beicken 1974, Wellbery 1985, siehe ebenfalls Szondi 1975 u.a.).

Viele literaturwissenschaftliche Deutungen beeindrucken sowohl durch das Expertenwissen der jeweiligen Interpreten als auch durch die Hartnäckigkeit, mit der sie Streitfragen über die Bedeutung von Wörtern oder Begriffen austragen (z.B. die Kontroverse um "scheinen" in einem Gedicht von Eduard Mörike zwischen Emil Staiger und Martin Heidegger, Staiger 1971, 7-42).

Das wohl immer noch am meisten verbreitete Verfahren der *neueren* literaturwissenschaftlichen Hermeneutik ist die *vergleichende Methode*, die aber im alten Sinne *unkritisch* ist: textimmanent "verstehend", oder durch Bezug des Textes auf außerliterarische Kategorien: psychoanalytisch, marxistisch, soziologisch, feministisch. Als Besonderheit mag eine Anleitung zur strukturalen Textanalyse erwähnt werden (Titzmann 1977), am französischen Strukturalismus und der Semiotik orientiert, mit 114 (!) Interpretationsregeln.

Der an sozialwissenschaftlichen textanalytischen Methoden Interessierte kann erfahren, daß die genaue Kenntnis eines Forschungsfeldes und hohe Sensibilität im Umgang mit Texten das Aufzeigen überraschender Parallelen und Bezüge erleichtert. Die qualitativ-heuristische Methode, die zwar zunächst immanent analysiert, dabei Textstellen vergleicht, durch das Dialogprinzip aber über die bloße Wiedergabe hinausgeht und immanent-kritisch wird, ist jedoch verschieden von den hier aufgeführten literaturwissenschaftlichen Verfahren. Ähnlichkeiten bestehen jedoch zur Methode einzelner Autoren, etwa Hans Glinz ("Experimente").

V. Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: objektive, deskriptive und Tiefen-Hermeneutik

Das Gewicht, das die literarische Hermeneutik dem Interpreten selbst zuordnet, wird bei den sozialwissenschaftlichen Deutungsverfahren auf die Situation verlagert, in der sich der Interpret befindet und die gleichzeitig die von ihm interpretierte (Lebens-) Welt ist. Aufgabe des Interpreten ist deswegen nicht die Auslegung, sondern die *Rekonstruktion* der Bedeutung des zu interpretierenden Gegenstandes. Damit ist das Herausarbeiten des *strukturellen* Aspektes Hauptanliegen.

Die von Ulrich Oevermann u.a. entwickelte "objektive Hermeneutik", die auf Texte, aber auch auf andere sozialwissenschaftliche Gegenstände angewandt werden kann, gibt genaue Anweisungen über die Analyseschritte zur Rekonstruktion der "objektiven" Bedeutung eines Textes (Oevermann u.a. 1979, 1983, Aufenanger, Lenssen 1986). Zusammengefaßt:

1. Der Text wird in kleine Teile zerlegt, sie werden in der gegebenen Reihenfolge analysiert ("sequenzielles Vorgehen").
2. Zu jeder Äußerung produzieren (mehrere) Analysierende möglichst vielfältige, kontrastierende Geschichten oder Einfälle, die zu einer Äußerung passen ("gedankenexperimentell"). Sie werden auf "gemeinsame Struktureigenschaften hin verallgemeinert" und
3. mit den konkreten Kontextbedingungen der Äußerung verglichen (1983, 236 f.).

Beispielsweise denken sich die Forscher Gründe aus, die eine Fernstudentin zum Entschluß für ihr Fernstudium veranlaßt haben könnten (Oevermann 1984, siehe auch Heinze 1987, 86). Durch Vergleich jedes der - in diesem Fall neun - verschiedenen Gründe mit der bekannten Lebensgeschichte der Fernstudentin werden, nach Plausibilität, die nicht passenden Gründe ausgeschieden. Es bleibt eine zentrale Ausgangsfrage, die als Einstieg in die weitere Interpretation des Textes genommen wird.

Oevermann bezeichnet sein Verfahren als "dialektisch" (1983, 255) und kritisch (282). In dieser Hinsicht erscheint es als vergleichbar mit dem qualitativ-heuristischen Vorgehen. Beiden Methoden liegen jedoch verschiedene Dialektik- bzw. Kritikbegriffe zugrunde. Dialektik ist bei Oevermann die Rekonstruktion von "falschem und richtigem Bewußtsein in einem", also ihre Einheit und ihre Differenz (1983, 255). Richtiges Bewußtsein ergibt sich "als Strukturpotential der analysierten Sache selbst" (1983, 255). Das "falsche" ergibt sich aber aus seiner eigenen Analyse. Hier liegt die Schwierigkeit des Verfahrens: die Daten dazu stammen von den Forschern, nicht aus dem Text. Durch "Gedankenexperimente" (bzw. freie Assoziation, eine Methodologie für sie wird nicht angegeben) reproduzieren die Forscher ihre *eigene*

Lebenswelt, ihre Kenntnisse und ihr Vorbewußtes, wie die Jungschen Patienten auf die vom Analysierenden vorgegebenen Reizwörter, und diese gelten dann - nach deren Vergleich mit dem Text - als dessen vernünftiger Maßstab ("... als vernünftig unterstellte Beziehung ...", Aufenanger, Lenssen 1986, 4). Ebenso bei der Kritik: sie ist kritisch, weil ihre *Autoren* kritisch sind. Die "objektive Hermeneutik" kann also die bereits vorhandenen Bedeutungsfelder der Forscher, ihre Vorverständnisse nicht überwinden, weil sie sich durch das "gedankenexperimentelle" Verfahren beständig auf sie zurückbeziehen und die Forscher-Meinung statt den Gegenstand der Forschung analysiert. Das qualitativ-heuristische Verfahren dagegen arbeitet nicht mit den Assoziationen der Forscher, sondern mit den Bezügen, die der Text selbst enthält, dessen Struktur durch das Herausarbeiten der Gemeinsamkeiten ähnlicher Aussagen sichtbar wird, bei textimmanenem Vorgehen, und das zur Kritik führt, wenn man die Zusammenhänge weit genug verfolgt.

Die "*deskriptive Hermeneutik*" von Thomas Heinze (1987, 64 f.) variiert die "objektive", indem sie "Paraphrasen" nutzt, also die ausschmückende Nacherzählung eines Textabschnittes (hierin ähnlich Mayring 1988, 51 f.). *Kritisch* ist die Paraphrase dann, wenn sie Fragen zu beantworten sucht, wie "Was zählt für die Interviewten?", "Was steht oben an?". Daraus ergeben sich *Kernaussagen* oder *Quintessenzen* (Mayring 1988, 66). Dieses Verfahren steht dem qualitativ-heuristischen *näher* als das der "objektiven Hermeneutik", nur ergeben sich beim heuristischen Vorgehen die "Fragen" aus den Texten selbst, werden "maximal variiert" und deren Antworten werden auf Gemeinsamkeiten analysiert: Erkennbar wird eine Struktur, also die Beziehung verschiedener "Kernaussagen". Auch ist der Kritikbegriff umfassender, vor allem immanent.

Die "*Tiefen-Hermeneutik*" von Thomas Leithäuser und Birgit Volmerg (1979, 1988) besteht auch auf der "Rekonstruktion" von Bedeutungen. Die Autoren gehen - unter Bezug auf Alfred Lorenzer - methodologisch einfallreich und variabler vor als die Autoren der "objektiven" und der "deskriptiven" Hermeneutik. Sie achten etwa auf die Registrierung und Interpretation von Regelverletzungen, "Fehlern", Entstellungen, auf Personalisierungen, Veräumlichungen etc. in Texten (1979, 176), um den "Widerspruch zwischen dem manifesten und latenten intentionalen Gehalt des Textes" zu erfassen (171). Die Methoden selbst sind auch variabel, die Autoren haben nicht nur Befragungen genutzt, sondern auch Gruppendiskussionen und die Anfertigung von Zeichnungen (1988, 180 ff., 262 ff.). Im Grunde ist das "tiefenhermeneutische" Verfahren aber, wie der Name schon sagt, hermeneutisch, also "deutend".

Dies ist insofern erstaunlich, als der Vater der Methode, Sigmund Freud,

nur mit Mühe als "Interpret" verstanden werden kann³. Freud nennt sein Verfahren "Analyse", die Richtung "Psychoanalyse", benutzt bei Träumen (1900) allerdings den populäreren Ausdruck "Deutung". Freud kann viel überzeugender als *Entdecker* (des Unbewußten, der psychischen Mechanismen, der Trieb- und Realitätskonflikte) angesehen werden. Er hat seine Entdeckungsmethode auch beschrieben: die "psychoanalytische Grundregel" (1904, 1938), die *Art* der Analyse von Träumen (1900), von Alltagspathologien (1901), von Witzen (1905). Seine Verfahren sind genuin heuristisch: Variation der Perspektiven, Analyse auf Gemeinsamkeiten, Akzeptanz von Widersprüchen (siehe dazu auch die Fallstudien, etwa den "Kleinen Hans" 1909).

Insgesamt muß man den hier besprochenen sozialwissenschaftlichen Hermeneutiken attestieren, daß sie methodisch nachvollziehbare Regeln besitzen, deren Anwendung praktikabel ist, und bisher unbekannte Zusammenhänge erklären. Ich meine jedoch, daß sie nicht weit genug gehen in der Aufdeckung der Substanz ihres Gegenstandes, daß sie deren Erscheinungsweisen beschreiben und bis zu ihrer Struktur vorstoßen, aber diese nicht mehr hinterfragen, daß ihr Kritikpotential schwächer ist als nötig, weil sie "hermeneutisch", also *deutend* vorgehen, "interpretativ" als Interpretation eines fachmännischen Deuters, nicht heuristisch aufklärend. Man kann diesen Verfahren auch zum Vorwurf machen, daß sie immer problematischer werden, je weiter sich Texte von den natürlichen Lebenswelten der Interpreten entfernen, beispielsweise bei sehr fremden und sehr alten Texten. Das Gewicht des Subjekts, des Interpreten, wird bei historischen Texten besonders deutlich - was bringen hier seine Assoziationen? Heuristische Verfahren erfassen sie besser, weil sie textimmanente Bezüge zu entdecken suchen.

Neben den regelhaft vorgehenden Hermeneutiken existiert in der Soziologie (wie in den Literaturwissenschaften) auch eine gewissermaßen, "freie" Auslegung, bei der sich der Leser von Texten selbst interpretierend - und nicht nur verstehend - einbringt. Nach Hans-Georg Soeffner sind Objekte (1) historisch-konkrete Akteure, also Produzenten der Dokumente, und (2) historisch-konkrete Interpreten mit eigenen Deutungshorizonten (1992, 6), daraus leitet sich "historisch-rekonstruktive Hermeneutik" ab (Soeffner 1989). Der Autor zeigt, wie er bestimmte Themen deutet - etwa den Bodenkuß des Papstes oder die Brieftauben der Ruhrarbeiter.

³ Paul Ricœur (1965, 47) "deutet" Freud, zusammen mit Marx und Nietzsche, so: "Alle drei aber legen den Horizont frei für eine authentische Sprache, für ein neues Reich der Wahrheit, nicht allein mittels einer 'destruktiven' Kritik, sondern durch die Erfindung einer Kunst des *Interpretierens*." (kursiv im Original).

VI. Ethnomethodologie und phänomenologische Ansätze

Die Ethnomethodologie hat eine spezifische Technik der Textanalyse entwickelt. Ihr Thema sind Alltagsgespräche und Alltagserzählungen. Die Konversations- bzw. Diskursanalyse geht auf Harvey Sacks Arbeiten in den frühen 70er Jahren zurück, inzwischen gibt es zahlreiche Beispiele (etwa in Weingarten u.a. 1976, Soeffner 1979, Psathas 1979). Ich zeige die Methode an der Analyse von zwei Sätzen (Sacks 1972).

Ein 2 Jahre, 9 Monate altes Kind sagt zum Autor des Buches "Children tell Stories":

Das Baby schrie. Die Mammi nahm es hoch.

Sacks "beobachtet" den Text, fragt sich, "was ich höre". Die Analyse:

Beobachtung (1): Ich "höre": Die Mammi ist die Mammi des Babys. Beobachtung (2): Ich "höre" das nicht nur, sondern bin mir dessen ziemlich sicher. Beobachtung (3): Satz 2 folgt auf Satz 1. Wir "hören" ebenfalls, daß Ereignis 2 auf Ereignis 1 folgt. Beobachtung (4): Ebenfalls "hören" wir, daß das Ereignis 2 stattfindet, *weil* das Ereignis 1 stattfindet. Also: "Wir hören, daß das die Mammi des Babys ist, die das Baby hochnimmt, weil sie diejenige ist, die es hochnehmen sollte und (das kann man weiter hinzufügen): Wenn sie diejenige ist, die es hochnehmen sollte und es hochgenommen wurde von jemandem, der sie sein könnte, dann war sie es, oder war sie es wahrscheinlich.

Der Forscher will nun den "Apparat" konstruieren, der zeigen soll, wie es sich ergibt, "daß wir das Fragment so hören, wie wir es hören". Es ergibt sich, daß Ordnungsregeln verallgemeinerbar sind. So nehmen wir an, daß, wenn eine unbekannte Person ein schreiendes Kind hochnimmt, es seine Mutter ist oder noch allgemeiner: wenn zwei Handlungen sich über eine Norm aufeinander beziehen, dann nehmen wir an, daß die zweite aus der ersten folgt, dann "sehen" wir, daß die Handelnden zur gleichen sozialen Gruppe gehören und ebenfalls, daß die zweite handelnde Person in Übereinstimmung mit der Norm handelt. In ähnlicher Weise werden Strukturen von Alltagsgesprächen untersucht.

Die existenz-phenomenologische Schule formalisiert ein solches Vorgehen in Forschungsprojekten. Van Kaam (1966) beispielsweise beschreibt einen Forschungsablauf über das Verstehen in der Psychotherapie: (1) Fragenentwicklung durch Einfühlung in die Situation, (2) Datenerhebung (schriftlich-), (3) Analyse ("Explikation") in 6 Schritten: Zuhören und vorläufiges Gruppieren, Reduktion, Elimination, hypothetische Identifikation, Applikation.

Die Vorgehensweisen stützen sich in diesen Forschungsrichtungen stark auf den Forscher selbst und nutzen seine *Reflexion* über die Situation. Sie nutzen ihn also als nachdenkendes Mitglied der Gesellschaft. Reflexion stellt in Frage, macht bewußt. Diese phänomenologisch orientierten Richtungen beziehen sich dabei, z.T. explizit, auf Husserl, der die Ausschaltung der Intentionalität des Philosophen forderte, also eine kontemplative Haltung, die eine Anwendung seiner Methode der "eidetischen Reduktion" bzw. der "phänomenologischen Epoché" erst ermöglicht, also der Ausschaltung der Erscheinungsweise zur Gewinnung intuitiver Erkenntnisse über Wesensnotwendigkeiten (Pariser Vorträge, Ideen zu einer reinen Phänomenologie, Krisis-Aufsatz).

Der qualitativ-heuristische Ansatz geht nicht den Weg der Erkenntnisgewinnung durch Reflexion, bringt auch das "Subjekt" (den Forscher) nur so weit ein, daß es bereit ist, Vorverständnisse zu ändern, wenn eine Differenz zwischen Daten und eigener Meinung offensichtlich wird, verläßt sich im übrigen - wie die naturwissenschaftliche Forschung - auf das Gewicht von Fakten, die durch die Regeln der Forschungsstrategie generiert werden. Explorative Forschung will sich nicht mit "Daten" wie den angegebenen zwei Sätzen zufrieden geben: Sie müssen variiert werden, je nach dem vorläufig angenommenen Thema der Forschung. Ist es das *kleine Kind*, dann werden weitere Sätze von ihm und über es verlangt und weitere Beispiele für sein Sozialverhalten, auch provoziert in der einen oder anderen Richtung. Ist das Thema die *Sprache*, dann weitere Sprachproben. Sind es die *sozialen Normen*, dann andere Beispiele für Normen, in jedem Fall möglichst extreme Beispiele zu dem jeweiligen Thema. In seinem Buch über Alltagserfahrungen hat Erving Goffman diese heuristische Methode auch für die Erfassung von Gesprächen verwandt (1980, 531-601). Beim heuristischen Vorgehen werden verschiedenartige Daten auf Gemeinsamkeiten untersucht. Dann ergibt sich der strukturelle Aspekt (Goffman nennt ihn "Rahmen"). Es kann sein, daß eine heuristische Forschung ähnliche Ergebnisse zeitigt, wie sie durch phänomenologische Reflexion zu gewinnen ist, sie sollte über diese aber hinausgehen, vielgestaltiger sein und auch die Bedingungen aufzeigen, unter denen es zu solchen Normbildungen kommt (wie im Beispiel von Sacks).

VII. Gesellschaftskritische Literaturanalysen

Die Autoren kritischer Gesellschaftstheorien bedienen sich häufig literarischer Dokumente als Ausgangsmaterial für ihre Analyse oder zu deren Dokumentation. Dies bietet sich an durch die Nähe literarischer Produktionen zu

Ideologien und dessen Wirkung auf Bewußtsein und Handeln der Gesellschaftsmitglieder. Zwei der - wenigen - qualitativen Analysen von Politikerreden stammen auch von "kritischen" Gesellschaftswissenschaftlern: Theodor W. Adorno (1935) und Leo Löwenthal, Norbert Guterman (1949).

Sozialphilosophen, Soziologen und Literatursoziologen haben sich mit Literaten und Literatur befaßt, ich nenne einige, ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Georg Lukács (über die Theorie des Romans, die Lyrik der Wilhelminischen Zeit, über Storm, Balzac, Heine, Goethe, Gorki), Jean-Paul Sartre (über Baudelaire, Genet und besonders sein monumentales Werk über Flaubert, "Der Idiot der Familie", 2.900 Seiten (!)), Walter Benjamin (über das deutsche Trauerspiel -abgelehnte Habilitationsschrift; über Baudelaire), Leo Löwenthal (über Ibsen, Hamsun, Goethe), Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (in der "Dialektik der Aufklärung" über Literatur von Odysseus bis de Sade und die amerikanische Populär-Kultur), den Literatursoziologen Levin L. Schücking (über die literarische Geschmacksbildung und die puritanische Familie), Siegfried Kracauer und Ernest Mandel (über den Detektiv- bzw. den Kriminalroman).

Keines dieser Werke enthält eine Darstellung der jeweiligen Forschungsmethode, die auch nur in etwa den Ansprüchen genügen würde, die Sozialwissenschaftler an eine Erklärung und - wenn möglich - Begründung der Art ihres Vorgehens stellen. Man darf daraus aber nicht schließen, die Autoren seien naiv, was ihre Forschungsstrategie betrifft. Sartres Flaubert-Biographie beispielsweise gilt als Fortsetzung der "Questions de méthode" (1960) und dem Bestreben, Dialektik und Phänomenologie/Existenzialismus zu vereinen, oder Marx und Husserl. Ein ähnliches methodologisches Problem ergab sich für Horkheimers frühe Kritische Theorie aus der Spannung Marx/Hegel und Freud. Nur werden von diesen Autoren die Methoden nicht in positivistischer Weise vom Gegenstand gelöst und getrennt von ihm behandelt. Aus ihren Darstellungen muß man die Forschungsmethoden herausdestillieren. Man wird *heuristische*, nicht hermeneutische Verfahren finden. Literarische Werke, literarische Gattungen und Autoren werden nicht "interpretiert", sondern auf die gesellschaftlichen Bedingungen befragt, die sie hervorgebracht haben. Verwendet werden Verfahren, die man "naturwüchsig heuristisch" nennen könnte, wie die Betrachtung des jeweiligen Themas von verschiedenen Seiten, die Beobachtung im Zeitverlauf, das Bemühen, Beziehungen zwischen den verschiedenen, auch als gegensätzlich erkannten Aspekten herzustellen, in dem Bemühen, die Dialektik zwischen dem Teil und dem Ganzen, der Erscheinungsweise und der Struktur aufzudecken, was alles auch Aufgaben einer heuristisch orientierten qualitativen Methodologie sind.

Teil III: Analysebeispiele

Die beiden vorhergehenden Kapitel stellten theoretische bzw. methodologische Fragen in den Vordergrund. Analysen wurden eingefügt, dienten aber vornehmlich zur Illustration und waren auf wenige Fälle beschränkt. Jetzt werden sie zum Thema.

Die Beispiele stammen aus verschiedenen Forschungsbereichen: Gesellschaftsbilder, nationale Identität, Alltagsgespräche, Politik, Kitsch und Kunst. Die Daten wurden mit jeweils verschiedenen Methoden erstellt. Die Forschungen über das Bild der Moderne und die nationale Identifizierung verwenden die Methode des *Interviews*, genauer: die persönliche Befragung mit strukturierten Fragebogen mit festgelegten, aber offenen Fragen. Teilnehmende *Beobachtung*, großteils verdeckt, erbrachte das Forschungsmaterial für die Analyse der Alltags-Dialoge ("*Dialog-Beobachtung*"). Die Reden von Bundeskanzler Kohl, das Heimatgedicht und Rilkes Grabspruch sind *Textanalysen* unterzogen worden. Die Analyseverfahren sind in allen Fällen dieselben: Beobachtungen, wenn nötig Experimente, immer im Dialog, immer Analyse auf Gemeinsamkeiten¹.

Die Analysen sind unterschiedlich zeitbezogen, Gesellschaftsbild und Nationalismus am aktuellsten, Kohl-Reden zu Neujahr sozusagen "zeitlos", auch das Heimatgedicht, der Rilketext historisch.

Sie sind auch unterschiedlich "schwer": die durch Interviews erhobenen Daten und die Dialog-Beobachtung sind Texte in Alltagssprache, die Politiker-Reden, nehme ich an, sind reflektiert, das Heidegedicht erscheint einfach, Rilkes Text ist anerkanntermaßen erklärungsbedürftig, viele Gelehrte haben sich daran versucht.

Der größte Arbeitsaufwand war - für mich - mit der Analyse des kürzesten Textes verbunden, der 12 Wörter von Rilkes "Grabspruch". Sie hat viele Monate gedauert, was ich im Nachhinein als Gewinn ansehe, zumal die Methode an eben diesem Text entwickelt wurde, außer an einer Parabel von Kafka. Am raschesten waren die Gesellschaftsbilder zu analysieren; die Nationalismus-Daten wegen eines Konferenztermins praktisch im Augenblick ihres Eintreffens. Merkwürdig unzugänglich habe ich die Kohl-Reden gefunden. Hier bin ich meinen eigenen Vorurteilen aufgesessen. Ich hatte zuerst angenommen, sie seien "leicht", weil intellektuell eher schlicht. Das war wohl richtig, durfte aber nicht zu der Meinung verleiten, hier sei die politische Propaganda zu

¹ Ein Beispiel für die Erstellung und die Analyse von qualitativen Experimenten finden Interessenten in Kleinig 1994.

Gunsten der Verbreitung allgemeinen Wohlwollens aufgegeben worden. Am schwierigsten war die Anpassung der (wie gesagt, an Rilke geschulten) textanalytischen Verfahren an die Denkweise bzw. den Vortragsstil Helmut Kohls. Die Methoden der heuristischen Textanalyse sind zur Exploration differenzierter Sprachwerke ebenso geeignet wie zur Erfassung von Alltagstexten. Hier waren sie konfrontiert mit etwas anderem: einer Formalisierung des Ungefähren. Es war so, als ob ein Handwerker seine Werkzeuge zur Bearbeitung von Marmor oder, sagen wir, von Holz, einsetzt zur Bearbeitung eines Puddings. Das geht solange nicht, wie er den Charakter des "Stoffes" verkennt, der jetzt sein Gegenstand ist. Daß die Methoden aber selbst hier verwendbar sind, mag die Lektüre zeigen.

Für empirisch arbeitende Forscher und Forscherinnen gebe ich noch den Hinweis, daß sich die "Darstellungsweise" formell von der "Forschungsweise" unterscheidet, was Karl Marx schon notiert hat (1873, 27). Die Daten werden schrittweise erforscht, dabei Teilanalysen, Skizzen, Memos bereits im Verlauf der Analyse angefertigt. Hierbei führt die Forschungsperson einen Dialog *mit dem Text*. Erst nachdem die Forschung völlig abgeschlossen, der gesamte Text aufgeklärt ist, werden die Ergebnisse im Zusammenhang dargestellt, wobei die (inzwischen kenntnisreiche) Forschungsperson in einen Dialog eintritt *mit dem vorgestellten Leser*. In der ersten Phase ist die Forschungsperson *Lernende*, in der zweiten (das Gelernte) *Mitteilende*. Aus der Mitteilung kann im allgemeinen nicht geschlossen werden, auf welche Weise, mit welchen Schwierigkeiten, durch welche Funde etc. die analysierende Person zu den Ergebnissen gekommen ist - und das braucht auch nicht erkennbar zu sein, weil der Forschungsprozeß die Überwindung *subjektiver Vorverständnisse* bewirkt, die bei den Empfängern der Botschaft vielleicht ganz andere gewesen sind.

Die Texte sind zum Teil veröffentlicht (Gesellschaftsbild, nationale Identität, Kohl-Reden); die anderen werden erstmals gedruckt.

Systeme im Alltagsverständnis. Zur Phänomenologie der Moderne¹

I. Problemstellung

Die heutige Lebenswelt wird, in ihren allgemeinsten Zusammenhängen, so erfahren, als ob "Systeme" das Individuum bedrohten. Soziales und individuelles Handeln wird auch durch Annahmen über generelle Lebensumstände bestimmt, durch die Lage, in der man zu sein glaubt. Man kann diese kollektive Vorstellung den *Alltagsbegriff des Systems* nennen.

Als *subjektive Theorien* sind derartige Vorstellungen in der klinischen und Sozialpsychologie zum Studienobjekt geworden, sie vereinen die früher diskutierten *Selbst- und Weltbilder*. In der Soziologie treten sie als *Alltagswissen* in Erscheinung (Garfinkel 1973). Der *Systembegriff* selbst wurde, zum Teil explizit, zum Teil latent, in neuere *Theorien über die Moderne* aufgenommen, wobei die von Talcott Parsons, Niklas Luhmann und Jürgen Habermas die prominentesten sind. Man kann fragen, wie das Alltagskonzept von "System" sich zu diesen Theorien verhält.

Auf welche Weise und mit welcher Sicherheit kann man solche kollektiven Vorstellungen oder "Gesellschaftsbilder", erforschen? Dazu schlage ich eine besondere Ausprägung der qualitativen Methodologie vor, die ich "*qualitativ-heuristisch*" nenne.

Die Analyse des Alltagsverständnisses von System basiert auf einer Befragung von 56 Personen. Sie unterscheidet sich von interpretativer qualitativer Sozialforschung durch ihre methodologische Ausrichtung als Such- und Findeverfahren. Die Methode wird eingangs an Beispielen dargestellt.

II. Die Befragungsmethode, heuristisch gewendet

Die qualitative Befragung wurde, neben rezeptiven Interviews, zur Erforschung des Themas eingesetzt. Ich berichte hier nur über sie.

Wenn größere Samples eingesetzt werden können, ist eine Fragebogen-Erhebung mit offenen, aber vorformulierten Fragen und mündlichen Inter-

¹ Zuerst erschienen in: Erich H. Witte (Hg.), Sozialpsychologie und Systemtheorie, Beiträge des 4. Hamburger Symposions zur Methodologie der Sozialpsychologie, Braunschweiger Studien zur Erziehungs- und Sozialarbeitswissenschaft, 26, Braunschweig 1990, S. 233-254. Überarbeitet 1993.

views, durch InterviewerInnen ausgeführt, besonders geeignet. Die Alternative wären offene Gespräche, "Tiefeninterviews", Leitfadeninterviews, narrative Interviews oder rezeptive Interviews gewesen. Diese Verfahren sind "natürlicher", produzieren aber unstrukturierte Daten, die einen hohen Arbeitsaufwand und entsprechenden Zeitbedarf erfordern, ohne bessere Ergebnisse zu erbringen, eher schlechtere, weil die Analysierenden leicht die Übersicht verlieren. Die Vor-Strukturierung des Materials durch die offenen Fragen des Fragebogens erleichtert die Analyse und beschleunigt die Auswertung.

Der Fragebogenentwicklung müssen informelle Gespräche über das Thema mit Personen vorausgehen, die etwas dazu zu sagen haben. Dabei, und bei der Befragung selbst, wird das Thema alltagsweltlich, im Gespräch-Jargon, nicht "wissenschaftlich" formuliert. Statt "Bild der Moderne" oder "Zeitgeist" oder "subjektive Theorie" sagen wir: "heutige Zeit", "heutzutage" oder ähnliches. Schon im Vorgespräch soll das Thema von möglichst verschiedenen Seiten betrachtet werden, es dient dazu, die verschiedenen Perspektiven zu erkennen, von denen aus der Gegenstand betrachtet werden kann.

Der Fragebogen bleibt bei der (umgangssprachlichen) Formulierung des Themas. Er bleibt auch beim Thema, ohne andere Themen auch noch zu behandeln. Er versucht, diesen *einen* Gegenstand von möglichst *unterschiedlichen* Blickwinkeln aus beschreiben zu lassen (Regel 3). Im vorliegenden Fall wurden 14 Bereiche unterschieden: Kennzeichen der Zeit, Vergangenheit, Zukunft, Menschen der Zeit, acht Einzelaspekte, Moral der Zeit, Änderungswunsch, z.T. mit mehreren unterschiedlichen Fragen. 27 Fragen wurden gestellt. Der Befragungsumfang kann als Maximum für diese Art von Feldforschung angesehen werden (angestrebte Interviewdauer 1 bis 1 1/2, höchstens 2 1/2 Stunden). Nach Abschluß der Analyse zeigte sich, daß die Fragen zum Teil redundant waren; man hätte auch mit etwa der Hälfte auskommen können.

Die Fragen sind "offen", d.h. sie legen eine bestimmte Antwort so wenig wie möglich nahe. Sie sind zum Teil deskriptiv ("was ist typisch?", "beschreiben Sie ..."), zum Teil projektiv ("Geschichte erfinden", "Teufel beschreiben"); gut geeignet sind "positiv/negativ"- und "früher/jetzt/Zukunft"-Kombinationen. Die Fragen sind vorformuliert, sie werden vom Interviewer bzw. der Interviewerin vorgelesen. Bei vorformulierten Fragen äußern sich verschiedene Befragte zu demselben Gegenstand, unter jeweils verschiedenem Blickwinkel, dadurch wird die Variation kontrolliert (in Übereinstimmung mit Regel 3). Ein Muster des Fragebogens ist beigegeben. Das Original enthielt noch ein Deckblatt mit der Quotierung und einen

Bogen zur Erhebung statistischer Angaben über die Befragungsperson (Geschlecht, Alter, frühere und derzeitige berufliche Tätigkeit) mit der Erinnerung für den Interviewer, die Möglichkeit eines rezeptiven Interviews zu nutzen.

Auch das Sample soll maximal variiert sein im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand. Es wurde quotiert nach Geschlecht, sozialer Schicht und acht Lebenswelten, deren Existenz durch frühere Untersuchungen bekannt war (Schüler bis Rentner), das Alter wurde gestreut (16 bis 80 Jahre). Aus technischen Gründen wurde nur in Hamburg und im Umland befragt. Die InterviewerInnen wurden variiert (50 TeilnehmerInnen eines soziologischen Praktikums). Die Feldarbeit fand statt im April und Mai 1990 (33 Interviews), im Juli 1990 wurden weitere 23 Personen mit einem etwas veränderten und verkürzten Fragebogen befragt. Die Antworten wurden durch Mitschreiben, nicht durch Tonband aufgenommen. Dies hat den Vorteil, daß die Aussagen durch die Befragungsperson selbst kontrolliert werden und Sprechfloskeln entfallen, die nur bei linguistischer Analyse interessieren. Die Interviewer erstellten maschinenschriftliche Protokolle. Die Statistik des Samples ist ebenfalls als Anlage beigelegt.

III. Qualitativ-heuristische Analyse eines Protokolls

Die Analyse sucht nach Gemeinsamkeiten in den Daten (Regel 4). Man kann mit Einzelinterviews oder mit Einzelfragen beginnen. Ich zeige hier zunächst, wie die Aussagen einer einzelnen Person - eines 28-jährigen Buchdruckers - auf Gemeinsamkeiten untersucht werden. Dazu beginne ich mit den Antworten auf verschiedene, möglichst gegensätzliche und möglichst "offene" Fragen, die ich mir selbst aussuche. Er sagt auf die Fragen nach den Kennzeichen der heutigen Zeit (Fragen 1, 4, 5), nach denen früherer Zeiten (Fragen 7, 8) und nach "Gefühlen von Menschen heute" (15):

Frage 1 (typisch?): Typisch für die heutige Zeit ist die Hektik, die Ruhelosigkeit und die Vereinsamung der Menschen. Das ist etwas, was es früher nicht gab. Dann noch, daß die Menschen in relativer materieller Sicherheit leben, jedenfalls was die BRD betrifft. Viele Leute urteilen über unsere Zeit als eine unruhige Zeit, in der Terror, Mord und Raubüberfälle zum Alltag gehören. Oder auch als Atomzeitalter, wo jedermann sich der atomaren Bedrohung bewußt ist. Ein anderes Beispiel ist, daß viele meinen, es ginge uns noch nie so gut wie in der heutigen Zeit. Das sind besonders Leute, die die Kriegs- und Hungerjahre am eigenen Leib erlitten haben.

Frage 4 (positiv?): Positiv ist: man hat, auch als Arbeiter, relativ viel Freizeit. Man kann sich relativ viel leisten, ganz spezielle materielle Wünsche sind im Rahmen des Machbaren. Weiterhin positiv sehe ich die existentielle Absicherung, dazu gehört auch die medizinische

Versorgung und daß der einzelne eine ziemlich große Bewegungsfreiheit hat. Z.B. daß er hinfahren kann, wohin er will.

Frage 5 (negativ?): Die Menschheit ist dabei, sich auszurotten, um den Lebensstandard zu halten. Die Belastung an Giften für den einzelnen wird immer größer. Ein großes Problem ist auch, sich als Gesellschaft schnell auf ein Problem einzustellen.

Frage 7 (früher besser?): Der Familienzusammenhang war stärker. Die Menschen haben in kleineren Gemeinschaften gelebt und kannten sich dadurch besser. Das Land war noch nicht so stark industrialisiert, die Natur intakter, das Essen gesünder. Die Städte waren ruhiger, menschlicher.

Frage 8 (früher weniger gut?): Es gab größeres soziales Elend und Hunger. Die Arbeiter hatten wesentlich weniger Rechte, mußten viel mehr arbeiten. Der einzelne hatte größere Existenzangst, z.B. vor Krankheiten. (*Zeitraum?*): Vor 1950 bis Beginn des 19. Jahrhunderts.

Frage 15 (Gefühle heute?): Es gibt Leute, die innerlich total verwirrt sind. Dauernd auf der Suche, sehr unstet, bei denen man wirklich Angst hat, daß sie kurz vor dem Abdrehen sind. Dann die Leute, die ein festes Schema für sich gemacht haben. Die versuchen, sich durch nichts erschüttern zu lassen, möglichst wenig Unruhe in ihr Leben dringen zu lassen. Zwischen diesen eher Ausnahmefällen gibt es noch die, die sich ihr Leben eingerichtet haben, obwohl sie auch wissen, daß sie nicht sicher davor sind, auch mal in schwere Krisen zu geraten."

Zur Analyse stellen wir "Fragen" an den Text, notieren die "Antworten" und analysieren sie auf Gemeinsamkeiten. Die "Fragen" können die Fragen des Fragebogens sein oder auch übergreifende oder auch nur Teilaspekte umfassende. Z.B.: Wie wird die heutige Zeit beschrieben? Wie die frühere? Wie steht die heutige mit der früheren Zeit in Beziehung? usw. Neue Fragen ergeben sich jeweils aus den "Antworten" des Textes auf die früheren ("Dialogprinzip").

Die Analyse auf Gemeinsamkeiten ist, wie die gesamte qualitativ-heuristische Methodologie, aus Alltagstechniken entwickelt. Der in der Analyse solcher Daten wenig geübte Forscher (oder die Forscherin) sollte sich bewußt machen, daß er/sie das Verfahren als Alltagstechnik schon "kann". In der wahrgenommenen Welt erleben wir nicht nur Unterschiede, sondern ebenfalls Gemeinsamkeiten. Unterschiede sind gar nicht existent ohne Gemeinsamkeiten, so wie umgekehrt Gemeinsamkeiten nicht ohne Unterschiede. Die Methode verlangt, das *Gemeinsame* im Verschiedenen zu erkennen. Wir haben dazu zwei Zugänge: die *Ähnlichkeit* und die (vollständige) Unähnlichkeit, den *Gegensatz*. Erleben wir Personen, Sachen, Stimmungen als "ähnlich", beziehen wir uns auf deren Gemeinsamkeiten, ebenfalls bei Worten, die "das gleiche" ausdrücken. Beziehungen bestehen aber auch zum Widerspruch: zwischen dem Positiven und Negativen, zwischen schwarz und weiß, Liebe und Haß, Figur und Grund usw. Zur Analyse auf Gemeinsamkeiten fragen wir zunächst immer nach Ähnlichkeiten, dann aber auch nach der Negation. Die Frage an den Text nach "früher" und "heute" ergibt die in der Tabelle abgekürzt notierten Antworten (siehe folgende Seite).

Tabelle 1

	Früher: Anfang 19.Jh. bis 1950 <i>Fragen 7 und 8</i>	Heute: <i>Fragen 1, 4 und 5</i>
(a)	negativ: soziales Elend, Hunger	typisch: relative materielle Sicherheit (BRD) noch nie so gut positiv: sich viel leisten, materielle Wünsche erfüllen positiv: Bewegungsfreiheit
(b)	negativ: Arbeiter weniger Recht negativ: Arbeiter mehr arbeiten	positiv: Arbeiter viel Freizeit
(c)	negativ: größere Existenzangst, Krankheiten	positiv: existentielle Absicherung positiv: medizinische Versorgung
(d)	positiv: Familienzusammenhang stärker positiv: kleinere Gemeinschaften, kennen sich	typisch: Vereinsamung
(e)	positiv: nicht so stark industrialisiert	
(f)	positiv: Natur intakter positiv: Essen gesünder	negativ: Belastung an Giften für einzelne
(g)	positiv: Städte ruhiger, menschlicher	typisch: Hektik, Ruhelosigkeit, Unruhe Terror, Mord, Raubüberfälle
(h)		typisch: Atomzeitalter - atomare Bedrohung negativ: Menschheit ist dabei, sich auszurotten, Lebensstandard halten
(i)		negativ: Gesellschaft hat Problem, sich auf Probleme einzustellen

Wir fragen nach Gemeinsamkeiten. Die Antworten zur Zeit "früher" gliedern sich, durch die Fragen hervorgerufen, in Positives und Negatives. Die Gesamtheit des Negativen (a-c) bezeichnet physische, psychische und soziale Not. Das Gemeinsame des Positiven (d-g) ist die "Menschlichkeit" der Sozialbeziehungen und des Verhältnisses zur Natur. Die Gesamtheit des Bildes "früher" ist die Gleichzeitigkeit des Gegensatzes von Not und Menschlichkeit: sie wird als kennzeichnend für geringe Industrialisierung angesehen.

"Heute" gliedert sich ebenso in Positives und Negatives. Positiv (a-c): materielle Sicherheit und (gute) medizinische Versorgung. Negativ:

Vereinsamung, Umweltbelastung, Hektik, Terror, alles bezogen auf einzelne und auf Gesellschaften insgesamt: Atom, Ausrottung, Problemlösung zu finden (h, i). Auch das Bild "heute" vereint Widersprüche: existentielle Probleme des Individuums, der Gesellschaft und der Menschheit bei ökonomischer und medizinischer Sicherheit.

Es fällt auf, daß die Widersprüche "früher" und "heute" einander gerade entgegengesetzt sind. So kontrastiert (a) soziales Elend, Hunger mit materiellem Wohlstand, (b) der Zwang zur Arbeit mit viel Freizeit, (c) Krankheiten mit (guter) medizinischer Versorgung usw. Ist dies das Muster der Aussagen, dann können die "leeren Stellen", also die Themen, die nur einmal angesprochen wurden, auf der jeweils anderen Seite ergänzt werden. Dieses Verfahren ist "experimentell", da es die Aussagen verändert, in diesem Fall ergänzt ("Fortschreibung" als qualitatives Experiment, Kleining 1986).

Die Ergänzungen erbringen:

Tabelle 2 (Ergänzungen *kursiv*)

	Früher:	Heute:
(a)	soziales Elend, Hunger	<i>kein soziales Elend, kein Hunger</i>
	<i>materielle Unsicherheit</i>	relative materielle Sicherheit (BRD)
	<i>schlechter als heute</i>	noch nie so gut
	<i>wenig leisten, materielle Wünsche nicht erfüllen</i>	viel leisten, materielle Wünsche erfüllen
	<i>wenig Bewegungsfreiheit</i>	Bewegungsfreiheit

u.s.w.

Solche Ergänzungen können die Analyse erleichtern, wenn sie mit den Originalaussagen zusammen in Betracht gezogen werden. Daraus nun ergibt sich folgende Zusammenfassung:

Tabelle 3

Früher:	Heute:
negativ: materielle und gesundheitliche Not, Existenzangst	positiv: materielle und medizinische Sicherheit

positiv: Menschlichkeit in Sozialbeziehungen und im Verhältnis zur Natur

negativ: Unmenschlichkeit: Bedrohung des einzelnen, der Gesellschaft, der Menschheit

Wir fragen, wodurch sich "früher" in "heute" verändert. Hier gibt es offenbar "Fortschritt" durch zunehmende Industrialisierung (Spalte e, Tabelle 1). Umgekehrt gibt es aber "Rückschritt" in den Sozialbeziehungen, dem Verhältnis zur Natur und dem Verhältnis der Menschheit zu sich selbst. Noch kürzer gefaßt: ökonomischer (und medizinischer) Fortschritt geht einher mit Rückschritt der Menschlichkeit oder zunehmender "Unmenschlichkeit".

Wir können noch fragen, wodurch die Existenzangst "früher" und die existentielle Bedrohung "heute" ausgelöst werden. Antwort: Früher beruhte sie auf ökonomischer und gesundheitlicher Not, war der "kleinen Gemeinschaft" immanent. Heute kommen die Bedrohungen von außen. Hektik der heutigen Zeit, die Bedrohung durch andere Menschen (Terror, Mord, Raub), Vereinsamung durch Lösung der Sozialkontakte, die Bedrohung durch das Atom, "um den Lebensstandard zu halten" (also durch die Industrialisierung?). Die Bedrohung der Existenz des Menschen ist eine Bedrohung durch den Menschen selbst. Die Ursache der Bedrohung ist zum Teil konkret (Raub, Mord ...), zum Teil aber unfaßbar, abstrakt (Hektik der Zeit, Atom, Lebensstandard-Erhaltung). Gleichwohl gehört alles zusammen. Diesen Zusammenhang nennen wir "System".

Welche Gefühle haben Menschen heute (Frage 15)? Der Drucker nennt drei Arten von Menschen:

1. Solche, die "innerlich total verwirrt" sind.
2. Leute, die versuchen, "sich durch nichts erschüttern zu lassen".
3. Diejenigen, die "sich ihr Leben eingerichtet haben", obwohl auch ihnen "schwere Krisen" drohen.

Das Gemeinsame der Antworten ist die Unterstellung, daß Menschen *reagieren* auf Wirkungen von außen, indem sie emotional gestört werden oder sich dagegen wehren, mit mehr oder weniger Erfolg. Dies bestätigt, daß sich das Individuum äußeren Kräften ausgesetzt sieht.

Die Forschungsstrategie besteht nun darin, weitere "Fragen" an den Text zu stellen und die "Antworten" auf Gemeinsamkeiten zu analysieren, dabei auch Antworten auf andere Fragen aufzunehmen und sie mit den bisherigen Erkenntnissen in Beziehung zu setzen. Als nächstes bietet sich z.B. die Analyse der Antworten auf die Frage nach der "Zukunft" an. Auf diese Weise klärt sich zunehmend der Zusammenhang des Ganzen.

Ich will hier abbrechen und zeigen, zu welchen Ergebnissen man durch

die Einbeziehung *aller* Interviews kommt. Dabei lesen wir die Antworten auf die einzelnen Fragen "quer", analysieren aber, wie immer, auf Gemeinsamkeiten.

IV. Der Alltagsbegriff des Systems: Ergebnisse für alle Befragten

Die Antworten auf die Fragen 1, 4, 5 bieten sich zunächst zur Analyse an, weil die Fragen besonders "offen" sind. Die Zitate sind ausgewählt, die übrigen bestätigen ihren Tenor bzw. widersprechen ihnen nicht (100 %-bzw. 0%-Regel).

1. Die Moderne: hoher Lebensstandard, mehr Freizeit/Freizügigkeit, trotzdem "Endzeitstimmung".

Das Bild der Gegenwart ist doppelgesichtig: Einigen Errungenschaften stehen katastrophale Bedrohungen gegenüber. Zum Positiven gehört vor allem der höhere Lebensstandard - im Vergleich zu früher, zu anderen Gesellschaften.

Der Lebensstandard ist größer, bei der Masse jedenfalls (Postbeamtin, 40 Jahre).

Wir haben eine gewisse Lebensqualität, einen Lebensstandard, der ist z.B. in der dritten Welt nicht so groß. Daß wir im großen und ganzen unsere Bedürfnisse, die wir haben, befriedigen können (Bürokräft, 30).

Daß sozial niedrige Schichten nicht mehr so arm leben wie früher (Azubi, Kfz-Schlosser, 18).

Die zweite große Errungenschaft der Neuzeit ist die größere persönliche Freiheit, damit auch stärkeres Selbstbewußtsein der einzelnen. Persönliche Freiheit entsteht durch Rückgang der sozialen Kontrolle, die mehr Gleichberechtigung der Geschlechter und der Generationen ermöglicht, vor allem aber durch die verbesserte ökonomische Lage des einzelnen, durch mehr Freizeit und Freizügigkeit: Urlaub und Reisen.

Daß man mehr auf eine Gleichstellung der Frau zusteuert. Meinungsfreiheit. Daß die Arbeiter nicht mehr so unterdrückt werden wie früher. Lebensstandard (Studentin, 22).

Teilweise hat sich die Stellung der Frau verbessert. Viele Frauen haben auch eine andere Einstellung bzw. Bewußtsein ... sie lassen sich nicht mehr so viel gefallen (Sekretärin, 26).

Heute gibt es nicht so viele Zwänge wie früher. Vieles ist zwangloser geworden, z.B. Kirche, Familie etc. Die Freizeitgestaltung ist besser, da man auch mehr Zeit hat. Man hat die Möglichkeit zu persönlicher Entfaltung (Laborantin, 26).

Es ist heute nicht mehr so teuer zu verreisen, man kann doch überall hin. Ich plane jetzt, im Urlaub in die Türkei zu fahren (Industriekauffrau, 19).

Diese Errungenschaften kontrastieren mit Negativem:

In den westlichen Industrienationen gibt es ein hohes Maß an Freizügigkeit. Die Menschen leben recht gut, sehen sich aber einer Vielzahl von Bedrohungen und Risiken gegenüber (Student, 29).

Die Zeit entwickelt sich zurück, einerseits offener, andererseits doch wieder festgefahren (Versicherungsangestellte, 22).

Typisch für die heutige Zeit ist eine Endzeitstimmung (Sozialarbeiter, 36).

Wir fragen nach dem Ursprung und der Art der Risiken und erfahren, daß sie durch die Organisation der Gesellschaft und durch ihre Entwicklung entstehen. Vor allem verantwortlich sind das ökonomische und das politische System. Die Wirtschaft wird in zweierlei Hinsicht als prägend für die Zeit erlebt, als getrieben von technologischer Entwicklung und dem Zwang, beständig neue Produkte und neue Medieninhalte anzubieten. Ich nenne das, abkürzend, das *Technologiesystem* und das *Konsumgüter-Medien-System*.

2. Das Technologiesystem: abstrakt, verselbständigt, in rasendem Fortschritt, nützlich, aber auch feindlich

Kennzeichnend für die heutige Zeit sind "technische Sachen, der ganze technische Kram wie Autos, Flugzeuge, Spielhallen", "das Computerzeitalter ist schon da", "technischer Fortschritt, Kurzlebigkeit und Spezialisierung auf allen möglichen Gebieten", "die Entwicklung der Technik und Naturwissenschaften". Die Technik verändert sich rasch: hat "rasenden Fortschritt", "nimmt rapide zu":

Technischer Fortschritt, die Leute kommen da nicht mehr mit, was gerade entwickelt wird. Computer und so (Schüler, 18).

Der technische Wandel am Arbeitsplatz (verändert sich besonders rasch). Damals hatten die Maschinen eine Abschreibungszeit von 5-10 Jahren, heute sind sie nach zwei Jahren veraltet (Feinmechanikermeister, 32).

80 % der Geräte, die wir herstellen, sind nach fünf Jahren total veraltet (Verlagskauffrau, 19).

Fortschritt erzeugt Hetze und Stress

Es verändert sich alles so schnell, daß derjenige, der vor ein paar Jahren eine Ausbildung gemacht hat, da ist das Wissen doch schon längst überholt, so als wenn der zum alten Eisen gehören würde. Man ist gezwungen, immer weiter zu lernen, in der Freizeit ... das führt dann wieder zu mehr Hetze und Stress (Vertriebskauffrau, 19).

Mehr Stress als früher. Der technischen Entwicklung wird zu viel Wert beigemessen (Studentin, 22).

Überall nur Hektik, das finde ich beängstigend. Keiner hat mehr für den anderen Zeit, die Zeit läuft so weg (Wirtschafterin, 49).

Die Technik wird schädlich

Technik ist unsinnig wegen Umweltgefährdung, aber auch notwendig, zum Beispiel in der Medizin. (Negativ?) Die Umweltzerstörung und daß die Technik vielleicht mißbraucht wird und nicht mehr beherrschbar ist und außer Kontrolle gerät (Kfz-Mechaniker, 22).

Auswirkungen einer Überindustrialisierung bis in die Landwirtschaft, Überproduktion von Nahrungsmitteln, die mit großem Aufwand an Energie gelagert werden müssen. Nicht gelöste Probleme des Weltmarktes, Hunger in der dritten Welt (Rentnerin, ehemalige Damenschneiderin, 60).

Die Technik wendet sich gegen die Menschen

Es werden immer mehr Roboter und Maschinen eingesetzt, im Büro die EDV, es gibt immer weniger Kontakt zu den Kollegen. Man sieht die noch nicht einmal mehr (Vertriebskauffrau, 19).

Alles läuft über Computer, Knopf drücken. Ohne Computer geht gar nichts und mit Computer geht auch nichts. Wenn ich in meine Bank komme, ist ewig der Computer kaputt und dann steht man zwei Stunden, ehe man seine paar Piepen hat (Hausfrau, 60).

Insgesamt:

Der Mensch ist in sich total paradox. Technologie ist teils gut, teils große Scheiße (Azubi, Maler, 19).

3. Das Konsumgüter-Medien-System: dauernd Neues, nützlich, aber auch verdummend, zerstörend

Kennzeichnend für die heutige Zeit sind ebenfalls Warenflut, die neuen Moden und Freizeitangebote:

Der Konsumrausch, daß die Leute mehr Wert auf materielle Sachen legen und das Menschliche auf der Strecke bleibt (Altenpflegerin, 25).

Die Freizeitangebote, immer werden neue angeboten, z.B. Aerobic, dann Tennis, jetzt Squash. Früher gab es eine Skateboardwelle. Die Mode wandelt sich sehr rasch. Äußerlichkeiten (Laborantin, 26). An erster Stelle (typisch) die Konsumträchtigkeit, d.h. die höchsten Werte sind, Konsum möglichst hoch zu erreichen. Sachwerte müssen erhalten werden, Menschen sind unwichtig (Regierungsinspektorin, 38).

Ein Beispiel sind die Waschmittel, weil es eigentlich egal ist, ob Wäsche porentief rein, hygienisch rein oder aprilfrisch ist, aber die Leute machen den ganzen Quatsch mit (Schüler, 18).

Coladosen, Bierdosen, Weißblech, das bewirkt, daß der Müllhaufen größer wird (weiblicher Friseurlehrling, 19).

Auch die Medien zerstören menschliche Beziehungen, sie manipulieren.

Die Familie wird oftmals vom Fernseher tyrannisiert. Die Eltern spielen weniger mit ihren

Kindern (Postbeamtin, 40).

Es gibt gewisse Pressekonzentrationen, wie z.B. der Springer-Verlag. Das hat eine Steuerung der Berichterstattung zur Folge. Die Berichterstattung kann wieder die Volksmeinung lenken, ohne daß man das merkt (Rentner, 67).

Besonders charakteristisch für die Zeit sind die Videofilme. Erstens weil sich darin zeigt, daß die Leute mit ihrer Situation nicht zufrieden sind und sich in irgendeine andere Welt flüchten. Und zweitens weil sich die Leute nicht mehr mit sich selbst beschäftigen können (Schüler, 18).

4. Der Umschlag vom Positiven zum Negativen

Die Errungenschaften der heutigen Zeit sind Verbesserungen gegenüber früher. Die Technik, der Verkehr, die Produkte, die Medien können dem Menschen nützen: sie tun es z.B. in der Medizin ("heute muß man nicht mehr an einem Blinddarm sterben") und durch die Verbesserung der Informationsmöglichkeit ("jetzt weiß man besser Bescheid über andere Länder, kann sich eher Informationen beschaffen, Beispiel Nicaragua").

Aber das Gute dreht sich ins Schlimme. Zusammenfassungen aus den Protokollen:

- Der hohe Lebensstandard macht die Menschen raffgieriger, materialistisch, äußerlich, macht nicht glücklich.
- Industrialisierung führt zur Zerstörung der Umwelt, Verelendung der dritten Welt.
- Technik führt zu Bedrohung durch Atomkraft.
- Durch Technik gehen Arbeitsplätze verloren.
- Technik führt zu Hektik, Unübersichtlichkeit.
- Technik (Mikrochips) bedingt Rationalisierung, Arbeitslosigkeit.
- Medizin wendet sich zur Genmanipulation, "ist grausam".
- Qualifizierter Schulabschluß führt in die Arbeitslosigkeit.
- Freiheit von Jugendlichen führt zur Aggression. Freiheit im allgemeinen zur Kriminalität.
- Freiheit macht egoistisch, führt in die Anonymität.
- Freizeit macht orientierungslos.
- Individualismus führt zur Anfälligkeit gegenüber Manipulation.
- Selbstbestätigung wird zu Abhängigkeit von Moden und Meinungen, durch Medien verbreitet.
- Informationen in der Presse führen zur Volksverdummung.
- Moderne Lebensformen führen zu Oberflächlichkeit, Kurzlebigkeit.
- Moral wird materialistisch: der Papst wird zum Geldverschwender und Popstar.
- Fehlende Moral führt an den Rand vollständiger Selbstzerstörung.
- Menschlichkeit wendet sich in die Herrschaft von Sachen.

Zusammengefaßt: Höherer Lebensstandard, mehr Technologie, mehr Freizeit der einzelnen schlägt um in Bedrohung der einzelnen, Verlust ihrer Identität und Autonomie, ihrer Menschlichkeit.

5. Die Unfähigkeit und Gefährlichkeit des politischen Systems

Das politische System sollte die ins Schlechte gewendeten ökonomischen Systeme kontrollieren. "Die Politiker", "der Staat", "das parlamentarische

System", "die hohen Politiker" werden genannt vor allem bei der Frage, wer zur Lösung der Schwierigkeiten etwas tun sollte, außer den Betroffenen selbst (Frage 6). Das politische System, der Staat, die Parteien, die Regierung sind aber in einer üblen Verfassung (Frage 18 mit der Aufforderung, den Staat zu charakterisieren). Das politische System ist nämlich selbst den Einflüssen der Zeit unterworfen.

Seine - positive - Funktion ist es, Ordnung zu schaffen oder aufrecht zu erhalten:

Der Staat spielt für uns eine führende Rolle, allein, weil die arbeitenden Menschen fast die Hälfte ihres Einkommens an den Staat abgeben müssen (Rentner, 67).

Der Staat möchte für Ordnung sorgen. Vater Staat ist für die Bundesrepublik verantwortlich (Lebensmittelgroßhändler, 68).

Ordnung muß schon sein, andere Staaten haben z.B. keine Krankenversicherung (Wirtschafterin, 49).

Jedoch erfüllt der Staat seine anderen Aufgaben nicht.

Dieses Marionettenkabinett. Wenn das so weiter geht, dann können wir ja Adolf wieder holen, dann gäbe es nicht die Arbeitslosen. Die Regierung redet und tut nichts (Hausmeister, 45).

Die Politiker sind nicht bereit, die Arbeitslosigkeit in den Griff zu kriegen (Postbeamtin, 40).

Die Politiker sind schuld, weil sie nicht richtig handeln, z.B. Umweltverschmutzung. Da werden Probleme nur hinausgeschoben. Man kann sich nicht vorstellen, daß es besser wird (Lehrling, 20).

Statt dessen wendet sich der Staat gegen den Bürger:

Der Staat regiert nach eigener Willkür, jeder wird in seine Rolle gezwängt (Azubi, Kfz-Schlosser, 18).

Der Staat soll ja eigentlich das Volk repräsentieren. Der Staat gerät aber in die Rolle eines Gegners (Mauerlehrling, 20).

Der deutsche Staat ist kein demokratischer Staat, die deutschen autoritären Elemente sind überaus virulent ... Hamburger Kessel, Berliner Kessel. Ein ganzer Stadtteil wird eingekreist: es ist schon nichts besonderes mehr (Doktorand, 36).

Die Abläufe sind unübersichtlich, undurchschaubar, werden verschleiert.

Man hat einen schlechten Einblick in die staatlichen Abläufe. Es läuft also Korruption im Verborgenen ab (Laborantin, 26).

Der Staat spielt eine undurchschaubare Rolle (Studentin, 27).

Ich verstehe nicht, wie Leute andere belügen können, z.B. Politiker. Belügen die nur andere oder auch sich selbst? (Altenpflegerin, 30).

6. Die Bedrohung des Individuums: Veräußerlichung

Die ökonomischen Systeme schlagen ungebremst auf die Individuen durch. Sie werden veräußerlicht, passen sich den Trends an, werden so zu Zerr-

bildern von Menschen, die bei Frage 11 über die Menschen, die "mit der Zeit gehen", beschrieben werden. Zum Beispiel:

Das ist ein negatives Merkmal, Yuppies. Junge dynamische Leute zwischen 28 und 42, die Arbeit als Statussymbol betrachten, in ihren Klamotten über Lacoste hinaus, braungebrannt. Sie sind arrogant (Sozialarbeiter, 36).

Modebewußt, machen das Neueste, z.B. Computer. Sprechen einen besonderen Slang. Wollen von anderen bewundert werden, um sich dazu zu zählen, zu prahlen, um jünger zu wirken. Sind arrogant und unnahbar (Kfz-Mechaniker, 22).

Zeichnen sich aus durch Oberflächlichkeit, Kritiklosigkeit, Gedankenlosigkeit (Kindergärtnerin, 46).

Heutzutage müssen Menschen ihre Gefühle verdrängen.

In der Geschäftswelt ist es nicht üblich, Gefühle zu zeigen. Ängste und Sorgen werden verdrängt (Kaufmännische Angestellte, 43).

Gefühle müssen unterdrückt werden, alles ziemlich durcheinandergerüttelt (Vertriebskauffrau, 19).

Das führt zu seelischen Schäden.

Menschen sind einsam, das ist das Wichtigste. Viele sind sehr materiell eingestellt, streben nach Sachen, Autos, Video (Sekretärin, 26).

Sind abgestumpft, betäuben sich durch Ersatzbefriedigung (Laborantin, 26).

Viele Leute haben eine Null-Bock-Stimmung. Leute, die in Spielhallen gehen, haben vermutlich gar keine Gefühle (Bürokrant, 30).

Die Arbeitslosen haben die innere Wut. Alte Leute, die behindert sind, sagen z.B.: Ich möchte nicht mehr (Kfz-Mechaniker, 22).

7. Die Zukunft ist aussichtslos

Alle schlechten Tendenzen in der gegenwärtigen Gesellschaft werden sich fortsetzen. Ein Lehrer, 46, sagt:

- Es kann sich alles zu einer Zweiklassengesellschaft entwickeln: Arbeit und keine Arbeit. Viel leicht Klassenkampf.
- Erde wird aufgrund von Umweltverschmutzung grau.
- Technische Errungenschaft wird Arbeitsplätze fordern, besonders im tertiären Bereich.
- Vermehrte Atomrüstung.
- Nur wenig Leute werden durchblicken.
- Weiterhin aufgezwungene Verhaltensänderungen und Wertewandel, z.B. durch Aids.
- Der Rückschritt ist politisch gewollt.
- Vielleicht Kampf der Geschlechter.

Daß eine Katastrophe bevorsteht, ist den meisten bewußt: Naturkatastrophe durch Umweltzerstörung (Abholzung der Regenwälder, Ozonschicht, Wüsten), Ausbeutung der dritten Welt, Arbeitslosigkeit, Entfremdung durch Technik, Krieg durch Rüstung, Zerstörung durch Atomkraft, im Krieg oder

"friedlich" werden genannt. Zunehmen werden Kriminalität, Drogensucht, Aggressionen, Hoffnungslosigkeit, Gefühlsverarmung. Der Staat wird den "gläsernen Menschen" institutionalisieren, der Bürger wird sich "totkonsumieren". Wie wird die Zukunft aussehen?

Es gibt keine Zukunft. Irgendwann macht es bumm (Sozialarbeiter, 36).

Es ist alles aus, weil es vielleicht Krieg gibt (Angestellter, 42).

Man kann nur hoffen, daß es nicht zu einer Katastrophe kommt (Kaufmännische Angestellte, 43).

Ältere sind etwas hoffnungsvoller, sie halten Menschen noch für lernfähig:

Es besteht Zuversicht, daß die Leute den Tiefpunkt erkannt haben und auf Änderung sinnen. Bophal, Seveso, Sandoz, Tschernobyl. Da braucht man keine weiteren schlechten Erfahrungen (Rentnerin, 60).

An einen kommenden Krieg glaube ich nicht, weil ich nicht glaube, daß einer so dumm sein kann, einen Krieg zu wollen (Rentner, 67).

Jugendliche sind am meisten negativ.

Wenn es den 'Bumm' nicht gibt, der die Erde zunichte macht, dann wird es doch im Sinne eines Bürgerkrieges knallen (Maurerlehrling, 19).

Der Staat gerät aus den Fugen ... Weimarer Verhältnisse ... was ich persönlich auch wünsche" (Maurerlehrling, 20).

Grau, es stinkt und vielleicht, daß man ein bißchen Astronautennahrung zu sich nimmt, weil es kein Fleisch oder Pflanzen mehr gibt (Friseurlehrling, 19).

Die Zukunft sieht ziemlich grau aus, weil der Mensch durch Technologien so langsam unbrauchbar wird. Wenn die Rüstung so weiter geht: daß die Menschen sich dann gegenseitig ausrotten. Und von der Natur her, daß die auch bald am Ende ist. Ja, das sehe ich für die Zukunft, ja und ... daß die Menschen Gefangene vom Staat werden (Azubi, 18).

Die Entwicklung geht doch immer weiter, das läuft doch so fort .. das läuft von selbst in eine Richtung. Es kommt ja keine Veränderung herein, es wird nur vertieft (Schülerin, 16).

8. Systeme als bedrohlicher Lebenshintergrund

Das, im Ganzen gesehen, katastrophale Bild der Moderne ist die Folie, auf der sich Leben abspielt - gegen die Leben entworfen wird, besser gesagt. Es wird sichtbar bei so harmlosen Fragen wie denen nach den Kennzeichen der heutigen Zeit. Es enthält Erlebtes, wie auch Gedachtes, Praktisches und bloß Vermutetes, vergangene Erfahrungen, Hoffnungen und Ängste. Das Bild ist auf besondere Weise strukturiert.

Kurz gefaßt: Menschen sehen sich heutzutage mit vornehmlich zwei Ausprägungen des ökonomischen Systems konfrontiert: dem technologischen System und dem Konsumgüter-Medien-System. Beide sind in rapider Entwicklung, mit eigener Dynamik versehen, abstrakt, von außen kaum durchschaubar und nicht zu beeinflussen, schon gar nicht zu stoppen. Sie

entwickeln sich vom Freund zum Feind des Menschen, schlagen um vom Hilfreichen und Nützlichen zum Schädlichen und Bösen. Die Errungenschaften der Neuzeit - höherer Lebensstandard und persönliche Freiheiten - führen in eine Abhängigkeit von den Systemen und der Gefahr der Vernichtung des Menschlichen, der Menschheit und der Natur. Das politische System, dem Verantwortlichkeit für das Gemeinwesen zugeschrieben wird, erweist sich als unfähig, mit den gesellschaftlichen und globalen Problemen umzugehen. Systeme, von Menschen für Menschen geschaffen, verselbständigen sich und sind dabei, die Menschheit zu vernichten.

V. Anmerkungen zu Systembegriffen in der Soziologie und ihrem Verhältnis zu Alltagstheorien

Die Interpretation der Welt durch Menschen, die nicht nur in ihr leben, sondern sie auch durch ihr Handeln gestalten und verändern, ist ein soziologisches Faktum, das selbst gedeutet oder - im Sinne qualitativ-heuristischer Methodologie - erforscht werden muß. Ich skizziere, was einige soziologische Theorien, die sich auf Systeme beziehen, dazu leisten.

1. Klassische dialektische Theorien

Hiermit sind die "Systeme" von Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Karl Marx gemeint, die eine immanente Dynamik der Entwicklung von Geist und Gesellschaft postulieren. Beide stimmen mit modernen Alltagstheorien insofern überein, als auch heute Bewegung gesehen wird, die zur Negation ihrer früheren Inhalte führt. Sowohl die Hegelsche "Entäußerung" als besonders die Marxsche "Entfremdung" können in den Aussagen der Befragten erkannt werden, die "Monadisierung" durch Konkurrenz (Engels), die soziale Freisetzung des Lohnarbeiters durch den Verkauf nur seiner Arbeitskraft (Marx) beziehen sich auf Phänomene, die auch Gegenstand von Alltagsdeutungen sind. Daß Menschen durch die Art der ökonomischen Entwicklung in Abhängigkeit geraten, in ihrer Menschlichkeit beeinträchtigt, als Individuen oder Gattungswesen zerstört werden, sind Hauptthemen der Marxschen Frühschriften (z.B. 1844a, 1844b). Der Warenfetischismus, die Ideologieproduktion, die Erzeugung von falschem Bewußtsein, die Charaktermasken entsprechen der Veräußerlichung, Konsumabhängigkeit, Manipulation des Denkens durch die Konsumgüterindustrie und die Medien heutzutage, so wie sie von den Befragten dargestellt werden.

2. Neuere dialektische Theorien

Verdinglichung im Sinne von Georg Lukács (1922) als Weiterentwicklung der Marxschen Analysen läßt sich auch in den Alltagsbeschreibungen der

heutigen Weltsituation wiederfinden, sie umfaßt u.a. die Versachlichung von menschlichen Beziehungen, die Irrationalisierung des Rationalen, die Kälte im Umgang mit anderen Menschen. Die verschiedenen Ausprägungen der frühen Kritischen Theorie, besonders Max Horkheimers und Theodor W. Adornos Dialektik der Aufklärung (1947) und Horkheimers Kritik der instrumentellen Vernunft (1967) verweisen auf parallele Ideen in den Alltagstheorien heutzutage im Umschlag vom Positiven zur Negation. Selbst die Aporie der Kritischen Theorie, Ausdruck der Hoffnungslosigkeit einer totalitären, total verwalteten Welt hat Parallelen im Heutigen, ebenso wie Herbert Marcuses Repression des Triebpotentials (1957) und seine "Eindimensionalität" (1964). Auf beklemmende Weise modern ist Adornos "Zerstörung des Individuums" (1951).

3. Widerspruchstheorien

System als Gegensatz zur Lebenswelt und Instanz zu deren "Kolonisation" kann sich auf die Alltagsüberzeugung berufen, moderne Systeme seien feindlich (Habermas 1981). Jedoch ist die dialektische Dynamik der früheren Theorien, ihre Herausarbeitung des "Umschlagens", der Wende vom Nutzen zum Schaden, der in den Alltagstheorien so deutlich enthalten ist, hier aufgegeben. Das Habermassche Konzept hat seine Stärke im Aufzeigen des Verhältnisses von Systemen und Lebenswelt, mißt man es an Alltagstheorien. System ist der wirkungsmächtige Hintergrund, auf dem sich Lebenswelt konstituiert, um von ihm zerstört zu werden.

4. Eindimensionale Systeme

Hiermit sind Theorien gemeint, die komplexe Zusammenhänge in der Gesellschaft - "Systeme" - unter einem dominanten oder vornehmlich dominanten Gesichtspunkt betrachten: Talcott Parsons Frage, wie System und Subsysteme miteinander in Beziehung stehen, was zu bestimmten Grundfunktionen führt, die sie erfüllen müssen (1951) oder Niklas Luhmanns kybernetische Systemtheorie: die Funktion von Systemen, Komplexität zu reduzieren, Welt sinnvoll zu machen und dadurch steuerbar (z.B. 1984). Wird die Eindimensionalität nicht auf Funktion, sondern auf die Erscheinungsweise von Systemen bezogen, dann werden einzelne Aspekte zur Erklärung der Moderne genannt: Bürokratie, Rationalität, ökonomischer Fortschritt. Oder Modelle entstehen: Freizeit-, Dienstleistungs-, Medien-, Informations-, Risiko-Gesellschaft (Beck 1986) etc. Diese - durchweg neuen - Theorien zur Erklärung der Moderne kontrastieren am stärksten mit den Alltagstheorien. Sie enthalten weder den für das Alltagsverständnis charakteristischen dialektischen Umschlag noch - Ausnahme "Risikogesellschaft" - die Distanzierung des einzelnen vom System, noch die Unterscheidung verschiedener Arten von Systemen, wie dies im Alltagsverständnis

geschieht. Wohl aber enthalten auch sie Aspekte, die in den Alltagstheorien vorkommen oder in sie eingefügt werden können. Nur kann man sich fragen, ob die "Systemerklärungen" nicht selbst der Tendenz zur Vereins-
eitung und Selbstabsonderung unterliegen, die jedermann sonst an den in der Alltagswelt erlebbaren Systemen beklagt, den technischen besonders, denen, im weiteren Sinne, die wissenschaftlichen ja zugehören. Anders ausgedrückt: es entsteht die Frage, ob diese "Systeme" nicht eher Symptome der Moderne sind als deren Erklärungsmuster.

5. Das Theorieparadoxon

Der Forscher, der Alltagstheorien über "Systeme" untersucht, erfährt das Dilemma, daß die am besten passenden Theorien eher die alten sind, nicht die neuen, aus der Zeit, der die Daten angehören. Dieser Umstand sollte hinterfragt werden. Weist er auf die Distanzierung des Wissenschaftssystems von der sozialen Wirklichkeit hin (seine "Eigendynamik", "Entfremdung", "Verdinglichung"?) Oder sind Alltagstheorien nicht (mehr) Gegenstand einer gesellschaftlichen Theorie? Sind sie getrennt von der "wirklichen" Gesellschaft, sind sie Vor- oder Falsch-Urteile? Sind Systemtheorien neueren Datums Instrumentalisierungen zum Zwecke rationaler Analyse, die irrationale Ängste nicht erfassen, auch nicht an ihrer Erklärung interessiert sind? Oder ist die Moderne gar nicht so gefährlich, wie die Gesellschaftsmitglieder meinen, die sich als Betroffene erleben? Das Paradoxon besteht, daß wissenschaftliche Systemtheorien in ihrer eigenen Welt leben, obwohl sie soziale Wirklichkeit abbilden wollen, daß sie mit den Alltagsmeinungen wenig zu tun haben, sie auch nicht erklären, während diese, würden sie sie kennen, sie durchaus einreihen könnten in die angsterregenden Symptome der Zeit.

VI. Zusammenfassung

(1) Die heutige Zeit wird im Alltagsverständnis vornehmlich bestimmt durch die Herrschaft des wirtschaftlichen Systems, das sich durch das Technologiesystem und das Konsumgüter-Medien-System zu erkennen gibt. Beide Systeme sind in rapider Entwicklung. Die Moderne ist durch das Umschlagen der Systeme vom Nützlichen ins Schädliche gekennzeichnet. Das politische System ist unfähig, die daraus entstehenden Probleme zu lösen. Das Individuum und die Menschheit sind gravierend und zwar negativ betroffen.

(2) Dialektische soziologische Theorien zur Erklärung der Moderne, auch wenn sie aus dem 19. Jahrhundert stammen, sind in besserer Übereinstim-

mung mit Alltagstheorien als neuere Systemtheorien. Dies stellt die Theorienteilnahme vor neue Aufgaben.

Anhang I

FRAGEBOGEN

Wir machen eine Befragung über die *heutige Zeit*, das, was Menschen denken und wie sie handeln heutzutage. Ich möchte gerne Ihre Meinung dazu erfragen.

(KENNZEICHEN)

(1) Was meinen Sie, was ist *typisch* für die heutige Zeit, was gibt es heute, was es früher nicht gab? Was wird allgemein als kennzeichnend angesehen, was meinen Sie selbst?

MEHRERE ANTWORTEN, BEISPIELE)

(2) Was *verändert* sich heute besonders *schnell*? Das erlebt man ja: da oder dort gibt es immer Neuerungen. Was meinen Sie, was sich besonders rasch verändert?

(3) Es gibt aber auch manches, das bleibt *gleich*, oder verändert sich nur ganz langsam. Woran könnte man da denken?

(4) Was meinen Sie, ist besonders *positiv* an der heutigen Zeit, was wird als *gut* angesehen?

(5) Und wo liegen die *Schwierigkeiten* und *Probleme* in der heutigen Zeit vor allem?

(6) Wer sollte etwas tun zur *Lösung* dieser Schwierigkeiten und *was*?

(FRÜHER)

(7) Denken Sie jetzt einmal an *früher*, wo das noch nicht so war wie heute: was war da *besser* als heute? (BEISPIEL)

(8) Und was war *weniger gut*? (BEISPIEL)

(INTERVIEWER, INFORMELL: AUF WELCHE FRÜHERE ZEIT BEZIEHT SICH BEFRAGTE(R), UNGEFÄHRE ZEITANGABE: INS PROTOKOLL)

(ZUKUNFT)

(9) Denken Sie einmal an die Zukunft - Wenn das so weitergeht, wie bisher: wie wird dann die *Zukunft* aussehen? Was wird dann kommen? Bitte beschreiben Sie einmal, wie Sie das sehen.

(10) Was meinen Sie, *wer* oder *was* ist dafür besonders verantwortlich, *wodurch* wird das bewirkt, was wir in der Zukunft zu erwarten haben?

(MENSCHEN)

(11) Man sagt ja von Menschen: "*die gehen mit der Zeit*". Bitte beschreiben Sie einmal Menschen, die mit der Zeit gehen, Männer oder Frauen. Welche Kennzeichen haben diese Menschen, wie sehen sie aus, wie reden sie, was tun sie, wie verhalten sie sich anderen gegenüber, worauf kommt es ihnen vor allem an im Leben?

(12) Dann gibt es auch Leute, von denen sagt man "*die sind vom alten Schlag*", "*von der alten Schule*". Bitte beschreiben Sie einmal so eine Person (AUSSEHEN, SPRACHE, TON, WORAUF KOMMT ES AN etc.)

(13) Nun wieder zu den Menschen, die mit der Zeit gehen: Wo kann man die treffen, welche *Situation* ist für sie charakteristisch? Wenn man einen Film über sie machen wollte, wo würde

man den drehen? Was würde man zeigen?

(14 Erfinden Sie einmal eine *Geschichte*, in denen Menschen vorkommen, von denen man sagt, sie gehen mit der Zeit. Was könnte man sich da ausdenken? Wie beginnt die Geschichte, was könnte sich ereignen, wie endet sie? (NACHFRAGEN)

(15) Was meinen Sie ganz allgemein: Wie sind die *Gefühle* von Menschen heute, wie sieht es *innerlich* in ihnen aus?

(EINZELASPEKTE)

Nun zu etwas anderem.

(16) Man hört ja manchmal, *Technik* und *Wissenschaft* sind besonders wichtig für die heutige Zeit. Was ist das besonders positiv, was ist *gut* an Technik und Wissenschaft heute? Bitte geben Sie ein Beispiel.

(17) Und was ist problematisch, was ist *nicht so gut* an Technik und Wissenschaft?

(18) Es wird ja viel vom *Staat* geredet, von den Parteien, von der Regierung. Welche Rolle spielt der Staat für uns heutzutage? (MÖGLICHST BEISPIEL)

(19) Wie ist das heutzutage mit dem *Volk*, mit der *Nation*. Was ist da kennzeichnend, was hört man, was meinen Sie selbst?

(20) Wie ist das mit der *Familie* in unserer Zeit? Was ist da charakteristisch? Bitte geben Sie ein Beispiel, was Sie gehört oder erfahren haben, was typisch ist heutzutage.

(21) Denken Sie an *Religion*, *Kirche* und alles, was damit zusammenhängt, was ist da kennzeichnend in unserer Zeit?

(22) Eine Frage zur modernen *Wirtschaft*, zur modernen *Industrie*. Was meinen Sie, was ist heutzutage das Besondere, was und wie produziert wird?

(23) Denken Sie einmal an ein *Erzeugnis*, ein *Produkt*, eine *Dienstleistung*, die besonders charakteristisch ist für die heutige Zeit. Was könnte das sein? Und was bewirkt es?

(24) Heutzutage hört man ja viel über unsere Zeit durch *Zeitungen*, *Zeitschriften*, *Radio*, *Fernsehen*, *Bücher*, ... Was meinen Sie, worauf kommt es diesen Leuten, die da berichten, vor allem an, was stellen die vor allem dar an unserer heutigen Zeit?

(MORAL)

(25) Bitte machen wir zum Abschluß ein kleines Spiel. Es geht um den *Teufel*. Wie hat man sich den Teufel eigentlich *früher* vorgestellt? Beschreiben Sie doch einmal, wie der aussah, wie er redete, was er so tat, worauf es ihm ankam.

(26) Und was meinen Sie, wie ist das *heutzutage mit dem Teufel*? Was ist das Teuflische an unserer Zeit? Geben Sie ein Beispiel, woran man sehen könnte, woran man heutzutage den Teufel erkennen könnte.

(27) Abschließend noch eine Frage: denken Sie einmal an die Menschen heute und wie sie zusammenleben. Stellen Sie sich vor, Sie könnten alles *ändern*, was schlecht ist und beibehalten, was gut ist: was würden Sie vor allem ändern? Und was wäre dann das Ergebnis?

VIELEN DANK, JETZT HABE ICH NUR NOCH EIN PAAR FRAGEN FÜR DIE STATISTIK.

Anhang II

STATISTIK DES SAMPLES, DAS MIT DIESEM FRAGEBOGEN BEFRAGT WURDE

N =		33
Geschlecht	männlich	17
	weiblich	16
Alter	unter 19 Jahren	6
	20-24 Jahre	4
	25-34 Jahre	10
	35-54 Jahre	8
	55 Jahre und älter	5
Soziale Schicht	Mittelschicht	24
	Unterschicht	9
Lebenswelt**	Jugendliche	6
	Studenten	3
	Aufsteiger	6
	Etablierte	3
	Arbeitende Klasse	5
	Hausfrauen, Mittelschicht	6
	Hausfrauen, Unterschicht	1
	Rentner, Pensionäre	3
Ort	Hamburg und Umgebung	
Zeit	April, Mai 1990	
InterviewerIn	männlich	20
	weiblich	13

* Im Juni 1990 wurden weitere 23 Personen mit einem etwas verkürzten Fragebogen befragt.

** Nach Krotz (1990).

Nationale Identifizierung und Nationalismus in (West)Deutschland¹

Die Forschung basiert auf qualitativen-heuristischen Interviews über nationale Identifizierung und auf der Analyse politischer Texte im Fernsehen und in Tageszeitungen. Sie wurde zwischen Oktober 1989 und Juni 1990 ausgeführt. Diese Zeit ist gekennzeichnet durch dramatische politische Veränderungen - an ihrem Beginn stehen der Fall der DDR-Regierung und der "Mauer" am 9. November 1989 und an ihrem Ende die Einführung der DM und des west-deutschen Wirtschaftssystems in der DDR am 2. Juli 1990. Die vollständige politische Einheit von West- und Ostdeutschland wird, nach freien Wahlen in beiden Staaten, Ende 1990 erwartet².

Während dieser Periode der Veränderungen und der neu entstehenden nationalen "Einheit", in der, durch die Medien, die Themen Deutschland und nationale Identität allgegenwärtig waren, wurde die nationale Identifizierung der Bevölkerung untersucht. Das Forschungsverfahren folgt der in früheren Schriften dargelegten qualitativ-heuristischen Methodologie.

Die Hauptmethode waren qualitative Interviews mit vorformulierten, aber "offenen" Fragen. Dabei wurde ein Fragebogen verwendet, der früher schon bei qualitativer Forschung über nationale Identität in Brasilien eingesetzt worden war. Außerdem wurden Fragen zum Thema in mehrere laufende Erhebungen eingeschaltet, um die Befragtenzahl zu vergrößern. Auch wurden einzelne unstrukturierte Interviews und rezeptive Interviews gesammelt.

Der Fragebogen enthielt 13 Fragen zu drei Themenbereichen: Deutschland, die Menschen, mit denen die Befragten Kontakt haben, die allgemeine gegenwärtige Situation. Die Fragen forderten auf zur Beschreibung (z.B. "was ist typisch für ...", "was gibt es hier besonderes ...") und zur Projektion (z.B. "Erzählen Sie eine Geschichte, in der ein Deutscher vorkommt ...", "wie wird das Leben in Deutschland in den nächsten 20 Jahren aussehen ...").

Das Sample betrug insgesamt 82 Personen, etwa hälftig Männer und Frauen, 17 bis 78 Jahre alt, etwa 2/3 Mittel- und 1/3 Unterschicht. Es schließt Studenten ein, Angehörige freier Berufe, Beamte, Angestellte, Arbeiter, Hausfrauen und Rentner, vornehmlich in Hamburg.

Außer den Interviews wurden eine Anzeigenserie der Bundesregierung zur Wiedervereinigung und einschlägige Aussagen von Politikern und Journalisten herangezogen, einschließlich der Ansprache des Bundeskanzlers zum Jahreswechsel.

¹ Geringfügig erweiterte deutsche Fassung eines in englischer Sprache abgefaßten Beitrags für das *Meeting of the International Society of Political Psychology*, Washington, D.C., gehalten am 13. Juli 1990.

² Die Ergebnisse geben den Kenntnisstand vor dem 13. Juli 1990 wieder. Die "Wiedervereinigung" erfolgte bekanntlich ohne freie Wahlen.

Hier werden die Resultate der Forschung zusammengefaßt, soweit sie die nationale Identifizierung der Befragten betreffen. Einige Überlegungen dazu schließen sich an.

I. Abnehmende nationale Identifizierung, zunehmender Individualismus

Bei der Frage nach den Vorstellungen von den "*Deutschen früher*" beziehen sich die Personen des Samples auf die Zeit vor 1945, dem Ende der Nazi-Herrschaft. Das Bild hat drei Hauptkennzeichen: (1) Dominanz der Orientierung an Familie und Arbeit, (2) Ordnung und Disziplin, Fleiß und Effizienz und (3) autoritärer Charakter.

Das Bild der "*Deutschen heutzutage*" wird als verändert gesehen gegenüber dem früheren: (1) Die Bindung an Familie und Arbeit wird überlagert durch die Orientierung auf Freizeit, Verbrauch industriell hergestellter Produkte und auf Massenmedien, vor allem auf Fernsehen. Das Ergebnis seien Materialismus, Zeitknappheit ("Hektik des Lebens") und soziale Isolation ("Vereinzelung"). (2) Ordnung, Disziplin und Anpassung an die Arbeits-Ethik seien heute weniger deutlich als früher und kritische Einstellungen gegenüber Staat und Gesellschaft träten mehr hervor, vor allem bei der Jugend. (3) Der "autoritäre Charakter", damit einhergehend, befreie sich vom hierarchischen Druck: der einzelne heutzutage sei weniger autoritär und weniger unterwürfig als früher. Er orientiere sich mehr an individuellen Werten und Beurteilungen.

Die Befragten *distanzieren* sich sowohl von den traditionellen als auch von den gegenwärtigen Bildern von den Deutschen. Sie halten sich selbst für anders und wollen nicht mit Klischees "*des Deutschen*" in Verbindung gebracht werden.

Ich interessiere mich nicht für das Volk und die Nation. Es lohnt sich nicht, darüber nachzudenken (Tonassistent, 33 Jahre).

Die Deutschen, o Gott, das ist ein Scheiß', auf solche Dinger laß' ich mich nicht ein! ... sie sind zumeist Individualisten, mehr allein (als die Türken)(Sozialarbeiter, 26).

Ich kann mit den Deutschen und Deutschland nichts anfangen (Krankenschwester, 22).

Ich glaube nicht, daß es gemeinsame Kennzeichen einer Nation gibt (Drucker, 27).

Am Volk ist bezeichnend, daß man garnicht mehr weiß, wer alles dazu gehört (Azubi, 18).

Man hört da nicht viel Gutes (über die Deutschen). Kennzeichnend ist ein konfuses Zusammengehörigkeitsgefühl auf dem Hintergrund der Geschichte bzw. angenommene kulturelle Gemeinsamkeiten, die nicht weiter reflektiert werden und zu einem dünnkelhaften Verhalten führen (Student, 27).

Ältere empfinden mehr Nationalstolz als Jüngere ... Dadurch, daß es Nationen gibt, wird Haß aufgebaut, also dadurch, daß es Grenzen gibt, z.B. Deutschland-Polen (Productioner, 27).

Wenn ich an das deutsche Volk denke, ist das alles sehr traurig. Wo man auch hinkommt, der Deutsche bewertet sich immer hoch aufgrund seiner wirtschaftlichen Stellung ... die meisten Deut-

schen sind nicht bereit, über das, was sie angerichtet haben, wirklich nachzudenken (Hausfrau, 53).

Dagegen sind die "positiven" Stellungnahmen zu den "Deutschen" verhalten:

Die Nation feiert fröhliche Urstände. "Wir sind das Volk" hört man beispielsweise aus Leipzig. (Wie bewerten Sie das?) In Maßen positiv (?). Einerseits haben wir uns jahrelang nicht als ein Volk gesehen. Wohl zurecht, angesichts unserer Geschichte. (Andererseits?) Ach ja, das Positive. Das halten Sie sicher für irrational. Aber ich glaube, es muß so etwas wie nationale Identität geben (Regierungsdirektor, 49).

Es ist immer noch so, daß die Deutschen immer noch so fleißig sind. Immer noch am meisten schaffen in der Stunde, während die Jugend ja nicht mehr so denkt. Das ist 'ne Folge von unserer Generation ... nach außen hin muß alles in Ordnung sein. Das ist bei den Jungen nicht mehr (Raumpflegerin, 52).

II. Der traditionelle Nationalismus wird scharf kritisiert

In Übereinstimmung mit der schwachen Identifizierung als "Deutsche" weisen die Befragten den *traditionellen Nationalismus* zurück. Sich als Angehörige einer deutschen "Nation" zu fühlen, fällt ihnen schwer. Sie meinen, daß Staat und Politik nicht identisch sind mit dem Volk. Regierung und Politiker werden kritisiert, weil sie nicht das Volk und seine Bedürfnisse vertreten.

Es macht mich an, daß über meinen Kopf bestimmt wird, daß wir alle zusammengehören. Es macht mich dieses Theater an, daß Sachen in Lauf gebracht werden, die ich niemals gutheißen würde (Ausbilderin, Schnitt-Direktrice, 38).

Ich bin besorgt über nationalistische Tendenzen (Student, 24).

Das halte ich für sehr gefährlich, daß Menschen wieder anfangen mit "unser Volk, unsere Nation, wir Deutschen sind die tollsten und die besten", den Stolz darauf, daß man deutsch ist. Halte ich für Quatsch ... Daraus kann wieder ein Größenwahn entstehen, "wir als Volk, wir als Nation", nur weil wir zufällig die gleiche Sprache sprechen. Deshalb habe ich insgesamt mit diesem "Volk" nichts zu tun (Hausfrau, 32).

Ich denk' an die DDR, das ganze Einheitsgelaber. "Vaterlandsliebe". Damit fühl' ich mich nicht angesprochen (Hausfrau 34).

Diese ewige Deuschtlümelei, trotz EG und so. Wir gründen schon wieder 'n Reich mit der DDR, wir halten uns für Könige, die Herrenrasse, seht her! Die überheblichen Schweinetypern sterben bei uns einfach nicht aus! (Raumpfleger und Schankhilfe/Zapfer, 40).

Die Befragten sind stark gegen die Idee eines nationalistischen Deutschlands, das der Vergangenheit angehöre, von dem man aber eine Wiederkehr befürchtet als Ergebnis der Wiederherstellung eines größeren deutschen Staates.

Während der traditionelle Nationalismus kritisiert wird, tritt die frühere positive Form der nationalen Identifizierung, der *Patriotismus* oder *Nationalstolz* oder die *Vaterlandsliebe*, bei unseren Befragten allenfalls in den sehr

verhaltenen "positiven" Meinungen über die Deutschen auf ("Ach ja das Positive. Das halten Sie sicher für irrational ..."). Es hat den Anschein, daß die *patriotische Idee* der bürgerlichen Klasse des 19. Jahrhunderts als Gefühl *des Volkes für* das Volk nur noch in seiner negativen Seite präsent ist, als Gefühl des Volkes *gegen* das Volk, seien sie nun Fremde oder die anderen Deutschen. Die Kritik des traditionellen Nationalismus³ bezieht sich ja sowohl auf die Regierenden als auch auf "*den* Deutschen" als Repräsentant eines Deutschtums, von dem die Befragten nichts wissen wollen.

In dieser Situation der Kritik und der Distanzierung von kollektiven nationalen Vorstellungen entstehen zwei "neue" Formen, die ich *instrumentellen* und *reaktiven Nationalismus* nenne. Instrumenteller Nationalismus ist solcher, der bewußt eingesetzt wird, um bestimmte politische Ziele zu erreichen, also Mittel zum Zweck ist³. Reaktiver Nationalismus ist sein irrationales Gegenstück. Er entsteht spontan und ist gefühlsmäßige Reaktion auf erlebte soziale Probleme.

III. Instrumenteller Nationalismus behauptet die Legitimität der Einheit aller Deutschen

Seit Gründung der Bundesrepublik (1949) haben alle westdeutschen Regierungen das Recht des Volkes zur "Wiedervereinigung in Freiheit" behauptet; ein entsprechender Passus wurde als Präambel in das Grundgesetz aufgenommen. Damit war die Vereinigung von West- und Ost-Deutschland (Bundesrepublik und DDR) zu einem größeren Staat gemeint, ursprünglich ohne Bezug auf die polnisch und sowjetisch besetzten Gebiete. Eine Analyse der scheinbar unpolitischen Neujahrsansprachen des Bundeskanzlers Helmut Kohl (1986-1988, in diesem Band) zeigt *latenten* Nationalismus: alle Deutschen, also Ostdeutsche und Personen deutscher Abstammung ("Landsleute" bei Kohl⁴, früher "Brüder und Schwestern", "Volksdeutsche" bei den Nazis) sollten frei reisen und nach Westdeutschland kommen können: Reisebeschränkungen und

³ "Instrumenteller Nationalismus" korrespondiert mit dem "offiziellen Nationalismus", den Andersen (1983) beschreibt.

⁴ "Unsere Landsleute in der DDR": "Wir vergessen nicht, daß wir zusammengehören". "Unsere Landsleute in der Sowjetunion, in Mittel-, Ost- und Südosteuropa": sie sollen das Recht haben, "zu uns auszureisen". "Alle Deutsche gehören zusammen". (Zitate aus den Neujahrsansprachen Kohls, Kleining 1991a, Wiederabdruck in diesem Band).

die "Mauer" müßten fallen. Als die so Aufgeforderten tatsächlich in großer Zahl kamen und die Mauer fiel, beschwor Kohl die Ostdeutschen zu bleiben, wo sie waren um ihr Land wieder aufzubauen mit der Hilfe der Westdeutschen. Nationalismus wird dadurch *instrumentalisiert* von: "Kommt zu uns!" zu: "Wir kommen zu euch!".

Die Regierung kritisierte diejenigen als "Angstmacher", die eine rasche Einheit der beiden Staaten verzögern oder verhindern wollten und ließ eine Kampagne mit ganzseitigen Anzeigen in der Tagespresse erscheinen mit dem Slogan "Unsere gemeinsame Zukunft: Deutschland wird eins. Europa wird eins." Die Anzeigentexte erklärten, warum die Herstellung der Einheit gut sei und die DDR bezahlbar. Die Werbung richtete sich direkt an die Ängste in der Bevölkerung.

Diese Ängste sind in den Protokollen erkennbar: ein ökonomisch und politisch vereintes Deutschland erscheint als Verursacher großer Probleme, besonders steigender *Inflation* in West- und *Arbeitslosigkeit* in Ostdeutschland. Die meisten Befragten, obwohl positiv über die Möglichkeit des freien Reiseverkehrs, empfanden Unbehagen bei der Idee eines größeren Deutschlands ("Großdeutschland").

Zusammengefaßt: Instrumenteller Nationalismus, eingebettet in Europäismus, wird von der konservativen Regierung und der konservativen Presse genutzt, um die politische und wirtschaftliche Vereinigung zu erleichtern. Sie wird "Wieder"-Vereinigung genannt, obwohl mehr als die Hälfte der gegenwärtigen Bevölkerung nach 1945 geboren ist und nie in einem vereinten Deutschland lebte.

IV. Das Entstehen von reaktivem Nationalismus

Die zweite "neue" Form des Nationalismus' nennen wir *reaktiv*. Ausländer und Fremdarbeiter, über deren Zuwanderung in den Medien berichtet wird und die im täglichen Leben in Erscheinung treten, erzeugen ebenfalls Gefühle von Unsicherheit und Angst. Ausländer können als Bedrohung gesehen werden, besonders wenn sie in großer Zahl kommen, weil sie "uns unsere Arbeitsplätze wegnehmen", "unseren Platz zum Leben"; selbst "unsere Produkte wegkaufen" (polnische Besucher wurden im Juli 1990 durch Visapflicht gestoppt). Reaktiver Nationalismus wendet sich gegen Ausländer als Eindringlinge, lehnt sie ab, fordert, ihre Aktivitäten zu kontrollieren, falls man sie nicht besser sogleich nach Hause schicke. "Fremdenhaß" und "Ausländerfeindlichkeit" sind die augenblicklichen Symptome. Diese Gefühle richten sich auch gegen Ostdeutsche als "Wirtschaftsflüchtlinge", die ein leichtes

Leben im Westen suchten.

Teil dieses reaktiven Nationalismus' ist das viel zitierte Rowdytum ("hooliganism"), das in Deutschland mit Fußball auf nationaler oder, wie im Juli 1990, auf internationaler Ebene in Erscheinung trat. Fan-Gruppen, kostümiert in Clubuniformen oder mit entsprechenden Symbolen versehen, Fahnen schwingend, Schlachtrufe singend, führen Krieg gegen Fans aus anderen Regionen oder Nationen, betrinken sich, ehe sie kämpfen. Diese Form der Reaktion auf Angst ist counter-phobische Aggression. Diese Art des militanten Nationalismus' wird von Polizei und Staat zurückgewiesen und bekämpft.

V. Die ökonomische Basis der drei Formen des Nationalismus' und ihre soziale Funktion

Nationalismus spiegelt ökonomische Bedingungen wieder und beeinflusst sie umgekehrt auch.

Traditioneller Nationalismus impliziert die Identifizierung von Menschen mit sich selbst in regionaler und zeitlicher Abgrenzung und dem bestehenden oder einem zukünftigen Staat und einer entsprechenden Regierung als ihren Repräsentanten. Er wird erschüttert und kann überflüssig werden, wenn freier Handel und freies Reisen die nationalen Grenzen und die nationalen Herrschaftsformen schwächt. Traditioneller Nationalismus kann die Expansion der Märkte behindern, deswegen wenden sich internationales Business und internationaler Handel gegen traditionellen Nationalismus.

Instrumenteller Nationalismus will bestimmte politische und ökonomische Zwecke erreichen und setzt dafür das Mittel des Nationalismus' ein. Er argumentiert rational, etwa für die Vorteile größerer wirtschaftlicher Einheiten in einem vereinten Deutschland oder für bzw. gegen den Zuzug von Ausländern, oder für oder gegen die Wanderung von Deutschen, abhängig von der jeweiligen Wirtschaftslage. Daß er logische Widersprüchlichkeiten seiner Argumentation verkraftet, dürfte weniger in der Spekulation auf die Kurzlebigkeit der Erinnerung seiner Adressaten liegen als in der Segmentierung seiner Argumentationsstränge: so scheint es ihm völlig schlüssig, daß die nationale Beteiligung an Rüstung und Krieg dem Frieden diene, so wie die nationale Aufrüstung nach dem letzten Weltkrieg nicht etwa den kalten Krieg, sondern den Frieden vorbereitete. Diese Flexibilisierung der jeweiligen Argumentation wie auch deren jeweils rationale Begründung unterscheidet den "neuen" instrumentellen Nationalismus vom traditionellen Nationalismus, der, bei aller Irrationalität, doch die Kennzeichen der Einheitlichkeit und Stabilität aufwies, etwa die beständige, weil rassistisch begründete Überlegenheit der (arischen)

Deutschen, die dauerhaften Freund- und Feindbilder, die nur taktisch verschleierte Aggression ("Kampf um Lebensraum") etc. Der instrumentelle Nationalismus ist ein Werkzeug in der Hand von Parteien oder des Staates, er bedarf des Zuganges zu den Massenmedien.

Reaktiver Nationalismus ist, auf andere Weise, auch ein Ergebnis moderner Wirtschaftsformen. Modernisierung und technologischer Wandel bewirken nicht nur die Durchlässigkeit der Grenzen von Nationalstaaten. Die Wirkung des ökonomischen Systems auf das soziale erzeugt den "freien" Arbeiter wie auch den "freien" Konsumenten und schwächt die sozialen Institutionen wie auch die sozialen Identitäten, die aus Familie, Nachbarschaft, regionalen oder nationalen Einheiten erwachsen. Das Individuum kann sich leicht bedroht fühlen, uneingebunden oder alleingelassen wie es ihm erscheinen mag, auf sich allein gestellt, bedroht von den Fremden im Land oder *dem* Fremden im allgemeinen. Unter diesen Verhältnissen können verschiedene *Reaktionen* entstehen: Resignation, Repression, Transformation, Phantasie-Produktion und auch *reaktiver* Nationalismus zur Abwehr des Fremden in Gestalt *der* Fremden. Dies kann sich in Aggression äußern gegen Punks, Gastarbeiter, Ausländer, die "fremd" aussehen oder andere Verhaltensformen haben. Das Nicht-Verstehen fremder gesprochener Sprache allein kann schon Verunsicherung hervorrufen. Wird Angst "bekämpft", dazu sozial ungebundene Aggression eingesetzt und zwar durch Aktionen, die nach außen gerichtet sind, gegen Dinge oder gegen Menschen, kann Vandalismus entstehen oder Gewalt. Neo-Nazismus und die Verwüstung jüdischer Friedhöfe sind andere Aspekte dieses Syndroms. Kennzeichnend für den reaktiven Nationalismus, wie für den instrumentellen, ist ihre vergleichsweise hohe Beliebigkeit, hier der Konsistenz der Argumentation, dort der Objekte der Aggression, die von einer Fremdheit zu einer anderen springen können, ganz im Sinne der "post-modernen" Zersplitterung. Aggression gegen Dinge richtet sich gegen alles, was gerade im Weg steht, Aggression gegen Menschen gegen das jeweils am meisten Fremde, wahrscheinlich auch ohne dies im einzelnen zu identifizieren.

VI. Zusammenfassung

1. Drei Formen von Nationalismus sollten in der derzeitigen westdeutschen Gesellschaft unterschieden werden:

Traditioneller Nationalismus, scharf kritisiert auf der Basis von zurückgehender nationaler Identifizierung.

Instrumenteller Nationalismus als "neue" Form; sorgfältig manipulierter Natio-

nalismus, eingesetzt, um bestimmte und begrenzte politische und ökonomische Ziele zu erreichen, dabei vornehmlich rational argumentierend, wenn auch nicht widerspruchsfrei.

Reaktiver Nationalismus, in dieser Form ebenfalls "neu", aber "wild", d.h. irrational und emotional, der sich in Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Neonazismus, Rechtsextremismus, Vandalismus oder Hooliganismus verwandeln kann oder in eine Kombination von mehrerem bei Variation der jeweiligen Opfer. Reaktiver Nationalismus hat eine vor-militante und eine militante Form. Er erscheint als "Nationalismus" lediglich in der Phase, in der Nationalitäten, ethnische oder religiöse Minoritäten als "Fremde" angegriffen werden, unabhängig von seinem weiter ausgedehnten Zielgebiet.

2. Historisch scheinen die beiden "neuen" Nationalismen aus der Auflösung des traditionellen *Patriotismus* sich entwickelt zu haben, der in seiner negativen Form, als *traditioneller Nationalismus* als Instanz zur Gegenidentifikation in Erscheinung tritt. Er war sowohl argumentativ als auch irrational, dabei latent oder offen aggressiv wie alle Nationalismen. Seine Kennzeichen scheinen in den neuen Formen enthalten zu sein, aber nicht kombiniert, sondern segmentiert in verschiedene Nationalismusformen. Diese, obgleich vom gleichen Stamme, stehen im Widerspruch sowohl zum traditionellen Nationalismus als auch zueinander. Instrumenteller Nationalismus will (als international eingebunden), mit dem traditionellen nicht verwechselt werden und bekämpft den reaktiven, besonders wenn er sich gegen ökonomisch sensible Minoritäten richtet, wie Türken oder Juden. Der reaktive ist Feind des Nationalitäten-Verständnisses der Regierung und Freund des traditionellen in seiner nazistischen Ausprägung, mit diesem aber nur durch äußerliche Symbolik verbunden und getrennt von ihm durch Fragmentierung, Veräußerlichung und Flexibilisierung einer ursprünglich in sich konsistenten, totalitären nazistischen Ideologie ("Weltanschauung").

3. Die jeweilige soziale, ökonomische und politische Situation sollte als Voraussetzung aller drei Arten von Nationalismus in Betracht gezogen werden wie auch deren Wirkungen auf sie. Das schließt die historische Entwicklung dieser Bedingungen und Folgen ein. Wahrscheinlich greift die Annahme einer stabilen "autoritären Persönlichkeit" zu kurz, auch wenn sie als Folge familialer autoritärer Verhältnisse gedacht wird.

4. Die "neuen" Formen des Nationalismus' in Westdeutschland sind nicht neu in dem Sinne, daß es sie früher nie gegeben hätte. "Neu" sind sie nur darin, daß sie in einer demokratischen Staatsform entstanden sind, nicht in einer totalitären, und daß sie gleichzeitig auftreten, wenn auch in Konflikt miteinander.

Nachbemerkung (1993)

Rückblickend erscheint mir folgendes bemerkenswert:

- Zur Zeit der Befragung waren die Medien, bis weit in das liberale Spektrum hineinreichend, und die politischen Parteien, bis zu den eher "linken", positiv bis enthusiastisch über die "Wiedervereinigung". Dies stand in deutlichem Gegensatz zur Beurteilung der Situation durch die hier Befragten. Inzwischen ist auch in der öffentlichen Meinung eine gewisse Ernüchterung eingetreten; Fehleinschätzungen wurden zugegeben. Es fällt mir auf, daß die Befragten die Umstände so unrichtig nicht bewertet haben. Auch ihre "Prognosen" über steigende Inflation und erhöhte Arbeitslosigkeit war nicht so schlecht, wenngleich deren Ausmaß wohl auch für sie nicht vorhersehbar war und vor allem nicht, daß sich Arbeitslosigkeit auch im Westen stark erhöhen wird.
- 1993 stellte sich der *instrumentelle Nationalismus* in der Erklärung der Regierung vor, Deutschland müsse "Verantwortung" übernehmen, was den Einsatz deutscher Soldaten in Ländern der dritten Welt legitimieren und möglicherweise einen ständigen Sitz im Sicherheitsrat der UN einbringen soll.
- Weiteres zum *reaktiven Nationalismus*: Zum Erhebungszeitraum waren die ausländerfeindlichen Aktionen, die Symbolwert erreichten und zu internationaler Beachtung führten, wie Hoyerswerda, Rostock, Mölln, Solingen, noch nicht ausgeführt worden. Sie scheinen sich dadurch von den "spontanen" Reaktionen gegen Fremde zu unterscheiden, daß sie möglicherweise geplant waren. Wahrscheinlich gehören sie aber in das gleiche Schema, da irrationale Aggression lediglich gebündelt auftrat.

Die Verdinglichung des Dialogs¹

Ich beschäftige mich mit Alltagsdialogen, die, nach einem Begriff von Georg Lukács, "verdinglicht" sind (1922). Das Konzept geht auf Marxens "Entfremdung" (1844) bzw. den "Fetischcharakter" (1867) zurück, den Waren im Kapitalismus annehmen; wenn man will auf Hegels "Entfremdung", "Entäußerung" und "Entzweiung" (1807, 1820), entwickelt zur Beschreibung der aufstrebenden bürgerlichen Gesellschaft. Es soll gezeigt werden, wie sich in Alltagsgesprächen die Kommunikation zwischen Menschen in eine Beziehung auf Sachen verkehrt, wie sie von Versachlichung der Lebenswelten betroffen sind und selbst wie Dinge werden.

Alltagsdialoge sind bisher, außer von den Sprachwissenschaften (Schmölbers 1979), von der ethnomethodologischen "Konversations-Analyse" behandelt worden (Psathas 1979, Bergmann 1981). Die vorliegende Ausarbeitung wendet dagegen *heuristische* Methoden der Textanalyse an.

Als Untersuchungsmaterial dienen 85 Dokumentationen von Alltagsdialogen², die, den heuristischen Regeln entsprechend, in sehr verschiedenen Situationen von Hamburger StudentInnen aufgenommen wurden (am Arbeitsplatz, in öffentlichen Verkehrsmitteln, auf der Straße, in Wohnungen, bei Familienfeiern usw.) und die sehr verschiedene Themen zum Gegenstand hatten (z.B. Begrüßung, Streit, Information, Reaktion auf Aussehen, Disziplinierung, Kauf, Klatsch, Reklamation). Die Dialoge entstanden in natürlichen, alltagsweltlichen Situationen, die BeobachterInnen waren "zufällig" dabei, die Beobachtungen selbst waren fast immer verdeckt. Sie wurden jeweils und dann insgesamt auf Übereinstimmung befragt, die "Antworten" wurden erneut befragt, bis sich ein differenziertes Gesamtbild ergab ("Dialogprinzip"). Die Methoden der Forschung waren Textbeobachtung und Experiment.

Heuristische Methoden wollen Unbekanntes entdecken, nicht Hypothesen prüfen. Die Annahme von "Verdinglichung" ist nicht eine Hypothese, die durch Operationalisierung am Forschungsmaterial bestätigt - oder falsifiziert -

¹ Geschrieben 1990, durchgesehen 1993.

² Die Dialoge wurden aufgenommen von: Nicole Beencke, Gotlind Blöcker, Barbara Dietrich, Gunther Dietz, Johann Wolfgang von Goethe, Bendix Harms, Volker Joks, Gerhard Kleining, Michael Kreibrink, Toralf Krüger, Berenike Metz, Birgit Möbus, Edmund Möller, Gabriele Prävk, Olaf Reinholz, Gaby Seidemann und einer Person, deren Name leider nicht mehr feststellbar war.

wird, sondern eine *Frage* an die Texte. Die Kenntnis der erwähnten Schriften motiviert die Fragestellung, nicht mehr.

I. Beispiele von Verdinglichung in Dialogen

Ich beginne mit der Analyse von Dialogen, bei denen man den Eindruck hat, daß die Gesprächsführung mehr oder weniger stark durch Dinge beeinflusst oder bestimmt wird.

1. Verdinglichung

Dialog 1

Im Keller einer Wohnanlage, vor der Waschküche, als mich eine Nachbarin anspricht:

Sie: Ach, Sie sind Frau Beck?³

Ich: Ja.

Sie: Ich habe Ihren Namen im Waschbuch gesehen.

Ich schaue schnell an ihr vorbei, mit einem Blick ins Buch.

Ich: Ja, dann sind Sie Frau Albert.

Sie: Wie lange waschen Sie denn noch?

Ich: Noch ca. eine Stunde.

Sie: Also bis 10 Uhr?

Ich: Ja ungefähr. Diese Wäsche muß nicht geschleudert werden und anschließend wollte ich noch eine 40-Grad-Wäsche waschen.

Sie: Gut, ich habe mich auch schon eingetragen.

Frau Albert geht den Gang entlang, sie wohnt ein Haus weiter, Nr. 14b, die Waschküche befindet sich in 14c.

Als erstes geht es um die Identifizierung der handelnden Personen⁴: Wer ist wer? Frau Albert und Frau Beck erfahren ihre Namen wechselseitig aus dem "Waschbuch": was dort steht, wird durch Nachfrage von ihnen selbst bestätigt. Das Dokument ist richtig. Das Buch aber ist ein Ding, von Menschen als Informationsträger eingesetzt.

Wie lange wäscht Frau Beck noch? Ihre Aussage "noch ca. eine Stunde" wird in Uhrzeit transponiert, damit verfestigt: "Also bis 10 Uhr?". Die Uhrzeit ist ein "objektives" Bezugsschema für Zeit - für beide verbindlich.

³ Alle Eigennamen sind geändert.

⁴ Die Besonderheit bei der Analyse von Dialogen ist, daß die Fragen, die vom Forscher zur Aufklärung eines Textes gestellt werden, selbst Fragen zum Gegenstand haben (und deren Beantwortung). Man kann also auch auf die Fragen der SprecherInnen eingehen.

Die Waschkdauer wird bestimmt und ist legitimiert durch eine "sachlich" begründete und deswegen nachvollziehbare Folge: Schleudern nach dem Waschen und durch den neuen Waschgang, die "40-Grad-Wäsche". Sie wird, wie jede(r) Hausfrau/Hausmann weiß, festgelegt durch das Material, ausgedrückt durch entsprechende Information auf den in die Wäsche eingenähten Etiketten mit Angabe der Waschttemperatur (und von Schleuder- und Bügelanweisungen), die auf das Waschprogramm der Waschmaschine zu übertragen ist, die Art der Waschmittel bestimmt und eben auch die Waschzeit, also Festlegung der Handlungsarten und -folgen bei Strafe des Einlaufens und/oder der Ent- bzw. Verfärbung der Wäsche.

Die nächste Waschhandlung wird durch Eintragen des Namens und der Zeit reserviert, die sich wieder aus der zu waschenden Wäsche ergibt: es gilt, was im Buche steht.

Gemeinsamkeit der "Antworten" auf die "Fragen": Identifizierung der Menschen, Dauer und Art des Waschens und dessen Reihenfolge werden durch "Versachlichung" geregelt, es gibt "Sachzwänge", die auch einen sachlichen Gesprächsduktus hervorbringen. Fragen dienen dazu, die Regelungen zu verifizieren, sie werden zwar an die andere Person, "eigentlich" aber an die Dinge gerichtet. Die Verhältnisse von Dingen, Zeiten, Abfolgen sind von Menschen geschaffen, bestimmen jetzt aber umgekehrt ihr Handeln.

Dialog 2

Eine durch Einkäufer belebte Fußgängerzone, in der sich zwei ältere Ehepaare am späten Nachmittag treffen. Vor allem die Männer sprechen:

Ehepaar A: Hallo, wie geht's denn?

Ehepaar B: Muß ja, und selbst?

Ehepaar A: Muß ja, muß ja. Läuft alles wie gehabt.

Ehepaar B: Ich wünsche Euch was!

Ehepaar A: Tschüß!

Ehepaar B: Tschüß!

Die erste Frage "wie geht's denn" wird beantwortet mit "muß ja", bestätigt vom Frager mit "muß ja, muß ja". Zwei Paare, die "müssen". Das erste Paar, das wissen will, wie es "geht", findet für sich selbst: "*läuft* alles wie gehabt". Die Gemeinsamkeit der Aussagen ist der, wenn auch scherzhaft gemeinte, Bericht über *Fremdbestimmung*. Ehepaar B wünscht noch "was"; nichts bestimmtes, von ihm selbst in dieser Situation Gewünschtes, nichts Persönliches jedenfalls. Beide Paare laufen wie Maschinen aneinander vorbei, sie haben sich nichts zu sagen, außer daß sie "müssen", wenn auch in ritualisierter Freundlichkeit. Hier ist das Persönliche versachlicht.

Dialog 3

Im Tante-Emma-Laden, Arbeiterwohngegend. Eine ca. 20-jährige, jugendlich gekleidete Frau (Jeans, Turnschuhe, Blouson) kommt mit ihrem kleinen Sohn, der indianermäßig angemalt ist, rein:

Verkäuferin: Ach je, wie sieht der denn aus!

Mutter: Na ja, kommt gerade aus dem Kindergarten.

Verkäuferin: Und Mutti kann es hinterher wieder saubermachen, was?

Mutter: Ja, ja.

Sucht ein paar Kleinigkeiten zusammen, geht zur Kasse.

Mutter: Ha'm Sie jemand wegen den Bildern gefunden?

Verkäuferin: Ach, was war das noch gleich?

Mutter: Na, ich hab' doch so viele Snoopies, ich brauch jemand zum Tauschen. Ich habe jetzt schon zwei Alben voll, ein drittes kann ich nicht mehr anfangen, das wird zu teuer. Vielleicht hat jemand andere doppelt?

Verkäuferin: Nee, ich hab jetzt noch keine gefunden, ich muß noch mal dran denken.

Erzählt es noch einer anderen Verkäuferin.

Mutter: Also, dann geben Sie noch für 3,60 welche! Ach - machen Sie für 4 Mark!

Kauft neue Sammelbildchen.

Verkäuferin: Hier, 10 Stück (Tütchen) - und ich hör mich um.

Der Dialog gliedert sich in zwei Teile. Die Beschäftigung mit dem Indianer--Sohn und den Snoppy-Bildern. Das Verhältnis der jungen Frau zum Sohn ist, dem ersten Eindruck nach, menschlich-sympathisch; ihr Verhältnis zu den Snoppy-Bildern führt zum ökonomischen Problem ("das wird zu teuer"). Sie kauft zu viel, will tauschen, kauft dann aber noch mehr, was sie sich nicht leisten kann. Ihr Handeln im ersten Teil wird vom Sohn, im zweiten Teil von den Snoopy-Bildern bestimmt, sie ist zunächst selbst-, dann aber in ihrem Kaufverhalten fremdorientiert: menschlich und gleichzeitig ökonomisch verdinglicht. Was soll sie mit den Sachen anfangen, die sie nicht braucht und für die sie eigentlich Geld nicht übrig hat? Tausch, also Rückfall in die Vergemeinschaftung einer vor-industriellen Welt ist ihr Wunsch.

Dialog 4

Die ca. 60-jährige Frau eines kürzlich berenteten Hausmeisters kommt zur Verwahrung der früheren Arbeitsstelle, direkt zur Lohnkasse:

Frau: Mein Mann ist tot, wie ist denn das jetzt mit der Rente?

Auch Dialoganfänge können verdinglicht sein. Der Tod des Ehemannes ist die Ursache für die Rente, die Fragestellerin muß wünschen, daß sich ihr toter Mann in seiner Eigenschaft als Geldverdiener in Rente verwandelt: diese abzuholen an der Kasse. Verdinglichung als Hoffnung!

Alle Dialoge zeigen, daß menschliche Bezüge sich in Verhältnisse von Sachen umformen können oder daß Sachen menschliche Verhältnisse bestimmen: dies nennen wir "Verdinglichung".

2. Gegenbeispiele: nicht verdinglichte Dialoge

Die Aussage "mein Mann ist tot..." gibt Gelegenheit, sie mit einem klassischen Dialog zu vergleichen.

Dialog 5

Gespräch zwischen Mephistopheles und Frau Marthe im "Faust" Goethes (1808, Verse 2916-2918):

Mephistopheles: Ihr Mann ist tot und läßt Sie grüßen.

Marthe: Ist tot? Das treue Herz! Oh weh!

Mein Mann ist tot! Ach, ich vergeh'!

Dies ist eine Beziehung zwischen Menschen. Mephistos Toter läßt noch grüßen. Marthe ist tief betroffen vom Schmerz. Wenig später ist Marthe zwar enttäuscht, daß ihr Mann nichts hinterlassen habe: "Was! nicht ein Schau-stück? kein Geschmeid?", aber wegen des fehlenden "Angedenken(s)" (2933). Vor allem aber möchte sie ein "Zeugnis" haben (3009), einen "Totenschein" (2872), "möcht' ihn auch tot im Wochenblättchen lesen" (3012). Geschmeid und Totenschein sind Dinge, fördern aber menschliche Beziehung: das Geschmeid die Erinnerung; Totenschein und Todesanzeige die Kenntnis der neuen sozialen Umstände.

Ein moderner Dialog:

Dialog 6

Ladengeschäft/Werkstatt von Schuster/Schlüsseldienst in einem Arbeiterbezirk, 11 Uhr vormittags:

Ich: Guten Tag!

Er: Guten Tag. Kalt geworden. Zeit für eine dicke Jacke!

Ich: Die haben sie mir gestern an der Uni geklaut, samt Schlüsselbund.

Er: An der Uni?

Ich: Ja, diese Studenten...

Er: Das ist ja eine Frechheit! Daß heute schon Studenten so was machen.

Geht die Schlüssel machen und sagt zu sich selber:

Er: Armes Deutschland, wo soll das nur hinführen.

Von drei Schlüsseln kann er nur einen nachmachen, er schickt mich zur Konkurrenz.

Derselbe Ort, eine Stunde später.

Ich: Der Schlüssel paßt nicht.

Er: Das ist ja eine Frechheit!

Holt die Rohlinge.

Er: Da habe ich wohl den großen genommen. Ich hatte mich schon gewundert, warum die Maschine so viel weggenommen hat.

Macht Schlüssel und holt Schlüsselanhänger aus der Auslage.

Er: So, die nehmen Sie mit, für Ihre Mühe. Was hat denn bei Walter der kleine Schlüssel gekostet?

Ich: sechsfünzig.

Er: Da ist er fünfzig Pfennig teurer, und der andere?

Ich: Vier Mark.

Er: Eine Mark teurer (Maschine fertig). So, der paßt jetzt.

Ich: Das ist ja schön.

Der Schuster hat Probleme mit Sachen, weiß aber, wie man mit Dingen umgeht: was er nicht selbst machen kann, schickt er zur Konkurrenz, was er falsch macht, macht er nochmals. Er ist kritisch seiner Maschine gegenüber, die zu viel weggenommen hat; was er selbst nicht erwartet, ist "eine Frechheit" (der Diebstahl und sein eigener Fehler). Er kompensiert den Fehler durch ein Geschenk, er ist billiger als die Konkurrenz. Alles bezieht sich auf ihn, er ist nicht fremdbestimmt, wenigstens fühlt er sich nicht so in dieser Phase des Gesprächs. Man hat freilich den Eindruck, daß er so selbstsicher nicht sein dürfte: Ob er mit seinem Laden überleben kann, bei der Konkurrenz der Kaufhäuser? Preiskonkurrenz, der ökonomische Druck ist schon in seinem Bewußtsein, wenngleich nur repräsentiert durch Walter.

Ein anderes Beispiel für einen unverdinglichten Dialog ist ein Gespräch beim Geburtstag der Großmutter.

Dialog 7

Nachmittags am Kaffeetisch, Großmutter (Maria) und die neben ihr sitzende ältere Dame (Grete) unterhalten sich:

Grete: Maria, die Lisbeth ist ja völlig runter mit den Nerven. Und dünn ist die geworden, das glaubst Du nicht.

Maria: Ach Gott, bei dem Mann ist das ja kein Wunder.

Zwischenfrage einer anderen älteren Dame: Wieso, was ist denn mit dem?

Maria: Der macht den hier ... (sie führt ihre Hand mit einem Glas an den Mund). Ist das nicht furchtbar? Ich hätte den schon längst rausgeschmissen.

Grete: Das ist schon hart für die Lisbeth, und da wundert man sich, daß so eine nervenkrank wird.

Maria: Und dann wäscht und kocht sie auch noch für alle, für die Enkelkinder sogar, die nutzen sie auch noch aus, und sie macht das mit.

Grete: Das stimmt, traurig ist das.

Es handelt sich um einen "wirklichen" Dialog, der ein Thema (Lisbeth) von verschiedenen Seiten behandelt, dadurch "aufklärt" und zu einem "Ergebnis" kommt, indem beide Sprecherinnen übereinstimmen: "Das stimmt, traurig ist das". Es gibt auch Handlungsalternativen ("Ich hätte ..."). Nicht nur das Thema bewegt sich, auch die Sprecherinnen: kein Zweifel, sie kommen sich näher. An diesem Dialog kann man gut Kennzeichen des lebendigen, wenig verdinglichten Gesprächs beobachten: Vergemeinschaftung bei Stärkung der Individualität der Sprecherinnen (die ihren jeweiligen Beitrag zum Gespräch leisten), Bewegung des Themas durch seine Exploration, d. h. seine Behandlung von mehreren Seiten, und gleichzeitig die Veränderungen der Sprecherinnen selbst von Unwissenden (oder Teil-Informierten) zu Wissenden, zweifellos lustvoll erlebt bei aller Traurigkeit des Themas.

Was hier vor allem interessiert, ist der Umstand, daß solche Dialoge nur

unter dem Schutz des Privaten und dem Stigma des "Klatsches" geführt werden, für sie ist kein Platz unter der öffentlichen Herrschaft der Dinge.

3. Zwischenergebnis

(1) Es gibt Beispiele für Verdinglichung, aber auch Beispiele für nicht oder weniger verdinglichte Gespräche aus Geschichte und Gegenwart. Existenz oder Abwesenheit von Verdinglichung ist also *kein durchgängiges* Merkmal aller Dialoge, auch nicht aller modernen Dialoge. (2) Wenn man annimmt, daß Verdinglichung unter bestimmten Bedingungen *hervorgerufen* wird, dann sollten diese *historisch* aufgeklärt werden, sofern nicht *situative* oder *funktionale* Umstände nachweisbar sind. (3) Kennzeichen un- oder wenig verdinglichter Dialoge sind (a) die gegenseitige soziale Akzeptanz der GesprächspartnerInnen, (b) das wechselseitige Eingehen auf die jeweiligen Aussagen, d.h. das Offensein zumindest gegenüber Teilen und deren zumindest teilweise Transformation, (c) die dadurch erzeugte Bewegung des Gesprächsgegenstandes oder seine immanente Veränderung und (d) die damit einhergehende Veränderung der GesprächspartnerInnen. (4) Kennzeichen verdinglichter Dialoge sind die Negationen dieser Merkmale.

II. Wie der Dialog auf Verdinglichung reagiert

Alltagsdialoge reflektieren - wie andere Lebensäußerungen auch - Verdinglichung und verdinglichende Prozesse. Wir betrachten zunächst Fälle, in denen sich vergleichsweise unverdinglichte Dialoge mit Ansprüchen und Forderungen auseinandersetzen, die von Dingen ausgehen; gewissermaßen den Zustand, *ehe* Verdinglichung den Dialog selbst erfaßt. Wir achten auf den sozialen oder interaktiven Aspekt.

1. Die Durchsetzung der Logik der Dinge

Dialoge vermitteln, wie eine Kundenkartei zu bearbeiten und zu verwalten ist.

Dialog 8

Frau Wald und Frau Stuhl arbeiten in einer Versandabteilung, Frau Wald mit EDV, Frau Stuhl mit der Kartei. In beider Büro:

Frau Wald: Was ist denn das hier? Das kann doch nicht stimmen! Haben Sie das gestern gemacht?

Frau Stuhl: Ach ja, das wollte ich Ihnen auch noch sagen. Das war mir gestern schon aufgefallen, daß da was verkehrt ist, aber ich bin nicht mehr dazu gekommen, das zu verbessern.

Frau Wald: Sie haben auch ein ganz verkehrtes Bild genommen, das gehört hier überhaupt nicht

rein. Da ist ja auch eine ganz falsche Kundennummer. Wo haben Sie die denn her?

Frau Stuhl: Ja, ich weiß. Aber die ist nicht falsch. Ich habe nur vergessen, die von der Karteikarte zu nehmen und im Bild nachzutragen, dadurch ist das dann doppelt gekommen.

Frau Wald: Was? Wie soll das gehn? Das stimmt doch alles nicht. Sie haben die falsche Nummer und das hat mit der Kartei überhaupt nichts zu tun.

Frau Stuhl: (dazwischen redend) Nee, nee! Ich weiß ...

Frau Wald: Nun mal nicht immer 'nee, nee'. Komm mal her und zeig' mir das jetzt mal an diesem Bild. Das wollen wir ja mal sehen!

Frau Stuhl begibt sich zu Frau Wald an den Bildschirm und wählt verschiedene Funktionstasten.

Frau Stuhl: Sehen Sie! In diesem Bild ist alles richtig. Ich muß doch hier nur die Nummer nachtragen, dann stimmt alles.

Frau Wald: Das ist vollkommen verkehrt! Hier muß die Kundennummer hin, die in Bild 2 auch ist. Diese Nummer ist die richtige, sonst bekommt der Kunde überhaupt keine Rechnung. Verstehen Sie das?

Frau Stuhl: Ach so, dann versteh' ich das. Dann schreibe ich jetzt diese Nummer auch auf die Karte.

Frau Wald: Ja, aber unter die alte Nummer und in rot, damit man auch sofort sieht, welche Nummer jetzt im neuen System ist.

Frau Stuhl: Dann muß ich ja noch meinen ganzen Karteikasten durchsehen. Das habe ich immer übersehen.

Frau Wald: Ja, dann mach' das mal.

Frau Stuhl kämpft gegen Kartei und Computer: sie hat etwas gemacht "was verkehrt ist" und kommt jetzt nicht klar damit. Frau Wald hat das entdeckt: "Was ist denn das hier?" Was dann folgt ist das, was man bei politischen Skandalen eine "schonungslose Aufklärung" aller Sachverhalte nennt (nur daß sie hier wirklich ausgeführt wird). - Was ist die Strategie von Frau Wald?

Die Sache ist vollständig falsch: "Das kann doch nicht stimmen!", "... das gehört hier überhaupt nicht rein", "... eine ganz falsche Kundennummer", "das stimmt doch alles nicht", "das hat mit der Kartei überhaupt nichts zu tun", "das ist vollkommen verkehrt".

Frau Stuhl ist es gewesen: Sie hat die Sache falsch gemacht: "Haben Sie das gestern gemacht?", "Sie haben ein ganz verkehrtes Bild genommen". "Wo haben Sie die (die ganz falsche Kundennummer) denn her?", "Sie haben hier eine falsche Nummer".

Die Fakten sprechen gegen Frau Stuhl: Ihr Leugnen hilft nichts: "... die ist nicht falsch. Ich habe nur vergessen ...". "Sehen Sie, in diesem Bild ist alles richtig". Es hilft ihr auch nichts, daß sie die Sache herunterspielt: "Ich bin nicht mehr dazu gekommen, das zu verbessern". "Ich habe nur vergessen ...", "nee, nee! Ich weiß ...". "Ich muß hier nur die Nummer nachtragen, dann stimmt alles". Dagegen Frau Wald: "Nun mal nicht immer 'nee, nee'. Komm' mal her und zeig' mir das jetzt an diesem Bild. Das wollen wir ja mal sehen!". Und: "Hier muß die Kundennummer hin, die im Bild 2 auch ist. Diese Nummer ist die richtige ... Verstehen Sie das?" Frau Stuhl sieht ein.

Frau Stuhl muß alles nochmals machen: Sie muß die neuen Nummern auf die Karte schreiben, nach Anweisung von Frau Wald und noch ihren "ganzen Karteikasten durchsehen".

Frau Stuhl hat die Logik der Dinge nicht durchschaut. Diese besteht darin, daß die Nummer aus Bild 2 in das betreffende Bild hinein muß. Dazu muß die neue Nummer unter die alte Nummer auf die Karte geschrieben werden, und zwar in rot. Die Dinge sind durch das Ursache-Wirkungs-Verhältnis miteinander verbunden. Wenn Frau Stuhl etwas nicht nachträgt, meint sie selbst, kommt "das dann doppelt"; das ist aber falsch. Richtig ist: "der Kunde (bekommt) überhaupt keine Rechnung". Gedankenexperimentell fortgeschrieben: Wenn Frau Stuhl so weitermacht, ist die Firma pleite.

Die Logik der Dinge setzt sich durch dank Frau Wald; Frau Stuhl hat sich dem zu fügen und fügt sich ja auch. Daß sie dabei auch noch herumkommandiert und mit "Du" angesprochen wird, muß sie sich dann wohl selbst zuschreiben.

2. Strategien des Widerstandes gegen Verdinglichung: Argumentation, Emotionalität, Solidarisierung

Im Dialog 8 wehrt sich Frau Stuhl. Da die Dinge aber gegen sie sprechen, erscheint sie selbst als schwer von Begriff. Frau Stuhl ist allein und wird von Frau Wald alleingelassen. Es gibt andere Versuche, sich gegen Verdinglichung zu verteidigen.

Dialog 9

Paketpostamt, ca. 20.30 Uhr; Peters zieht einen Rollbehälter ab.

Lautsprecherdurchsage: Herr Peters melden Sie sich bitte sofort bei der Aufsicht.

Peters geht in Richtung Aufsichtsposten.

Lautsprecherdurchsage: Herr Peters bitte sofort an Ihren Arbeitsplatz. Herr Peters bitte sofort an Schütte 7-9.

Peters kehrt zurück.

Peters: Die spinnen.

Inzwischen ist eine Aufsichtsperson eingetroffen.

Aufsichtsperson: Ach da sind Sie ja, Herr Peters. Sie sollen nicht so oft Pause machen.

Peters: Ich war auf der Toilette.

Aufsichtsperson: Ja, ja, Sie werden beobachtet.

Peters: Wenn Sie das wirklich täten, dann wüßten Sie, daß ich das erste Mal weggegangen bin. Außerdem bin ich seit fünf Minuten schon wieder hier.

Aufsichtsperson: Werden Sie nicht frech.

Peters: Ich bin stinksauer, das ist alles. Als ob ich nicht arbeiten würde. Ich arbeite wie alle anderen.

Die Aufsichtsperson wendet sich ab und geht. Peters geht zu seinen Kollegen, die die Szenerie aus fünf Metern Entfernung beobachtet haben.

Peters: *Der spinnt ganz besonders.*

Reinhard: Die haben Dich auf dem Kieker. Du fällst eben auf, schon wegen Deines Aussehens.
Peters: Alter Wichser dieser Eckstein (Aufsichtsperson).

Reinhard: Mach' Dir nichts draus. Zieh mal lieber den 78er ab (Rollwagen). Übrigens, wer ist jetzt dran mit Pause?

Eine Disziplinierungsmaßnahme: Peters wird verwarnet. Fragen an den Text: Wie tritt die Autorität in Erscheinung? Antwort: (1) Durch Lautsprecherdurchsagen, die Peters hin und her dirigieren, (2) durch die Aufsichtsperson, die den Vorwurf mitteilt. Wie ist der Vorwurf, wie wird er begründet? Antwort: "Sie sollen nicht so oft Pause machen", "Sie werden beobachtet".

Der Vorwurf bezieht sich auf die Arbeitszeit, zu deren Ableistung Peters, wie jeder Arbeitnehmer, durch Arbeitsvertrag verpflichtet ist. Arbeitszeit wird bezahlt, ausgetauscht gegen Geld. Geld ist tauschbar gegen Waren, Produkte und Dienstleistungen, "Dinge". Deswegen ist Arbeitszeit direkt bezogen auf Dinge, sie selbst ist ein "Ding", da verkaufbar und teilbar. Die Disziplinierungsmaßnahme will also die Ableistung von Dinglichem erreichen. Sie benötigt Menschen (Aufsichtsperson) und Instrumente zu ihrer Durchsetzung (Lautsprecher, Beobachtung): das Aufsichtssystem, lokalisiert in einem Aufsichtsposten.

Wie verteidigt sich Peters gegen den Vorwurf? (1) Er hatte einen Grund ("Toilette"), (2) er wurde nicht wirklich beobachtet: "... dann wüßten Sie, daß ...", (3) er war zum ersten Mal weg, (4) er ist seit fünf Minuten (Zeit!) schon wieder hier. Peters führt Fakten an gegen die "Fakten" des Vorwurfs. Er argumentiert: hat *persönliche* und *sachliche* Gründe. Darauf die Aufsichtsperson: "Werden Sie nicht frech".

Daraufhin wird Peters *emotional*. Er ist "stinksauer", fühlt sich ungerechterweise einem Vorwurf ausgesetzt ("als ob ich nicht arbeiten würde ... wie alle anderen"). Er hat früher schon die Leute, die ihn durch Lautsprecher hin und her geschickt haben (Arbeitszeit!), als "die spinnen" bezeichnet, jetzt konzentriert sich der Irrationalitätsvorwurf auf die Aufsichtsperson ("*der* spinnt ganz besonders"), die er außerdem beschimpft ("alter Wichser"). Dann sozialisiert sich Peters mit den Kollegen, die sich mit ihm *solidarisieren*, sein Selbstbewußtsein stärken, ihn aufmuntern.

Auch dieser Dialog zeigt, wie Verdinglichung durchgesetzt wird, hier aber als Ordnungsmaßnahme und unter stärkerem Widerstand. Die drei Abwehrstrategien, hier zu beobachten, sind (1) Vortragen von Fakten und Argumenten, "sachliche" Gegenpositionen, (2) Ausdruck emotionaler Betroffenheit, (3) Solidarisierung mit den Kollegen als potentiell Betroffenen. Alle diese Strategien sind erfolglos, wenn sie auch Peters angeschlagene Identität stützen. Auch gegen Widerstand setzt sich der Zwang der Arbeitsordnung durch, hier interpretiert und exekutiert vom Aufsichtspersonal.

3. Widerstand gegen Verdinglichung durch Distanzierung

In einer Arbeitshierarchie sind Forderungen schwer abzuwehren, die sich als sachlich präsentieren, dem Betroffenen aber als nicht-sachlich erscheinen und gegen die er deswegen angeht. Die betrieblichen Herrschaftsmittel sind differenziert einsetzbar. Anders in einer Situation, in der sich scheinbar Gleiche gegenüber treten, im Verkäufer-Käufer-Verhältnis beim Kauf von Waren.

Dialog 10

Tante-Emma-Laden in einer guten Wohngegend. Eine Rentnerin kauft ein (Januar 1990):

Rentnerin: Dann hätte ich noch gern drei Bananen.

Händler: Die Bananen sind auch schon wieder teurer geworden. Da sind die aus der DDR dran schuld.

Rentnerin: Aber die machen doch nicht die Preise. Und ich kann verstehen, daß die von drüben auch endlich mal Bananen essen wollen.

Händler: Sehen Sie, das verstehen Sie nicht, die wirtschaftlichen Zusammenhänge. Da sollten Sie sich auch gar nicht drum kümmern. Aber da wird noch viel auf uns zukommen.

Der Händler benimmt sich autoritär, stützt seine Überlegenheit auf die vermeintliche Kenntnis der Logik der Dinge. Im letzten Satz erweist sich, daß sich ein "echter" Dialog nicht entwickelt. Zur Position der Kundin geht der Händler auf Distanz ("das verstehen Sie nicht"). Man kann vermuten, daß die Kundin ihrerseits das Argument des Verkäufers nicht wird gelten lassen. Trennung ist also eine weitere Strategie, mit "Sachargumenten" umzugehen; sowohl Trennung des Arguments von der Ware (die Bananen werden wohl gekauft) und Trennung des Gesprächsbeitrags des einen von dem des anderen: ein Dialog kommt nicht in Gang. Das, was wie ein "Gespräch" aussieht, ist keines.

4. Widerstand durch Verstummen, Abtauchen

Durch "Sacherfordernisse" werden Dialoge unterdrückt. Zum Beispiel bei der Arbeit:

Dialog 11

Großdruckerei, ca. 100 Arbeiter, Beginn der Nachtschicht um 23.30 Uhr:

Jonas: Hey, hallo!

Bernd: Na, bist Du auch mal wieder da?

Jonas: Na klar. Hast Du schon gesehen, wer heute Schichtführer ist?

Bernd: Ja, Zahn ist mal wieder da. Hatte schon gleich keine Lust mehr. Ich hab' echt kein' Bock auf die dauernde Anmache. Man kann nicht mal fünf Minuten Pause machen, selbst wenn sowieso gerade nichts zu tun ist.

Jonas: Wirklich nervig. Heinrich und Fritzsche finde ich als Schichtführer ganz in Ordnung. Die denken wenigstens nicht, daß wir uns nur vor der Arbeit drücken wollen. Die sehen auch gleich,

daß sowieso gerade keine Produktion läuft.

Bernd: Ich hab' neulich gehört, daß Zahn schon mal zum Unterschichtführer degradiert worden ist und jetzt gerade wieder hoch gekommen ist und wahrscheinlich seine Stellung behaupten will.

Jonas: Ja, das habe ich auch gehört. Das ist aber trotzdem kein Grund, hier herumzumotzen und auf Autorität zu machen. Das Arbeitsklima ist irgendwie schlechter, wenn Zahn da ist. Alle sind irgendwie genervt.

Bernd: Am übelsten finde ich, daß wir nicht mehr früher Feierabend machen können, wenn die Produktion fertig ist.

Jonas: Ja, finde ich auch. Und irgendwie klappt auch nichts, wenn Zahn da ist. Voll das Chaos hier.

Bernd: Vorsicht, da hinten kommt Zahn. Ich werde mal an meinen Platz gehen. Bis später vielleicht.

Jonas: Okay, sieh zu.

Das Gespräch ist lebendig, weil es das Problem von verschiedenen Seiten beleuchtet. Das Thema entwickelt sich. Der Dialog ist auch persönlich, weil er die Kollegen zusammenführt. Aber er wird in einer nahezu subversiven Atmosphäre geführt und sofort abgebrochen, als der Schichtführer naht. Der Dialog "taucht unter".

5. Aufweichen von Verfestigung durch dialogischen Streit, oder: Die Schwierigkeit, unverdinglichte Dialoge zu führen

Verdinglichte Sprache und verdinglichte Sprechformen können leicht instrumentell eingesetzt werden und sind dann aggressiv nutzbar, wie die geschlossene Frage ("Ist es nun ja oder nein?") oder das Verhör ("Antworten Sie auf meine Frage!"). Dialoge können nicht angeordnet, nur angeboten werden, weil die Mitwirkung des Dialogpartners gewonnen werden muß, sein guter Wille, sich einzulassen auf den Vorredner und eben nicht nur seine Frage zu beantworten. Unverdinglichte Dialoge verlangen die Bereitschaft beider Sprecher, auch andere Seiten als die bloß sachliche zu sehen. Die Schwierigkeit, eine verdinglichte Position zu "ent-dinglichen" oder eine sachliche zu vermenschlichen, zeigt der folgende Dialog.

Dialog 12

Ein Autofahrer biegt, ohne sich nach Fußgängern und Radfahrern umzusehen, in eine Auffahrt zu einem Parkplatz ein. Ein Radfahrer, der auf dem Radfahrweg fährt, muß stark bremsen. Beim Versuch, noch um den Wagen herumzufahren, stürzt er. Während des Gesprächs stehen schnell eine Menge Passanten um die beiden herum, auch ein Fußgänger, der von Anfang an dort stand und auch von dem Autofahrer behindert wurde:

Radfahrer: Willst Du mich umbringen oder was?

Autofahrer: Reg' Dich ab.

Radfahrer: Das interessiert Dich wohl gar nicht, daß Du mich fast überfahren hast!

Autofahrer: Ist doch gar nichts passiert.

Radfahrer: Was heißt hier 'ist doch gar nichts passiert', ich leg mich hier lang hin und Du meinst, hier sei nichts passiert. Du hast Dich doch noch nicht einmal umgedreht, um zu gucken, ob mir was passiert ist. Ich hätte mir sonst was brechen können und Du wärst bestimmt einfach weiter gefahren.

Fahrer steigt aus, kommt ums Auto herum und schaut auf das Rad, das immer noch auf dem Boden liegt:

Autofahrer: Und ist Dir was passiert?

Radfahrer: Nein.

Autofahrer: Was willst Du dann?

Radfahrer: Aber darum geht es doch gar nicht. Es geht darum, was mir hätte alles passieren können und daß Du Dich noch nicht einmal dafür interessiert hast.

Autofahrer: Ja, ist ja gut. Und Dein Rad scheint ja auch heil zu sein.

Fußgänger: Mensch, kapiert Du immer noch nicht! So geht das nicht. Du kommst hier um die Ecke geschossen, ohne zu gucken. Wenn der Mann jetzt tot wäre, würde Dich das auch nicht interessieren, oder was? Komm doch mal runter von Deinem hohen Roß.

Radfahrer: Weißt Du eigentlich, wie viele Leute von Autos überfahren werden? Und nur, weil Leute wie Du andere mal nicht sehen.

Autofahrer: 's tut mir ja leid. War wohl 'n bißchen in Eile. Ihr habt ja recht.

Der Autofahrer geht zum Fahrrad und sieht es sich genauer an.

Autofahrer: Ich hoffe, es ist noch alles heil.

Radfahrer: Ja, ich glaube schon.

Das Thema ist zunächst, 'ob etwas passiert' ist. Hier gibt es entgegengesetzte Meinungen: Der Radfahrer sieht sich der Gefahr ausgesetzt, umgebracht zu werden, der Autofahrer meint, "garnichts" sei passiert. Er beharrt auf den Fakten: Mensch heil, Fahrrad heil, also: 'garnichts passiert'. Das Ursache-Wirkungs-Verhältnis, dem Dinge und jetzt auch dieser Radfahrer unterliegen, erbringt: Null Wirkung, folglich keine Ursache. Der Verkehrsunfall als physikalischer Ablauf. Der Radfahrer sieht, außer daß er sich immerhin 'lang' hingelegt hat, die *Absicht* des Autofahrers: "Willst Du mich umbringen?", "das interessiert Dich wohl gar nicht", "Du wärst bestimmt einfach weiter gefahren". Zusammengefaßt: "Es geht darum, was mir hätte alles passieren können". Nicht nur das Wirkliche, sondern das Mögliche, nicht die Fakten, sondern die Absicht, nicht das Kausalergebnis, sondern die Personen sind wichtig und wie sie mit dem Unfall umgehen. Nur indem der Geschädigte auf den Autofahrer einredet und indem ein Fußgänger ihm beipflichtet und, vielleicht, indem die Gruppe der Herumstehenden Partei ergreift, wird der Autofahrer dazu gebracht, auch die menschliche Seite zu akzeptieren. Die Verdinglichung in den frühen Abschnitten des Dialogs wird allmählich aufgeweicht, die menschliche Seite scheint durch, zum Schluß entschuldigt sich der Autofahrer ja auch noch.

6. Aufweichen durch dialogische Solidarisierung

Die Forderungen verdinglichter Zeit sind allgegenwärtig, auch in den Universitäten, und besonders in Verbindung mit beruflichen oder vorberuflichen Tätigkeiten. Verabredete Gespräche können durch sie gefährdet sein.

Dialog 13

In einem Cafe, kurz nach 14.00 Uhr. Eine Studentin liest fotokopierte Texte. Ein Student kommt herein, schaut sich hastig um und geht auf die Studentin zu:

Student: Hallo Ilona. Du entschuldige, wir hatten halb zwei gesagt, ne'?

Studentin: Eigentlich schon, aber ist ja egal.

Student: Sei mir nicht böse. Ich hatte noch so viel zu tun da in der Redaktion. Ich mach' doch ein Praktikum beim "Anzeiger". Die lassen dich einfach nicht los!

Studentin: Ist schon okay. Nach dem Seminar kannst Du mir ja ein Bier ausgeben!

Student: Na klar.

Beide beginnen, über den fotokopierten Text zu reden.

Zeit kann auch "gedehnt" werden, dann mag das Gespräch zustande kommen. Voraussetzung ist die Solidarität und Flexibilität der Akteure und, vor allem, daß sie Freiräume suchen oder definieren.

7. Kritik der Rationalität durch demonstrative Verwendung verdinglichter Sprache

Verdinglichung greift nicht nur in die Form des Dialogs ein, sondern erfaßt die Sprache selbst.

Dialog 14

Ein junger Besucher aus Ost-Berlin unterhält sich mit einem Hamburger nachts in einer Kneipe (Dezember 1989):

Karl: Wie gefällt es Dir hier?

Oskar: Echt Wahnsinn. Gefällt mir echt gut hier.

Karl: Und was machst Du hier? Nur mal gucken, oder ...

Oskar: Ja. Was es hier alles zu kaufen gibt! Echt Wahnsinn. Bei uns bekommst Du so ein Kassettendeck gerade mal für 1.000 Mark. Und dann nur in Mono und rauscht unheimlich. Und hier habe ich gesehen, gibt es für 1.000 Mark so eine ganze Stereo-Anlage. Mit 1000 Watt.

Karl: Was? 1000 Watt? Das kann ich mir nicht vorstellen.

Oskar: Doch, ist wahr. Habe ich in so einer Werbung gesehen. Von Schneider. 1000 Watt, echt wahr.

Karl: Das kann überhaupt nicht angehen. So viel Watt haben nicht einmal die großen PA-Endstufen, oder vielleicht gerade mal.

Oskar: Doch.

Karl: Ist ja auch egal.

Oskar redet (schon) wie ein "Wessie": "Echt Wahnsinn", "echt gut", "echt wahr". Dies bei der Beschreibung von Produkten (Kassettendeck, Mono-/Stereo-Anlage), von Herstellern ("Schneider"), über Werbung bekannt, von Leistungen (ausgedrückt in Watt), von Qualitäten ("Mono und rauscht unheimlich") und von Kaufpreisen (Ost-Mark, West-Mark): die Welt von Waren.

Die Form, in der sich Oskars Begeisterung und ihre Funktion ausdrückt, erkennen wir, indem wir, zur Erleichterung der Analyse, die Frage nach ähnlichen Ausdrücken in anderen Dialogen⁵ stellen. "*Echt*" finden wir auch anderswo: "Ich hätte *echt* nichts dagegen". "Ich habe *echt* keinen Bock auf die dauernde Anmache". "Das finde ich *echt* Scheiße". "Er ist *echt* in Schwierigkeiten" (Alltagssprache).

Parallelen zum "*Wahnsinn*": "Am Wochenende war es viel voller. *Wahnsinn*!". "Ist schon *irre*, was alte Leute so alles mitgekriegt haben". "Der Cocktail ist *irre* süß". "Voll das *Chaos* hier". Jemand "*macht Terror*" in der Familie, jemand findet es "*toll*", "*verrückt*", "*total bescheuert*", "*flippt aus*" (Alltagssprache).

Welche gemeinsamen Kennzeichen haben die verschiedenen Variationen? Dazu machen wir Experimente mit Texten: ersetzen Begriffe durch synonyme; schwächen Ausdrücke ab; "kippen" die Sätze, indem wir sie negieren usw. Durch diese Experimente erfahren wir: (1) die Begriffe sind *scheinbar unverbunden* mit den Sätzen, stehen außerhalb ihres Zusammenhangs. Man hat den Eindruck des Aufgesetzten oder Eingefügten, da sie aus anderen Bezugsfeldern stammen als denjenigen, in denen sie verwendet werden. Ersetzen wir sie durch "normale" Ausdrücke, verschwindet der Effekt. (2) "*Echt*" ist synonym mit "*wirklich*", und zwar mit *Wirklichkeit im positiven Sinn*. Wir können "*echt*" in den Sätzen durch "*bestimmt*", "*ganz sicher*", "*ich stehe dazu*" umschreiben, ohne den Sinn zu verändern. (3) "*Wahnsinn*" ist synonym mit "*außer Kontrolle*", oder extremer Emotionalität. Der Begriff deutet aber auch auf "*Spontaneität*", "*Unordnung*", "*ohne Kontrolle*" und auf "*Individualität*" im Sinne von "*Autonomie*". In diesem Zusammenhang sind "*Wahnsinn*" und seine Synonyme positiv dargestellte *Lebendigkeit*.

Wir suchen nun nach Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Merkmalen. Der erste Aspekt stützt sich auf die Merkmale (1) und (3): Emotionen werden durch sprachliche Signets in die Sätze eingefügt, nicht aus ihnen entwickelt. Die "*Wahnsinns*"-Paraphrasen sind herausgelöst aus ihrem ursprünglichen, "*eigentlichen*" Zusammenhang, sie sind stereotypisiert, verfestigt, erstarrt: Gefühle als Etikett. Daher auch ihre demonstrative Potenz.

⁵ Diese Dialoge sind hier nicht abgedruckt.

Der zweite Aspekt ergibt sich aus (1) und (2): Wenn "echt" ebenfalls herausgelöst ist aus seinem Zusammenhang, dann steht das Wirklichkeitsverständnis in Frage. "Echt" ist demnach das Etikett auf "unecht" oder "unwirklich" im Sinne von "unakzeptabel". Indem "echt" betont wird, ist "unecht" unterdrückt, aber gleichzeitig thematisiert.

Der dritte Aspekt zeigt sich entsprechend wieder bei einer Betrachtung der Merkmale (1) und (3). Wenn "Wahnsinn" als Etikett vorgestellt wird, so verdeckt der Ausdruck sein Gegenteil. Was aber ist sein Gegenteil? Wir erfahren dies, indem wir - experimentell - alle Begriffe *umdrehen*. Dann zeigt sich:

echt	vs.	<i>unecht</i>
Wahnsinn, verrückt	vs.	<i>Rationalität</i>
toll, ausgeflippt	vs.	<i>Sachlichkeit</i>
Chaos, Terror	vs.	<i>Ordnung, Planung, Kontrolle</i>

Als Gegenbegriffe von "Wahnsinn" etc. ergeben sich also "Rationalität", "Sachlichkeit", "Ordnung", "Planung", "Kontrolle", etc. In der Kombination mit "echt" und im Gegenbegriff "unecht" wird die linke Spalte der Tabelle als positiv, die rechte als negativ angesehen. Daraus ergibt sich die Auflösung der Paradoxie "echt Wahnsinn" als Synonym für "positive Spontaneität und Lebendigkeit" und gleichzeitig als Negation von "Rationalität und Kontrolle".

Ergebnis: Die Redeweise Oskars (und anderer junger Menschen) (1) verwendet Begriffe als Etiketten, sie ist insofern verdinglicht, (2) besteht auf Echtheit von Emotionalitäten, des Spontanen der Unordnung, des Unkontrollierten, des Irrationalen und (3) desavouiert die Rationalität, Sachlichkeit, Ordnung, Planung und Kontrolle als unecht. Insofern ist die Sprechweise "kritisch"; sie erscheint hier als provokativ. (4) Gleichwohl erkennt sie die Existenz der rationalen, sachlichen, dinglichen Welt an und verwendet ja auch ihr Merkmal der Verfestigung. "Kritik" verfängt sich also in der Akzeptanz des Kritisierten.

Pointiert: Kritik der Verdinglichung durch ihre Übertreibung. Verdinglichung und deren Kritik durch ihren demonstrativen Gebrauch haben gemeinsam: die Herauslösung der individuellen Sprache aus der kollektiven Sprechweise, von bestimmten Begriffen aus dem allgemeinen Sprachverständnis, damit die Fragmentierung des Sprechens, das Zerbrechen der traditionellen Zusammenhänge, die Isolierung des Sprechers. Verdinglichung der Sprache ist immer Festlegung, Stereotypisierung und Abgrenzung, sie grenzt ab gegen andere, aber auch gegen den Sprecher selbst.

8. Kritik der Ungenauigkeit verdinglichter Sprache

Dialog 15

Kleines Tabakwarengeschäft in einer Arbeitergegend. Ein Punker kommt herein:

Punker: Einmal Ultra.

Verkäuferin: Wie, Ultra?

Punker: Einmal Ultra!

Verkäuferin dreht sich um, holt eine Packung "Lord Ultra" vom Regal und gibt sie ihm.

Punker: Kennst Du noch mehr Ultras?

Verkäuferin: Nee, Du?

Beim Kauf in einem Tabakwarenladen kommt es auch nicht zu einem "Dialog", weil der Punker sich ausklinkt. "Lord Ultra" heißt die Marke, die er haben will, was eine Etikettierung ist für einen Gegenstand von gewisser Komplexität, dessen Reduktion auf eine Formel, der Idee des Markenartikels entsprechend. Der Käufer verkürzt weiter auf "Ultra". Die Verkäuferin versteht nicht. Nach Rückfrage tut der Käufer dasselbe, was die Reklame tut: er wiederholt sich. Ein leerer Begriff wird nicht erklärt, sondern repetiert. Daß die Verkäuferin nicht versteht, ist ihr Problem. Der scheinbar klare Begriff ist unklar.

9. Zwischenergebnis

(1) Dialoge sind mit dem Faktum der Verdinglichung konfrontiert und setzen sich mit ihm auf unterschiedliche Weise auseinander. Dabei sind sie mehr oder weniger von der Verdinglichung selbst betroffen. (2) Sie können, in vergleichsweise unverdinglichter Form, die Logik der Dinge transportieren, wie aus dem Beispiel des Gesprächs Frau Wald/Frau Stuhl ersichtlich. (3) Dialoge können sich auch gegen Verdinglichung und deren Agenten auf verschiedene Weise "wehren": durch Argumentation, also ebenfalls versachlicht oder "rational", durch Emotionalität, durch das Eingehen von Sozialbindungen, also Solidarisierung oder Vergemeinschaftung und durch verschiedene Formen der Distanzierung, vom Verstummen und Verschweigen bis zum "Abtauchen" nahe der Subversion. (4) Eine besondere Form der Kritik an Verdinglichung ist die Aufnahme verdinglichter Begriffe in die Sprache und ihre demonstrative Nutzung.

10. Zum Begriff der "Zweckrationalität"

Soziales Handeln nennt Max Weber *zweckrational*, wenn es "...als 'Mittel' für rational, als Erfolg, erstrebte und abgewogene eigne Zwecke" bestimmt werden kann. Er unterscheidet es vom *wertrationalen*, *affektuellen* und *traditionalen* Handeln (1918-1920, 12). Am Beispiel der Argumentation von

Frau Wald kann die Nützlichkeit dieses Begriffes geprüft werden, der gelegentlich auch verwendet wird, um die Moderne im allgemeinen zu charakterisieren. Gegenüber von Frau Stuhl, können wir annehmen, verfolgt Frau Wald mit ihrer Belehrung "... rational ... eigne Zwecke", wenn auch nur "idealtypisch" abstrahiert, weil ihr offensichtlich *auch* daran gelegen ist, ihre Kollegin zu deckeln. Ihr Handeln dem Computer gegenüber beschreibt der Begriff "Zweckrationalität" aber weniger gut. Die Computer-Konstrukteure wollten wohl eigene Zwecke rational erreichen, wohl auch deren Verkäufer; Frau Wald "bedient" aber nur den Computer. Man kann zweifeln, ob sie die Vorgänge so weit durchschaut, daß ihr eine wirklich "rationale" Entscheidung zugetraut werden kann, daß sie Zwecke als Erfolg rationalen Handelns anstrebt und nicht nur einem angelernten Handlungsschema folgt. Webers Begriff der Rationalität unterstellt einen Mindestumfang von Einsicht, Ganzheitlichkeit, damit "Menschlichkeit" und Funktionsfähigkeit des Individuums. Frau Wald braucht aber nur Detailkenntnisse und Übung, sozusagen "Bedienungsfähigkeit". Hierin ist sie Frau Stuhl überlegen, die auch das nicht hat, nicht durch einen Vorsprung in Zweckrationalität. Vielleicht sollte man die *zeitgenössische* Form der Weberschen Zweckrationalität, deren Begriff in der ausgehenden wilhelminischen Epoche formuliert wurde, heute *Sachrationalität* nennen, sofern die bloße Manipulation von Dingen (und Menschen) beobachtet wird und die Zwecke sich von ihnen lösen; besser noch *Sachlogik*, weil es, wie bei Frau Wald/Frau Stuhl, Fälle gibt, in denen Menschen nicht rational auf ihre Umwelt einwirken, sondern umgekehrt von der Logik der Dinge, ob nun begreifbar oder nicht, bestimmt werden.

III. Die Zerstörung des Dialogs durch Dinge

Erfaßt Verdinglichung den Dialog selbst, ist er am Ende. Er verliert seine "natürliche" Lebendigkeit und wird selbst ein Ding. In diesem Abschnitt behandeln wir seine Pathologie.

1. Die Verdinglichung des Sprechers

Menschen können sich so sehr an Gegenstände binden, daß sie nur noch von ihnen bestimmt erscheinen. Sie tendieren zum Verlust ihrer Fähigkeit zum Dialog und werden zu Zeiten auch von anderen so behandelt. Verdinglichung entsteht durch Identifizierung mit Dingen.

dazu. Sie scheinen sich zu kennen, nicken einander zu:

Er: Hallo!

Beide: Hallo!

Pause

Er: Komme gerade aus Amerika zurück.

Pause

Er: Muß eben nochmals ins Institut. Sprechstunde!

Pause

Er: Ich kauf mir heute noch ein Auto!

Eine Frau: So? Was für einen?

Er: Einen roten - natürlich gebraucht. (Geht). Tschüß!

Frage an den Text: Wie identifiziert sich der Sprecher? Antwort: durch (1) seine Amerika-Reise, (2) Verbindung mit dem "Institut" - er hält Sprechstunde, (3) das Auto, das er kaufen will. Zusätzlich (4) durch die augenblickliche Situation: "Gerade aus Amerika zurück", "eben nochmals ...", "heute noch ...". Das Gemeinsame der Antworten ist der Bezug auf Kosten und auf Zeit. Die Kosten der Amerika-Reise sind sicher beträchtlich. Die "Sprechstunde" verweist auf seine Verbindung mit der Universität - möglicherweise Bezahlung. Das Auto ist, wie er selbst sagt, sein Kaufobjekt. Außer den Gegenständen bzw. Fakten hat er nichts über sich zu berichten, außer der Aktualität: *jetzt* ist er definiert durch (vergangene) Reise, Sprechstunde, (zukünftiges) Auto. Er meint wohl: als ein Weltmann. Achtet man auf die Kosten, das Gemeinsame der Dinge, die ihn ausmachen, so hat die Reise wahrscheinlich eine Stiftung bezahlt oder bezuschußt, die "Sprechstunde" kann auch auf eine niedere Funktion im "Institut" deuten, das Auto ist zwar "rot", aber gebraucht, also wohl billig. Wahrscheinlich ist er so weltmännisch nicht, wie er sich gibt.

Dies scheinen die beiden Frauen zu erkennen (oder zu wissen), die mit ihm am Tisch stehen. Durchschaubare Verdinglichung, Dinge als Identitätsstütze, reichen ihnen wohl nicht aus für ein Gespräch mit ihm. Ein Dialog kommt nicht zustande.

2. Dialoge werden in den modernen Handelsformen obsolet

Einkauf von Lebensmitteln unter heutigen Bedingungen, selbst in Fachgeschäften, verlangt vom Käufer/der Käuferin die Anpassung der Sprache an die Dinge *ohne* Kritik, d.h. unter Aufgabe ihrer Lebendigkeit. Die Sprache wird nur auf Sachen bezogen und versachlicht, Sachzwänge beherrschen sie. Sie wird zum Instrument des Einkaufs.

Dialog 17

In einem Bäckerladen, mehrere Kunden warten darauf, bedient zu werden:

Verkäuferin: Wer kommt jetzt?

Kundin: Ich hätte gern zwei Mohn- und drei Roggenbrötchen und zwei Croissants.

Verkäuferin: Mohnbrötchen habe ich nicht mehr.

Kundin: Dann geben Sie mir stattdessen zwei Sesam.

Verkäuferin: Das macht drei achtzig.

Kundin: Eine Platte Butterkuchen hätte ich auch gern noch.

Verkäuferin: Darf ich ihn einmal durchschneiden?

Kundin: Ja, das macht nichts.

Verkäuferin: Ist das alles?

Kundin: Ja danke.

Verkäuferin: Dann bekomme ich sieben Mark zehn.

Die Kundin bezahlt mit einem Zehnmarkschein.

Verkäuferin: Und zwei neunzig zurück. Wiedersehen.

Es gibt verschiedene Arten von Gebäck, die jeweils *benannt* werden. Es werden die *Mengen* angegeben. Daraus ergibt sich der *Preis*. Der Kauf ist abhängig von der Verfügbarkeit der Ware. Ist sie nicht vorhanden, werden Alternativen gesucht. Die Gestalt einer Ware kann verändert werden, wenn sie dadurch für die Kundin nicht an (Gebrauchs-) Wert verliert. Eine Rückfrage ist dazu nötig. Es wird mit Geld bezahlt, Geld wird gewechselt. Die Sprache benennt Produkte, Mengen, Verfügbarkeiten, Preise, Mengen von Geld. Die Reihenfolge der Verkäufe wird eingehalten (nach der Reihenfolge der Reihung der Käufer), der Abschluß der einzelnen Kaufakte wird - durch Rückfrage - markiert, die Handlungsabfolge innerhalb eines Kaufaktes ist ebenfalls festgelegt: zuerst Nennung von Ware und Menge, daraus Preis, dann Bezahlung.

Die nackte Kauf/Verkaufshandlung wird freilich im Dialog verschönt. *Kaufen* heißt: "Ich hätte gern ...", "... geben Sie mir ...". *Verkaufen* heißt: "Das macht ...", "dann bekomme ich ...". Die Kundin dankt, die Verkäuferin grüßt. Gleichwohl: Die Sachlichkeit triumphiert, die "Menschlichkeit" ist aufgesetzt.

Die Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache sind noch verengter beim "Verkauf" im SPAR-Geschäft.

Dialog 18

Am Samstagmorgen, 9.30 Uhr, hat sich eine lange Schlange vor der Wursttheke gebildet. Eine Verkäuferin bedient:

Verkäuferin: Bitte sehr?

Kunde: Ein Stück von der Leberpastete, bitte.

Verkäuferin: Welche?

Der Kunde zeigt die lange Theke entlang; seine Geste ist nicht allein aufgrund der großen Entfernung zwischen ihm und der gewünschten Pastete uneindeutig, sondern auch weil die Schlange hinter ihm die Sicht verdeckt.

Kunde: Der Topf ganz rechts.

Die Verkäuferin deutet auf den mittleren Pott mit Pastete.

Kunde: Nein, der daneben.

Die Verkäuferin hebt den richtigen Pott aus der Auslage.

Verkäuferin: Wieviel?

Kunde: Mmh, 100 g.

Verkäuferin schneidet eine Ecke ab und legt sie auf die Waage; es ist etwas weniger als 100 g.

Verkäuferin: Außerdem?

Kunde: Danke.

Die Schlange verliert ihr vorderes Glied, während sie am Ende immer weiter wächst.

Das Produkt, das gekauft werden soll, muß hier benannt werden nach *Name*, *Ort* und *Menge*. Der Name bestimmt das Suchfeld, der genaue Ort wird durch Rückfrage bestimmt, die Menge wird geschätzt - die Waage legt sie fest und bestimmt den Preis, nach der vorher eingegebenen Preis-Mengen-Relation. Die Bezahlung ist abgetrennt von der Beschaffung der Ware, delegiert an die Kasse.

Das Deuten auf die Ware ist die Rückkehr zum Handel auf dem Markt - scheinbar, denn die Kaufhandlung verdinglicht sich durch die Waage, die Menge und Preis druckt, und die separate Bezahlung.

In beiden Dialogen ist die Sprache auf das Produkt bezogen. Sie versucht, es zu bestimmen (1) nach Name, Ort und Zeit (wo es sich *gerade* befindet, ob es *noch* da ist), (2) nach Mengen. Der Preis ergibt sich, die Art der Bezahlung auch, die Möglichkeit des Geldwechsels - das ist alles festgelegt. Die "Freiheit" des Kunden liegt in der Benennung dessen, was er/sie will, und wie viel davon. Die Sprache ist begrenzt auf diese Funktion.

Einen Schritt weiter gedacht: Die Käuferin muß nicht einmal mehr den Namen sprechen, sondern nur *deuten* können, auf den *Ort*, in dem sich die Ware *jetzt* befindet. Sie muß fähig sein, deren Menge anzugeben. Auch dazu kann u.U. nicht-verbale Kommunikation ausreichen: *dieses* eingepackte Stück, soviel Käse wie angezeigt. Alles andere läuft schon "sprachlos" oder die Sprache wird nur als Rückfrage, zur Klärung von Alternativen gebraucht.

Die vollständige Sprachlosigkeit stellt sich ein bei der "Selbstbedienung" und dem Verkauf durch Automaten: der Dialog zwischen Käufer und Produzent, der sich zum reduzierten Dialog zwischen Käufer und Verkäufer verändert hat, verschwindet dann vollständig. In den "modernen" Formen des Verkaufs von Waren bedarf es nicht mehr der Individualität des Käufers, damit auch nicht mehr seiner Sprache. Nötig ist nur noch seine Fähigkeit zu kaufen und zu bezahlen.

3. Der Dialog wird zum Monolog über Dinge

Wenn sich Sprecher mit Dingen identifizieren, bestimmen Dinge die Sprecher. Wir haben gesehen, wie das Gespräch beim Kauf von Waren, wenn diese Bezugspunkte werden, sich instrumentalisiert, in entwickelten Verkaufsformen überflüssig wird und in Sprachlosigkeit übergeht.

Bleibt "überschüssige" Energie, dann mag die Person weiterhin sprechen. Der Dialog tendiert aber dann zum Monolog, auch in sozialen Situationen, so als ob Menschen als Gesprächspartner nicht anwesend seien.

Dialog 19

Kleines, exklusives Optikergeschäft, in einer eleganten Einkaufsstraße. Brillengestelle gehobener Preislage liegen aus. Ein junges Paar und eine junge Frau, Schwester des Mannes nach dem Aussehen, betreten das Geschäft. Die junge Frau ist sehr modisch gekleidet, Yuppie-Typ. Sie trällert: la-lala-la. Die Freundin der jungen Frau fragt nach ihren Kontaktlinsen. Die junge Frau stürzt auf die Brillenregale zu, probiert in großer Geschwindigkeit 6-8 Brillen auf:

Frau: Die brauch ich gerade noch. (Zum Bruder):

Guck mal ... die ist heiß! (Probiert weiter, trällert, zum Bruder):

Sag mal, was würde zu mir passen? (probiert)

Lange Pause.

Dann sagt der Bruder: Eine Holzbrille mit zwei Schlitzten.

Frau: (probiert weiter) Die ist toll! Absolut geil!

Sie sieht einen Spiegel, verliert das Interesse an den Brillengestellten, schminkt ihre Lidschatten nach. Die Freundin erhält ihre Linsen, alle verlassen das Geschäft, die junge Frau trällernd.

Die Hauptakteurin redet über sich selbst und stellt ihr Verhältnis zu den Brillen dar, sie spricht ihren Bruder an, aber einen Dialog im eigentlichen Sinne gibt es nicht. Ihre "Fragen" beantwortet sie selbst, auf die "Antwort" des Bruders geht sie gar nicht ein. Der faszinierende Umgang mit Dingen löst sie aus ihrer sozialen Gruppe.

Ihr Verhältnis zu den Dingen ist gekennzeichnet durch raschesten Wechsel der Kontakte. Der Eindruck der Exaltiertheit stammt gerade daher. Jedes Brillengestell muß sie aufprobieren, um es sofort wieder wegzulegen. Für eine bestimmte Form kann sie sich nicht entscheiden, es ist überhaupt fraglich, ob sie nicht nur als Begleiterin mit in das Geschäft kam. Die Situation hat aber offenbar den scheinbar spielerischen Umgang mit Sachen ausgelöst. Kaum entdeckt sie den Spiegel, läßt sie von ihnen ab: sie selbst ist ein interessanteres "Ding", das sie bemalt. So fragmentarisch ihre Kontakte zu den Brillengestellten sind, so fragmentiert ist auch ihre Sprache und ihr Handeln: Auflösung der geordneten Abfolge der Gedanken, der Worte, der Handlungen, Auflösung des Ganzen in Teile, die selbständige Elemente werden, in nahezu beliebiger Form kombinierbar, Auflösung des Sozialen, aber dadurch auch Auflösung der "Ganzheit" des Individuums.

4. Der Abbruch des Dialogs durch verdinglichte Zeit

Weniger dramatisch, aber noch effektiver sind die Gesprächsabbrüche durch "verdinglichte" Zeit

Dialog 20

Freitagmittag vor der Mensa. Studenten warten. Ein Student erkennt einen anderen, sie reichen sich die Hand:

Student 1: Hallo, wie geht's?

Student 2: Na, ich hab Dich in letzter Zeit gar nicht mehr gesehen.

Student 1: Naja, hab viel Stress, Klausuren und so. Und Du?

Student 2: Ach es geht. Muß ja.

Student 1: Du, ich muß weiter, bin verabredet. Du hast ja meine Nummer - melde Dich mal!

Student 2: Ist okay, bis dann. Tschüß.

Der eine geht schnell in die Mensa, der andere wartet weiter.

In beiden Fällen enden die Dialoge durch Umstände, die, zumindest für einen Sprecher, wichtiger sind als das Gespräch.

5. Pseudo-Dialoge mit Computern

Ich behandle jetzt Formen des Dialogs, die in direktem Kontakt mit technischen Geräten entstehen.

Die Entwicklung und massenhafte Verbreitung komplizierter technischer Produkte verlangen von Käufern und Verwendern, sich bestimmte Umgangsformen mit ihnen anzueignen, um sie bestmöglich zu nutzen und Schäden zu vermeiden. Technische Geräte müssen "bedient" werden; bei Hausgeräten, Photo- und Filmapparaten, bei der Unterhaltungselektronik etc. gibt es jeweils "Bedienungs-Anleitungen" oder "-Anweisungen", bei Motorfahrzeugen Einübungsphasen mit Abschlußprüfung, bei Kraftwerken komplexe Regel- und Steuerungstechniken. Während 'Bedienung' hier angezeigt ist, die eine weitgehende Ausrichtung auf das technische Gerät fordert, scheint der Umgang mit Computern und Rechengeräten auf "*Dialog*" ausgerichtet zu sein.

Der Eindruck wird dadurch gefördert, daß dem Computer 'Aufgaben' in Form von 'Fragen' gestellt werden können, auf die er dann "antwortet", so daß eine erneute Frage ermöglicht ist usw. Dabei wird das 'Gespräch' in einer bestimmten 'Sprache' geführt, in der das Programm geschrieben wurde und die für beide - Computer und Nutzer - verbindlich ist. Der Ablauf ist etwa so: Der Nutzer 'fragt' den Computer durch Eingabe von Daten und Betätigung bestimmter Funktionstasten, der Computer prüft die Anfrage, verarbeitet die eingegebenen Daten und gibt eine 'Antwort', etwa schriftlich, in Zahlen, als Graphik. Der Computer ist also in gewisser Weise ein Dialogpartner. Der Dialogfähigkeit liegt auch die Vorstellung von der "künstlichen Intelligenz" (K.I.) zugrunde: richtig programmiert und mit Daten beschickt, kann das Gerät sich wie ein intelligenter Partner verhalten oder doch einen Beitrag zu Problemlösungen leisten.

Dialog 21

Vor einem Computer im Katalogsaal einer wissenschaftlichen Bibliothek. Hinter mir Wartende.

Comp.: Auf Wiedersehen!

Bitte vergessen Sie Ihren Ausweis nicht.

Bitte erst den Benutzerausweis einlesen!

Ich: (lege Benutzerausweis ein, Pfeil auf Pfeil, drücke Taste F1).

Comp.: Bitte erst den Benutzerausweis einlesen!

(Ich bin irritiert, suche herum, eine Benutzerin aus der Warteschlange eilt zu Hilfe).

Sie: Sie müssen den Ausweis einlegen!

Ich: Habe ich doch! (deute)

Sie: Ja, aber ganz hineinschieben (macht es).

Ich: Ja danke.

Comp.: Ihre Kontodaten: Konto 88019770

Bücher entliehen: 11

Bitte gewünschte Funktion wählen!

Ich: (drücke Taste F1)

Comp.: Auf Wiedersehen!

Bitte vergessen Sie Ihren Ausweis nicht.

Bitte erst den Benutzerausweis einlesen! (Ausweis kommt heraus)

Ich: War nix.

(Ich wollte wissen, welche Bücher ich ausgeliehen habe. Mache alles nochmals von vorne.

Lege Benutzerausweis ein, schiebe ganz hinein, Pfeil auf Pfeil etc.)

Comp.: Ihre Kontodaten: Konto 88019770

Bücher entliehen: 11

Bitte gewünschte Funktion wählen!

Ich: (drücke jetzt Taste F2, dann Taste SEND)

Comp.: Kontoanfragen F2

1 - innerhalb 10 Tagen fällige Bücher

2 - Gesamtauszug aller Bücher

+ wählen, danach SEND-Taste drücken!

Ich: (drücke Taste 2, Taste SEND)

Comp.: Der Kontoauszug wird ausgedruckt! (einige Sekunden Pause, druckt aus)

Ich: (drücke F1)

Comp.: Auf Wiedersehen!

Bitte vergessen Sie Ihren Ausweis nicht.

Bitte erst den Benutzerausweis einlesen! (Ausweis kommt heraus).

PS. Der benachbarte Computer verlangt Eingabe der "Benutzernummer ohne Leerstellen" und der "ersten vier Buchstaben des Nachnamens". Er ist zuständig für einen "Bestelldialog", den er laut Aufschrift anbietet. Der "Bestelldialog ist durch die "Funktionstaste F1" zu beginnen und zu beenden.

Der sog. "Dialog" mit dem Computer macht dem Benutzer deutlich, daß er uninformiert, ungeübt oder auf andere Weise (vielleicht zu nervös, zu unintelligent) dem Computer nicht gewachsen ist, so daß dieser ihn mehrfach verabschiedet. Nur die Unterstützung einer durch die Verzögerung Betroffenen, der ersten wartenden Benutzerin in der Schlange, hilft ihm aus der Verlegenheit.

Sie führt mit ihm einen "lebendigen" Dialog, der, so kurz und sachbezogen er ist, doch zur vorläufigen Problemlösung führt. Menschlicher Dialog hilft also, den "Dialog" voranzubringen, er repariert einen Störfall, verursacht durch die Inkompetenz des Benutzers. Der Dialog mit dem Computer ist vollständig verdinglicht, weil alle seine Möglichkeiten von ihm vorgegeben sind und nur diese zur Wahl stehen. Selbst die Zeit ist die des Computers: er hat "endlos" Zeit, von seiner Einschaltung bis zur Abschaltung, nur der Benutzer kommt in Schwierigkeiten durch die ungeduldig Wartenden, wenn er nicht schnell genug den "Dialog" abschließt (Flucht hilft auch nichts, da die Benutzerkarte noch im Computer steckt und nur durch Betätigung von Funktionstasten freigegeben wird). Deswegen ist der "Dialog" auch nur Schein: nicht zwei "Partner" "sprechen" miteinander (oder tauschen sich durch Zeichen aus), sondern ein Benutzer "bedient" das Gerät, um eine Information zu erhalten (die ihm in diesem Falle auch auf andere Weise hätte bekannt sein können).

Dialog 22

Gespräch, wie eine Freundin mit einem Computer umgeht:

Elke: Die wollte das lernen (den Umgang mit dem Computer) und hat sich bei mir vor den Computer gesetzt. (Lachen) Ich habe mich halb kaputtgelacht! Bei jedem Fehler wollte sie den Computer umbringen. Ich habe ihr dann ein Lernprogramm gegeben, wo jeder Schritt genau erklärt wird und was der Computer auch lobt, wenn man was richtig gemacht hat. (Lachen) Das hat es fast noch schlimmer gemacht. Wenn der Computer gesagt hat, daß sie einen Fehler gemacht hat und jetzt eine Taste so oder so drücken soll, hat sie ihn angemacht: Ich habe diese Taste schon dreimal gedrückt und wenn Du nicht sofort machst, was ich will, dann ... (wieder Lachen). Genauso beim Loben. Da hat sie gesagt: Was fällt Dir ein, mich zu beurteilen, ob ich was gut mache oder nicht (gemeinsames Lachen).

Carola: Mir würde es genauso gehen, aber 'ran muß ich, sonst kann ich mich gleich abmelden. Ohne Computer wirst Du doch heute gar nichts mehr.

Die Komik der Erzählung liegt darin, daß eine Beziehung zu Sachen als menschliche Beziehung aufgefaßt wird, diese aber, tragikomisch, an der Logik der Dinge scheitert. Die Quintessenz des Gesprächs ist die Überzeugung, daß Ding-Beziehungen oder Verdinglichung notwendig sind und daß menschliche Beziehung in Bezug auf Dinge nicht mit Sachzwängen konkurrieren kann, daß es lächerlich ist, das zu glauben. Im Konflikt mit dem Computer ist der Mensch der Dumme, über ihn wird gelacht.

6. Die Perversion des Dialogs in der Werbung

Der Dialog in vollständig verdinglichter Form schlägt um in eine Karikatur seiner selbst.

Dialog 23

Der Product-Manager für "Nivea-Sonne" wird, mit Foto und Name, von dem Journal eines Pauschalreise-Unternehmens (LTU-Magazin II, 1990, 64) bei einer "Fernweh-Umfrage" wie folgt zitiert: Guadeloupe erleben - Dialog mit der Sonne! Das vitalisiert meinen Körper und belebt den Geist. Das ist für mich Urlaub total.

Das Erlebnis des Product-Managers ("erleben", "vitalisiert", "belebt") liegt darin, daß die Sonne ihn in Guadeloupe bescheint, eine vollständig einseitige Beziehung, da er, außer daß er nach Guadeloupe fährt, was die Sonne wohl nicht beeinflußt, auch ihr Scheinen in keiner Weise beeinflussen kann, also der "Dialog" vollständig vom Himmelskörper bestimmt wird. Pikanterweise wird sein Erleben, wie anzunehmen ist, auch noch von einem anderen "Ding" bestimmt, nämlich von der von ihm product-gemanagten Nivea-Creme, die verhindern soll, daß die Wirkung der Sonne ihn (an "Körper und Geist") beschädigt. Seine Abhängigkeit von zwei Dingen, der Sonne und der Creme, ist so "total" wie der Urlaub, in dem er sich der Sonne (und der Creme) hingibt. Wahrscheinlich hat deren Management ihm außerdem den Totalurlaub erst ermöglicht.

Unter den Bedingungen der doppelten Herrschaft von Dingen ist seine Behauptung des "Dialogs" ein Werbegag, die Kommerzialisierung der Ding-Beziehung in einem Werbeträger. Sie ist so klischeehaft wie die "Vitalisierung", die Rede von "Körper und Geist" und vom "Urlaub total". Genauer gesagt, sie ist ein Schwindel.

7. Die Verdinglichung der Sozialbeziehung

Unverdinglichte - oder wenig verdinglichte - Dialoge beziehen sich auf Menschen und ihr Verhältnis zueinander. Unter dem Diktat der Dinge wird diese Beziehung gebrochen. Das Gespräch orientiert sich nicht mehr am Menschen, sondern an der Sache. Im Dialog 11 kommen Menschen noch vor, wenn auch verkürzt: "Ich hätte gern ...", "... habe ich nicht ...", "geben Sie mir ...", "darf ich ...", "bekomme ich ...". Im Dialog 12 sind die Menschen verschwunden: Verkäuferin und Käufer beziehen sich auf die Leberpastete, nicht aufeinander.

In beiden Dialogen sind die Sozialbeziehungen der Sprecher am Anfang der Dialoge dieselben wie am Ende, die Personen kommen sich nicht näher durch das Gespräch, entfernen sich aber auch nicht voneinander. Das persönliche Verhältnis beider zueinander ist das gleiche, nämlich gar keines. Beide agieren nur in ihrer Eigenschaft als Käufer und Verkäufer, nicht in anderer Beziehung. Hier kommt der Kauf von Produkten gegen Geld zur Wirkung, nicht ihr Verhältnis zueinander. Die Dominanz der Dinge läßt eine Entwicklung der

Beziehung zwischen ihnen gar nicht erst entstehen. Da sie historisch gleichwohl gegeben war - bei der Herstellung der Produkte nämlich, nur mit anderen Menschen - und da sie immer, auch jetzt noch, möglich ist, kann man sagen: die Dinge haben die menschliche Beziehung unterdrückt und verhindern sie. Übrig bleibt eine *Teil*-Aktion: die Kaufhandlung.

8. Der Verlust der explorativen Kapazität des Dialogs

Werden unter den Bedingungen der Verdinglichung die Sozialbeziehungen des Dialogs stillgestellt, so verliert er auch seine explorative oder heuristische Fähigkeit. Die beiden Gesprächspartner in den Dialogen 17 und 18 erfahren *nichts* über sich selbst, außer daß die Verkäuferin hört, was die Kundin will und die Kundin, was die Verkäuferin vorrätig hat. Die Akteure und ihre Beziehung zueinander stehen vollständig unter "Sachzwängen", sie sind auf Waren bezogen, nicht aufeinander. Wenn sie schon über sich selbst nichts erfahren, über die Waren erfahren sie auch nichts. Die Qualität, die Frische, der Geschmack, die Rezeptur der Produkte werden als bekannt vorausgesetzt oder gelten als uninteressant, die Kalkulation und das, was die Verkäufer selbst über sie denken, sind geheim, nicht öffentlich. Natürlich ist alles, was die Verkäuferin bzw. die Kundin selbst betreffen (außer in Tante-Emma-Läden) nicht erfragbar. Wer je in der Schlange ein Gespräch über die Produkte oder die Verkäuferin versucht hat, weiß wovon ich rede: das Gespräch führt zu nichts außer zu seiner Unterdrückung. Dagegen wird die Logik des Kaufens von den Dingen bestätigt, die Abfolge der Benennung - Menge, daraus Preis, dann Bezahlung, dann Eigentum des Käufers, alles als wenn-dann-Beziehung oder im Ursache-Wirkung-Verhältnis.

9. Die Trivialisierung des Dialogs und der Verlust seiner Legitimation

Wenn Kunstformen des Dialogs als Erkenntnismittel aus der Wissenschaft verschwinden, wenn die öffentliche Rede eine einseitige Mitteilung wird, die öffentliche Diskussion ein Bündel unterschiedlicher Thesen, wenn die politische Diskussion und das politische Interview nur noch Mitteilung der eigenen Standpunkte wird, wenn selbst das Verkaufsgespräch vom Aushandeln zu Produktkommunikation sich verengt, die über Massenmedien vorgetragen wird, wenn diese selbst verdinglichen, also verkaufbar und kaufbar werden, auch in kleinen Teilen, kurz gesagt: wenn das öffentliche Leben verdinglicht ist, dann bleibt der Dialog auf das Private und das Alltagsleben beschränkt. Damit verliert er aber den Anspruch und die Legitimation, ein Erkenntnismittel zu sein, weil die menscheitsbewegenden und -bedrohenden Entdeckungen und

Erfindungen nicht im Alltag gemacht werden, weil die Groß-Technologie, das kapitalistische Management, die Führungskader der Banken, der Verbände und der politischen Parteien sich nicht "alltäglicher" Methoden bedienen bei der Erkenntnisgewinnung und der Umsetzung in Aktion. Die Trivialisierung des Dialogs ist die Folge.

Man möge sich nicht täuschen: Die öffentliche Aufforderung zur "Dialogbereitschaft" und zum Gespräch bezieht sich in aller Regel auf andere als die Empfehlenden selbst und richtet sich an Macht-Eliten; ein Zeichen, daß Dialogbereitschaft dort nicht vermutet, aber doch für möglich gehalten wird. Als Mittel wissenschaftlicher, besonders naturwissenschaftlicher Erkenntnis wird der Dialog, von wenigen wissenschaftstheoretischen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr für möglich gehalten.

Die Trivialisierung des Dialogs bindet ihn an Alltagsthemen und an triviale Formen. Er befaßt sich beispielsweise mit Mitteilungen über den Sprecher selbst und über andere Personen, mit der Anbahnung von Kontakten, mit Auseinandersetzungen, mit Orientierungen, mit Klatsch, mit Kommentaren zum Inhalt aus Massenmedien etc. Wenn Banalitäten in der Form des Dialogs behandelt werden, so gilt er bald selbst als banal. Außer, daß die Welt der Dinge ihn zerstört, verliert er auch seine Legitimation als Erkenntnismittel.

10. Reflexion

Menschen sind Sachwalter der Verdinglichung und Betroffene von ihr. Sie identifizieren sich mit Dingen, versuchen, ihre Logik durchzusetzen und leisten Widerstand gegen sie. Sie kritisieren Verdinglichung mit ihren Möglichkeiten. Das heißt, Verdinglichung ist ein Bestandteil alltäglichen Sprechens und Handelns. Sachzwänge wirken auf die Inhalte, die Themen der Dialoge, aber auch auf ihre Form. Das kann so weit gehen, daß sich der Dialog zum Monolog verkürzt und sogar, daß Sprechen überhaupt überflüssig wird. Hier ist das Ende des Dialogs in Sicht.

Zwei Entwicklungen scheinen sich besonders auszuwirken auf Dialoge: die Modernisierung der Produktion, erkennbar an den sozialen Bedingungen, unter denen Automation abläuft, und dem Verhältnis von Menschen zu hoch komplexen technischen Geräten einerseits und der Modernisierung des Konsums im weitesten Sinne, wobei wir den Einkauf von Waren im Blick hatten, die sich durch die "Selbstbedienung" ebenfalls automatisiert. Beim Verbrauch von Massenmedien haben sich ähnliche Verhältnisse hergestellt. Dialoge werden hier nicht mehr benötigt. Damit verschiebt sich die Betrachtungsweise auf eine Reflexion der Verhältnisse unter Einbeziehung der Produktions- und Konsumptionsbedingungen, also ihres jeweiligen Entwicklungsstandes. Dies

weiterhin zu untersuchen, führt über unser Anliegen hier hinaus.

Noch ein weiterer Aspekt ist zu beachten. Wenn Dialoge verdinglichen und Sprache zerstört wird, bleiben Refugien, in die sich der lebendige Dialog zurückzieht, wie geschädigt auch immer. Diese "ökologischen Nischen" lebendiger Sprache existieren, wachsen auch nach, die Welt der Dinge hat die vielfach differenzierten und verästelten Lebenswelten nicht vollständig zerstört. Die Erforschung der Sprache und des Sprechens kann Lebendigkeit aufspüren, im Alltag, in der Produktion und auch im Konsum. Es ist wichtig, zusammen mit den Prozessen der Sprachzerstörung auch die der Spracherhaltung zu erkennen.

IV. Die Rekonstruktion des Dialogs

Die Dialoge befinden sich, wie ihr Studium gezeigt hat, in schlimmer Verfassung. Sie sind abgedrängt und abgeschlagen, trivialisiert und haben einen zweifelhaften Ruf, was ihre Eignung für das Gewinnen wissenschaftlicher Erkenntnisse betrifft. Wann immer sie mit Dingen in Berührung kommen, werden sie zurückgeworfen oder zerstört. Nicht Natürlichkeit und Gesundheit des Dialogs sind übergreifende Themen, sondern ihre Pathologie.

Gleichwohl gibt es sie noch, entstehen sie immer von neuem und setzen sich immer wieder auseinander mit Verdinglichung. Dialoge haben Positiva. Nicht in allen Alltagsdialogen zeigen sie sich gleichzeitig, da diese sich unter den Bedingungen der Verdinglichung fragmentieren, aber sie können doch in Erscheinung treten, wenn man ihre verschiedenen Arten und Ausdrucksformen im Zusammenhang betrachtet. Ich fasse die Hauptpunkte zusammen. Die Tugenden des Dialogs sind:

(1) Ihre Fähigkeit, von Teilen zum Ganzen, oder vom Besonderen zum Allgemeinen voranzuschreiten, so, daß sich das Ganze aus den Teilen bildet, die Teile aber auch umgekehrt durch das Ganze neues Gewicht erhalten, also Überwindung der Fragmentierung. Etwa auf der sozialen Ebene: Die Sprecher, als Individuen, besprechen ein Thema, durch das Gespräch entsteht eine Gemeinsamkeit, die Vergemeinschaftung, etwas Ganzes und Allgemeines, was gleichzeitig wieder die Teile, die Individualität der Individuen, bestätigt. (2) Die Fähigkeit, die Vereinzelung der Teile und die Starrheit der Verhältnisse als bewegt und dadurch veränderbar zu erkennen, also Überwindung der Statik. Zum Beispiel: Das Thema im Gespräch zu entfalten, dabei die Veränderung der Sprecher zu erreichen, wie der den Dialog führenden Gruppe. (3) Die Fähigkeit, hinter dem Faktischen das Mögliche zu begreifen, das Gegebene als eine Lösung unter mehreren. (4) Da im "Fragen" auch das "Hinterfragen"

angelegt ist, gehört das Kritikpotential des Dialogs zu seinen Tugenden. Aus all dem ergibt sich (5) die Fähigkeit des Dialogs zur Entdeckung, zur Aufdeckung von Strukturen "hinter" der Erscheinung, zu ihrer Transzendierung.

Diese Eigenschaften des Dialogs können die Dinghaftigkeit der Welt "in Frage" stellen, ihre Instrumentalisierung, Verfestigung, die Ursache-Wirkungs-Beziehungen, die Sachzwänge, die sie zu beherrschen scheinen. Sie stellen ihn - potentiell - auf die Seite der lebendigen Menschen, des Lebens, der Veränderung, Bewegung, Entwicklung.

Wie können die Möglichkeiten genutzt werden, die sich in den Dialogen, wenn auch manchmal nur andeutungsweise, zu erkennen geben? Mehrere Varianten stehen zur Auswahl.

1. Es kann der Versuch gemacht werden, vor-verdinglichte Dialoge wieder zu beleben. Eine bestimmte reformerische Richtung der Pädagogik hat dies vorgeschlagen als "sokratische Methode": das In-Frage-Stellen scheinbarer Selbstverständlichkeiten durch "hinterfragen" (Nelson 1970).

Das Problem dabei ist, daß sich die vorverdinglichten Dialoge nicht ohne Schwierigkeiten in eine verdinglichte Welt transportieren lassen, wo sie seltsam museal anmuten wie andere klassische Texte auch, weil sie nicht auf Verdinglichung, sondern auf sich selbst reagieren und sich frei von äußerem Zwängen entfalten. Dinghaftigkeit kann aber nicht weggedacht werden, weil sie Kennzeichen der Moderne und der noch mehr fragmentierten "Postmoderne" ist, weil damit Gesellschaft und Sprecher in der Gesellschaft weggedacht würden. Klassische vorverdinglichte Dialoge sollen studiert und analysiert werden, sie eignen sich aber nicht zur Transplantation in unsere Zeit.

2. Dialoge, die heute als Alltagsdialoge geführt werden, sind verdinglichungsgeschädigt und als Einzelgespräch zu schwach, um etwas gegen Verdinglichung auszurichten, geschweige denn Verdinglichung zu durchbrechen. Dies bezieht sich auch auf die Versuche, in Diskussionskreisen oder durch öffentliche Disputation und Diskussion zu wissenschaftlichen Erkenntnissen zu kommen. Die Selbstdarstellung, Monologisierung, die Kämpfe um Herrschaftspositionen bestimmen die Diskussion, nicht der Dialog selbst. Betroffen davon sind auch Gruppendiskussionen, wie Thomas Leithäuser gezeigt hat (1988).

3. Diskurse, also rational gesteuerte Dialoge, sollen dann zur Erkenntnis ("Wahrheit") führen, wenn sie sich, so Jürgen Habermas, "an der idealisierten, in unbegrenzter und herrschaftsfreier Kommunikation erzielten Übereinstimmung bemißt", was "Zusammenleben in zwangloser Kommunikation" voraussetzt (1973, 297). Hoch bemerkenswert ist das Konzept, Wahrheit aus dem Dialog hervorgehen zu lassen, also den Konsens durch Diskurs zu erstreben. Dies ist auch die Funktion des klassischen (platonischen) Dialogs. Habermas sieht, ich meine richtigerweise, daß dessen Übertragung in die heutige Gesellschaft

nicht ohne weiteres möglich ist. Er stellt jedoch Bedingungen dafür, nämlich "unbegrenzte", "herrschaftsfreie" und "zwanglose Kommunikation", die auf einen Ersatz der gegenwärtigen Gesellschaft hinauslaufen, will man sie verwirklichen. Sie werden ja auch als "idealisiert" bezeichnet. Bei dieser Konzeption müssen ebenfalls soziale Bedingungen verändert werden, um dem Dialog zur Wirkung zu verhelfen.

4. Die Lösung des Problems sollte m.E. darin liegen, den Dialog als erkenntnisgenerierendes Verfahren hier und heute einzusetzen, unter den Bedingungen der Verdinglichung, ihre Wirkungen berücksichtigend und Verdinglichung selbst zum Gegenstand nehmend. Seine Verwendung muß systematisiert sein, damit er sich gegen das "System" der Dinge durchsetzen kann. Man muß sich deshalb von seiner naturwüchsigen Form (dem klassischen Dialog, dem unbeschädigten Alltagsdialog) verabschieden. Man soll auch die Idee aufgeben, eine Veränderung der Gesellschaft durch das konkrete Gespräch sei möglich. Aber man muß das Prinzip beibehalten, unter dem der Dialog seine Erfolge in Philosophie und Erkenntnistheorie erzielt hat, wenn auch die traditionelle Form aufgegeben werden muß. Ich nenne das das "Dialogprinzip". Es bündelt die Tugenden der Dialoge und setzt sie nach einer bestimmten Verfahrensweise zur Analyse der verdinglichten Welt ein, zu einer Befragung der Wirklichkeit und zu ihrer Kritik. Man kann dieses Verfahren, die abstrakte Form des Dialogs, auch "dialektisch" nennen.

Da nicht eine bestimmte Form des konkreten Dialogs und auch nicht eine besondere Art seiner Handhabung durch einen bestimmten Sprecher angestrebt wird, sondern ein Prinzip, eine erkenntnisgenerierende Methodologie, die ein Verfahren ist, kann sich der Dialog von den Angriffen der Dinge befreien und nun selbst Dinge hinterfragen. Die Passivität, die seiner Zerstörung vorausgeht, wendet sich dann in aktive Aufklärung.

Die Neujahrsansprachen des Bundeskanzlers Helmut Kohl¹

Qualitativ-heuristische Verfahren der Textanalyse werden an Hand der Reden vorgestellt, die Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl traditionellerweise zum Jahreswechsel hielt und die jeweils am 31. Dezember in Rundfunk und Fernsehen gesendet wurden. Zugrunde liegen die Texte der drei Ansprachen 1986-1988. Ich habe die Sendungen im Deutschen Fernsehen gesehen, beschäftige mich hier aber nur mit den Texten (Bundesregierung, 1987, 1988, 1989). Die Texte werden nach ihrer Sendezeit zitiert. Der Text der Neujahrsansprache 1988 ist als Anhang beigelegt².

I. Beispiele für Textbeobachtung

Ein Text wird "beobachtet", indem ich eine "Frage" an ihn stelle und eine "Antwort" notiere, dabei ihn aber nicht verändere. Man kann auch sagen: der Beobachtungs-Inhalt ist derjenige Teil des Textes, der durch meine Frage aus seiner Gesamtheit herausgelöst wird. Ich gehe von einem beliebigen Aspekt des Textes aus, vielleicht einem Sachverhalt, der mir verwunderlich erscheint, den ich nicht ohne weiteres verstehe. Dies ist - natürlich - subjektiv, hat aber heuristischen Sinn, da ich (mir) Unbekanntes identifiziert habe. Indem ich eine solche (subjektive) Frage stelle und die "Antwort" des Textes erhalte, werde ich eine neue, sinnvollere, d.h. dem Text angemessenere Frage stellen können und eine "bessere" Antwort erhalten als vorher usw. Durch diesen "Dialog" gewinnt mein ursprünglich subjektives Verständnis immer mehr Textangemessenheit; in diesem Prozeß entdecke ich, was ich vorher noch nicht wußte. Durch Variation der Perspektiven (Regel 3) nähere ich mich im Dialog seiner intersubjektiven, gesellschaftlich bestimmten Struktur.

¹ Der Analyseteil des Aufsatzes: Das qualitativ-heuristische Verfahren der Textanalyse am Beispiel der Neujahrsansprachen des Bundeskanzlers Kohl. Zuerst erschienen in: Opp de Hipt, M., Latniak, E., (Hg), Sprache statt Politik? Politikwissenschaftliche Semantik und Rhetorikforschung. Opladen 1991, 246-277. Durchgesehen, gekürzt und geringfügig sprachlich korrigiert 1993. Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung des Westdeutschen Verlages GmbH. Opladen.

² Für die Untersuchung ist es unerheblich, ob die Ansprachen vollständig von Kohl entworfen und formuliert wurden: sie wurden von ihm gesprochen.

Beispielsweise fällt mir auf, daß Bundeskanzler Kohl sagt (Ansprache 1988, Zeile 11-13):

Im Rückblick auf 1988 denken wir voll Mitgefühl und Anteilnahme an die zahlreichen Opfer von Unglücken und Katastrophen ...

und nicht:

... denke ich ...

Frage: Wieso sagt er "wir" statt "ich"? Nun "antwortet" der Text auf diese Frage nicht, d.h., ich finde keine Textstelle, die direkt als Antwort auf die Frage gelten könnte. Offenbar war sie zu speziell, zu subjektiv, zu sehr "meine" Frage. Deswegen fasse ich sie allgemeiner: In welchem Zusammenhang wird "ich", in welchem Zusammenhang "wir" verwandt? Anders ausgedrückt: in welchem Zusammenhang verwendet der Sprecher Personalpronomina im Singular, in welchem im Plural? Jetzt "antwortet" der Text: ich kann ihn durchlesen und mir aufschreiben oder anmerken, wann "ich" und wann "wir" vorkommen. Diese Zitate werden dann auf Gemeinsamkeiten analysiert (Regel 4), wobei ich sie zunächst nach dem Anschein ihrer Ähnlichkeit gruppiere. Dies ist in der folgenden Übersicht geschehen (a-f). Aus Gründen der Arbeitsökonomie beginne ich mit den ersten ca. 30 Zeilen der Ansprache 1988.

Frage: In welchem Zusammenhang verwendet der Sprecher Personalpronomina im Singular und im Plural? Antworten:

Im Singular *ich/mein* stehen:

- (a) Meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger! (Zeile 1),
Meine Damen und Herren! (18),
Ich weiß, Sie empfinden genauso (18, 19).
- (b) Ich grüße Sie alle (2),
gilt mein besonderer Gruß! (9, 10).
- (c) Ich bin Ihnen sehr dankbar (20).

Im Plural *wir/uns* stehen:

- (d) unsere Gemeinschaft (9),
denken wir voll Mitgefühl (11),
sollten an all die Menschen unter uns denken (6, 7),
Wir dürfen ... nicht ... betrachten. (25, 26),
sollten wir uns bewußt machen: (14),
sollte uns daran erinnern. (28),
Vergleichen wir unsere Lebensverhältnisse (23).
- (e) haben wir allen Grund zur Dankbarkeit (24, 25).
- (f) Wir verwirklichen ... das Bild ... (20, 21),

die gemeinsamen Anstrengungen von uns allen (30, 31).

Da die Analyse auf Gemeinsamkeiten zielt, fragen wir nicht, etwa in Gruppe (a), wodurch sich "Meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger!" von "Meine Damen und Herren!" unterscheidet, sondern was beiden Formulierungen gemeinsam ist. Hier ist es z.B. die Anredeform, die Zusammengehörigkeit betont (Possessivpronomen "mein", Vorsilbe "Mit-", Bezeichnung "Bürger").

Teilergebnis Singular:

- (a) Anrede betont die Gemeinsamkeit mit den Angesprochenen, unterstellt emotionale Basis ("Meine lieben ..."),
- (b) Anrede als Gruß,
- (c) Anrede als Dank.

Teilergebnis Plural:

- (d) "Gemeinschaft" soll bewußt werden,
- (e) Bestätigung der Dankbarkeit, folgt aus (c),
- (f) Betont gemeinsames Handeln.

Ergebnis: Der Sprecher gebraucht *ich*, wenn er sich direkt an die (vermutlichen) Zuschauer/Zuhörer wendet. Er betont dabei seine Gemeinschaft mit ihnen. Die Gemeinschaft soll hergestellt werden durch emotionalisierte Anrede, durch Grüßen, das beim Gegenüber in Alltagssituationen einen Gegengruß provoziert und durch Bedanken, das in gleicher Lage mindestens ein "bitte" hervorruft, in beiden Fällen eine Antwort auf die Anrede. Der Sprecher verwendet *wir*, um diese so hergestellte Einheit zu unterstreichen. *Ich* und *wir* werden nur sprachlich getrennt, nicht im Kontext; *ich* geht, wann immer sprachlich möglich, in *wir* über. Es soll bewußt werden, daß Kohl und *wir* zusammengehören, eine Gemeinschaft sind; der Sprecher ist einer von uns allen.

Sprachlich ist *wir* eine besondere Form des Plurals, den ich "*pluralis fraternitatis*" nenne, den Verbrüderungs-Plural (als Alltagsform etwa von dem Arzt bekannt, der zum Patienten sagt "Na, wie geht's uns denn?")³.

Validierung. Ich kann die Richtigkeit dieser Aussagen beurteilen, wenn ich sie an anderen Textteilen der Ansprache oder an früheren Reden überprüfe: sie gilt, wenn *alle* Prüfungen sie bestätigen und dann jeweils für alle

³ Bisher geläufig sind der "*pluralis majestatis*" und der "*pluralis modestiae*". Beide unterstellen Hierarchie - Kohls Plural dagegen betont die Vergemeinschaftung.

geprüften Texte. Im allgemeinen ist es jedoch sinnvoll, solchen Test zurückzustellen, bis Antworten auf andere Fragen vorliegen; möglicherweise korrigieren oder unterstützen sich die Ergebnisse gegenseitig.

Dem Analysierenden mag auffallen, daß ein solches Vergemeinschaftungsangebot für einen Sprecher in Massenmedien problematisch ist, weil die in natürlichen Gesprächssituationen gegebene Reziprozität wegfällt, so daß dem Sprecher gar nicht signalisiert werden kann, ob die Art der Verbindung mit ihm gewünscht wird oder nicht (außer durch Abschalten des Gerätes) und daß der Sprecher das auch weiß. Kritik sollte jedoch zurückgestellt werden bis der Text besser bekannt ist.

II. Beispiel für ein Textexperiment

Experimente sind Eingriffe in einen Text. Der Experimentierende verändert ihn, damit sich seine Struktur zu erkennen gebe. Von den verschiedenen Arten des qualitativen, explorativen Experiments, wie früher beschrieben, verwende ich als Beispiel die *Reduktion*.

An dem oben zitierten Text "Im Rückblick auf 1988 ..." kann auffallen, daß der Sprecher "voll Mitgefühl und Anteilnahme" sagt statt nur "voll Mitgefühl" oder "mit Anteilnahme"; daß er die "zahlreichen Opfer" beklagt, nicht nur die "Opfer", daß sie von "Unglücken und Katastrophen" verursacht wurden, nicht nur durch "Unglücke", was ja wohl auch genug wäre; daß er den Mund etwas voll nimmt.

Was es damit auf sich hat, kann ich durch eine Frage an den Text erfahren: wie kann der Text auf seinen Inhalt reduziert werden? Als "Antwort" erhalte ich, aus derselben Textstelle (Ansprache 1988, Zeilen 1-22), folgende Beispiele:

	Original-Text:	Reduzierter Text:
(a)	Meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger! (1)	Bürgerinnen und Bürger!
(b)	... sollten wir aber auch an all die Menschen unter uns denken, die einsam sind - oder krank. (5-7)	Ich denke an die Einsamen und Kranken.
(c)	Ihnen gilt mein besonderer Gruß! (9, 10)	Ich grüße Sie.
(d)	... denken wir voll Mitgefühl und Anteilnahme an die zahlreichen Opfer von Unglücken und Katastrophen: im eigenen Land, bei den Nachbarn - oder auch in fernen Ländern. (11-14)	Ich denke an die Opfer von Unglücken im In- und Ausland.

- | | | |
|-----|--|--|
| (e) | Dabei sollten wir uns bewußt machen. (14) | ich weiß. |
| (f) | Hinter den nüchternen Zahlen der Statistik verbergen sich erschütternde Einzelschicksale vieler Männer und Frauen - und nicht zuletzt Not und Leid von Kindern. (15-17) | Hinter den Zahlen verbergen sich Schicksale. |
| (g) | Meine Damen und Herren! Ich weiß, Sie empfinden genauso. Ihre große Hilfsbereitschaft nach dem Erdbeben in Armenien beweist das. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Wir verwirklichen so das Bild vom Mitmenschen, der stets auch für andere da ist - und nicht nur für sich selbst lebt. (18-22) | Ihre Hilfsbereitschaft nach dem Erdbeben in Armenien zeigt, daß Sie auch für andere da sind. |

Zwischenergebnis: Der Text schrumpft ohne wesentlichen Verlust an Substanz durch die Reduktion auf etwa 1/3 (von 125 Wörtern auf 47). Er scheint also nicht sehr "dicht" zu sein. Wodurch reduziert sich der Text durch unser Experiment?

(1) Wegfall der Vergemeinschaftungsappelle. Nimmt man sie heraus, ändert sich gleichzeitig das *wir* in *ich*. Außerdem verschwindet das *Sollen* im Zusammenhang mit *wir*. Der Text verliert dadurch an Umfang, gewinnt aber an Seriosität und Glaubwürdigkeit (Beispiele (a)-(e), (g). Zu (a): Die Anrede in der französischen Revolution war "Citoyen!").

(2) Reduzierung der Sprachblasen. Wir finden verschiedene Arten der Aufblähung des Textes: Substantivierung von Verben ("... mein besonderer Gruß!"); Verdoppelung von Substantiven ("Mitgefühl und Anteilnahme", "Unglücke und Katastrophen", "Not und Leid") und von Ausdrücken ("... stets auch für andere ... und nicht nur für sich selbst ..."); Ausschmückung durch Adjektive ("... zahlreiche Opfer ...", "... nüchterne Zahlen ...", "... erschütternde Einzelschicksale ..."); scheinbare Präzisierung des Allgemeinen durch Aufzählungen ("... im eigenen Land, bei den Nachbarn oder auch in fernen Ländern ...", "viele Männer und Frauen und nicht zuletzt ... Kinder") und durch nichtssagende Hervorhebungen ("... besonderer Gruß!", "... all die Menschen unter uns ...", "Meine lieben ..."). Reduziert man das sprachlich aufgeblähte, bleibt weniger Text, aber mehr Substanz.

Ergebnis: Der Text ist hoch redundant. Er ist inhaltlich durch Vergemeinschaftungsappelle, sprachlich durch Phrasen, Auswatzungen, Wiederholungen gekennzeichnet. Die Wegnahme von Textteilen durch ein reduzierendes Experiment macht ihn sogleich seriöser.

Eine Überprüfung oder Validierung der Ergebnisse kann an anderen

Textteilen vorgenommen werden. Eine "Kritik" liegt auch hier auf der Zunge: Beide Bestrebungen sollten, wie bei der Textbeobachtung, zurückgestellt werden, bis durch neue Fragen, die den Text von anderen Seiten beleuchten, weitere Informationen über ihn vorliegen.

III. Skizze einer Gesamtanalyse

Man kann auf verschiedene Weise vorgehen: eine der Ansprachen analysieren und dann mit den anderen vergleichen oder alle Reden gleichzeitig betrachten. Da sie, dem ersten Eindruck nach, wenig unterschieden sind und jeweils auch nicht sehr lang, habe ich den zweiten Weg gewählt und Fragen an alle Texte gestellt, zunächst über die wirtschaftliche Lage und allgemeine menschliche Befindlichkeiten. Die Jahreszahlen der Sendungen sind in Klammern angegeben.

1. Die wirtschaftliche Lage: Uns geht es gut, wir müssen uns aber weiterhin anstrengen

Alljährlich gibt der Bundeskanzler einen positiven Bericht. 1986 war "... ein Jahr ..., das für die meisten von uns gut war", wir sind "wirtschaftlich und gesellschaftlich weiter vorangekommen" (1986). 1987 sollten wir "anerkennen, daß es uns gut geht: besser als den meisten Ländern der Erde" (1987). 1988 haben wir, vergleichen wir unsere Lebensverhältnisse mit der Situation in anderen Teilen der Welt, "allen Grund zur Dankbarkeit". Wir können fragen: "Waren es nicht 40 gute Jahre in der Geschichte unseres Vaterlandes ...?" (1988).

Der Beweis: Wirtschaftswachstum bei hoher Preisstabilität. Obwohl "Daten und Zahlen" "leicht vom Entscheidenden ablenken" (1986) kann gesagt werden, daß die wirtschaftliche Entwicklung "auch 1988 aufwärts gerichtet" bleibt. "Die Preise sind weiterhin stabil. Einkommen, Löhne und Renten steigen deutlich an" (1987). 1988 wurde "rund dreieinhalb Prozent Wirtschaftswachstum ... das bisher beste Ergebnis der 80er Jahre erreicht". "Die Entwicklung bleibt weiterhin aufwärts gerichtet" (1988). "Hohe Preisstabilität" bedeutet "einen realen Zuwachs an Einkommen für Sie alle". 1987 trat "die zweite Stufe der großen Steuerreform in Kraft", bis 1990 wird sich "die Entlastung auf rund 50 Mrd. belaufen" (1987). Seit 1983 wurden "870.000 neue Arbeitsplätze zusätzlich geschaffen". Bei guten Chancen, "Ende 1989 über eine Million" zu erreichen (1988).

Grundlage des Wohlstandes sind die Anstrengungen der Bürger. Er ist der "Ertrag der Arbeit vieler Menschen", beruht auf "Begabung und Aus-

bildung, beruflichen Fertigkeiten und mutigem Unternehmungsgeist", ebenso "Ideenreichtum" und "Entscheidungskraft der Bürger" (1986).

Auch der Wohlstand hat seinen Preis. Er muß, wie Frieden und Freiheit, "durch die gemeinsamen Anstrengungen von uns allen täglich neu erworben und erhalten werden" (1988). Entscheidend sind "Leistung und ... Fleiß der Bürger unseres Landes ...". Deswegen schulden sich auch "alle Gruppen unseres Volkes gegenseitig Dank und Anerkennung" (1986).

Gleichwohl gibt es Menschen mit (wirtschaftlichen) Sorgen. Genannt werden "diejenigen, die heute noch keinen Arbeitsplatz haben" (1986), "viele Menschen an Rhein und Ruhr, an der Saar und in anderen Regionen" (1987) und "unsere Landwirte, unsere Bauern" (1987).

Außerdem gibt es Herausforderungen der Zukunft. Hier fordert uns vor allem die Konkurrenz in Nordamerika und in Ostasien heraus (1988). Positiv zu bewerten jedoch ist der "einzige große Wirtschaftsraum ohne Binnengrenzen", der bis Ende 1992 für die Europäische Gemeinschaft entsteht: er eröffnet "neue Chancen für Wachstum und Beschäftigung" (1988).

Wir müssen jetzt handeln. Das "Schicksal der Arbeitslosen kann uns alle nicht gleichgültig lassen" (1987). Für den Bundeskanzler "persönlich" ist die hohe Arbeitslosigkeit "unverändert eine der größten Herausforderungen" (1987). Die Lösung ist die "Schaffung moderner, wettbewerbsfähiger Arbeitsplätze"; dazu müsse "die Bereitschaft kommen, moderne und wettbewerbsfähige Unternehmen aufzubauen", aber nicht "im nationalen Alleingang" (1987). Wir müssen nach "sachgerechten und menschlich vertretbaren Lösungen" suchen (1987). Um unseren "Spitzenplatz in Wissenschaft und Technik, in wirtschaftlicher Leistung und sozialer Sicherheit" zu behaupten, "müssen wir jetzt handeln", zumal "die Zeit drängt": wir dürfen nicht versäumen, "unser Land auf die großen Herausforderungen vorzubereiten, die in den verbleibenden elf Jahren dieses Jahrhunderts noch auf uns zukommen werden" (1988).

Gefragt sind innere Kraft und Optimismus. Die wirtschaftlichen Probleme können gelöst werden, wenn auch nicht kurzfristig, wenn wir "die innere Kraft aufbringen, Ja zu sagen zu unserem Vaterland" (1987). Es besteht kein Grund zum Pessimismus, der durch die wirtschaftliche Lage "eindeutig widerlegt" wurde (1988). Auch die Zusammenarbeit mit unseren Partnern in Europa, besonders die Freundschaft mit Frankreich, erlaubt uns, "die großen Aufgaben unserer Zeit" zu bewältigen (1988). Die Präsidentschaft der Bundesrepublik Deutschland in der Europäischen Gemeinschaft macht den Bundeskanzler "persönlich" "fest entschlossen, diese Zeit gut zu nutzen", so daß wir "mit Zuversicht das neue Jahr" erwarten können (1986).

Zusammengefaßt: Die wirtschaftliche Lage ist gut, die Sorgen einzelner Gruppen werden ernst genommen, neue Arbeitsplätze werden geschaffen, neue Unternehmen müssen geschaffen werden, zukunftsorientierte, über-regionale. Um unseren Spitzenplatz zu behaupten, müssen wir jetzt handeln, die Konkurrenz abwehren, aber neue Chancen eröffnet der große Wirtschaftsraum der Europäischen Gemeinschaft ab Ende 1992. Die Wirtschafts-Teile der drei Ansprachen sind ein Appell an die Zuschauer, an Fleiß und Engagement nicht nachzulassen, um die Aufgaben der Zukunft "gemeinsam" zu bewältigen und weiterhin optimistisch zu bleiben, weil es "uns" gut geht und es uns auch in Zukunft gut gehen wird, wenn wir die Chancen nutzen.

2. Seelische Werte sind ebenso wichtig wie materielles Wohlergehen *Wir brauchen seelische Werte.* So wichtig materieller Wohlstand sei, "wir sollten darüber nicht das eigentliche, das seelische Wohlergehen der Menschen vergessen". "Geborgenheit und Heimat, Mitmenschlichkeit und Zuwendung, Freundschaft und Vertrauen sind Werte, die nicht zu kaufen sind, die wir aber alle brauchen" (1986).

Sehr wichtig ist Solidarität. Durch sie kann "das Erreichte bewahrt und fortentwickelt werden". Zum Beispiel haben die Arbeitslosen "Anspruch auf unsere Solidarität" (1986). "Wir stehen alle vor einer gemeinsamen Aufgabe, die eben nur in Solidarität gelöst werden kann" (1987). Auch auf "unsere älteren Mitbürger" "sollten wir mehr ... eingehen" (1986). Gute Nachbarschaft und Nächstenliebe sind "von jedem ganz persönlich zu erbringen" (1986). Der Bundeskanzler bedankt sich bei allen, "für die Nachbarschaft kein leeres Wort ist", die "gegenüber unseren ausländischen Mitbürgern aufgeschlossen sind", "die sich für den Nächsten einsetzen". Dies sei "ein lohnendes Ziel für das neue Jahr, daß wir uns alle mehr umeinander bemühen, mehr aufeinander zugehen"(1986).

Auch Vaterlandsliebe ist ein hoher Wert. Wir alle brauchen "Geborgenheit und Heimat" (1986). Wir müssen die innere Kraft aufbringen, "Ja zu sagen zu unserem Vaterland" (1987). Die Angesprochenen werden als "liebe Landsleute" titulierte (1987), "unsere Landsleute" in der DDR und "alle Deutschen" werden regelmäßig begrüßt (1986, 1987, 1988).

Wir folgen moralischen Maximen. "Unsere Hilfe für die notleidenden Menschen in den Entwicklungsländern" ist ein "wichtiger Beitrag zum Frieden" und außerdem "moralische Verpflichtung". Jeder einzelne von uns muß "seiner ureigensten Verantwortung" gerecht werden zum Umweltschutz (1986). In dieser Hinsicht haben wir auch eine "Verantwortung für die nachwachsenden Generationen" (1988).

Die wichtigsten Werte sind: Frieden und Freiheit für alle Völker (1987). Der moralische Anspruch folgt aus dem nationalen: "Wir Deutsche müssen weiter für die Versöhnung der Völker wirken. Deshalb bauen wir tatkräftig mit an dem Friedenswerk eines geeinten Europa" (1986). "Frieden schaffen mit weniger Waffen" hat uns der Bundeskanzler versprochen (1987), aber: "Friede beginnt in den Herzen der Menschen" (1987). Friede muß in Freiheit bewahrt werden, deswegen leisten die Soldaten unserer Bundeswehr "wichtigen Friedensdienst", aber auch die Polizeibeamten, "die den Frieden im Inneren schützen" (1986).

Friede wendet sich gegen Gewalt. Gewalt ist kein Mittel der Politik. "Unfriedliche und gewalttätige Demonstrationen stehen nicht unter dem Schutz der Verfassung" (1987).

Harmonie ist ein erstrebenswertes Ziel. Ihre Basis ist die "gesunde" Familie (1986). In der Familie bewähren sich auch "aufgeschlossenes Miteinander", "Partnerschaft zwischen Mann und Frau, Liebe und Achtung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Alt und Jung und Solidarität mit den Behinderten" (1987).

Offenheit ist nötig bei der Lösung von Problemen. Einsame erfahren "zu wenig Zuwendung", wir alle sollten "mehr aufeinander zugehen". Der Bundeskanzler dankt allen, "die gegenüber unseren ausländischen Mitbürgern aufgeschlossen sind", die sich "für den Nächsten einsetzen" (1986). "Wir alle brauchen ein aufgeschlossenes Miteinander ... überall in der Gesellschaft" (1987). Wirtschaftliche Chancen verlangen auch, "offener und flexibler zu werden", was sich auf die Reformvorhaben bezieht (1988). Selbst das "Schlimme und Unbegreifliche" in Schleswig-Holstein braucht "vor allem Offenheit für einander" (1987)⁴.

Umfassender Wert ist die "Mitmenschlichkeit". 1986 nennt der Bundeskanzler "Mitmenschlichkeit" als einen der Werte, "die wir alle brauchen". Darunter ist "menschliche Zuwendung" zu verstehen, "gute Nachbarschaft und Nächstenliebe". Alle, die sich "für den Nächsten einsetzen" tragen bei zu einer "Gesellschaft mit menschlichem Gesicht". "Nur wenn wir füreinander eintreten und uns gegenseitig helfen, werden wir eine menschliche Zukunft gestalten, die uns allen gerecht wird" (1986). 1987 heißt es: "Demokraten müssen sich in allen Situationen stets dem Geist der Menschlichkeit verpflichtet wissen" und "zum Wohle der Menschen sind wir immer zur praktischen Zusammenarbeit bereit" (1987). 1988 bedankt sich

⁴ Gemeint ist die Barschel-Affäre, die zum Tod des CDU-Ministerpräsidenten und zum Verlust der CDU-Regierungsmehrheit im Land Schleswig-Holstein führte.

Helmut Kohl für die "große Hilfsbereitschaft" nach dem Erdbeben in Armenien, daß die "Bild vom Mitmenschen" verwirklicht, "der stets auch für andere da ist - und nicht nur für sich selbst lebt" (1988).

Die "Menschenrechte" stehen deswegen auch "im Mittelpunkt des Ost--West-Dialogs". Darunter versteht der Bundeskanzler "nicht zuletzt das Recht unserer Landsleute (im Osten) ... zu uns auszureisen" (1988), denn die Menschen "wollen ... zueinander kommen, wollen einander begegnen" (1987). Daß Menschenleben verletzt werden (Polizeibeamte) "schmerzt uns alle", verlieren Menschen das Leben, sind wir "erschüttert" (Polizeibeamte 1987, Einzelschicksale von Erdbebenopfern 1988). Wenn "Schlimmes und Unbegreifbares" geschieht, wie in Schleswig-Holstein (menschliches Versagen?) "sind wir zutiefst betroffen" (1987).

Zusammengefaßt: Alle seelischen Werte, die der Bundeskanzler zur Förderung empfiehlt, beziehen sich in der einen oder anderen Form auf ein Miteinander: Solidarität, Offenheit, gute Nachbarschaft, Nächstenliebe, Zuwendung gegenüber Einsamen, Hilfe für Menschen in der dritten Welt und für die von Katastrophen Betroffenen. Auch die Vaterlandsliebe wird als Verbundenheit mit den anderen Deutschen verstanden, die er als "Mitbürgerinnen und Mitbürger" anspricht, wenn sie in der Bundesrepublik leben oder als "Landsleute" und "Deutsche" "drüben" und "im Ausland", wenn sie nicht bei uns leben. Wir müssen die Verbindung zu ihnen, die durch Grenzen unterbrochen ist, herstellen; sie wollen uns begegnen, zu uns kommen. Diese Freiheit schafft Frieden, das Miteinander Harmonie. Menschlichkeit ist "Mitmenschlichkeit".

3. Gesellschaft als Gemeinschaft

Wenn der einzelne, durch soziale Werte motiviert, wie in den Ansprachen zum Jahreswechsel vorgeschlagen, die Verbindung zu anderen Menschen herstellt, entsteht die große Gemeinschaft. Alle Menschen gehören dann zusammen.

Die Gemeinschaft der Menschen in der Bundesrepublik. Alle Gruppen unseres Volkes "schulden sich gegenseitig Dank und Anerkennung" (1986). Wer sich für den Nachbarn einsetzt, trägt bei zu einer "Gesellschaft mit menschlichem Gesicht" (1986). "Eine gesunde Familie ist das Fundament eines gesunden Staates" (1986), "in der Familie bewähren sich Partnerschaft, Liebe und Achtung zueinander" (1987). Die gemeinsame Aufgabe, vor der wir alle stehen, kann "eben nur in Solidarität gelöst werden" (1987).

Alle Deutschen gehören zusammen. Auch sie bilden eine Gemeinschaft, ob "hüben" oder "drüben" (1988), ob "diesseits" oder "jenseits" der Gren-

zen (1987). Für die "Landsleute in der DDR" gilt: "Wir vergessen nicht, daß wir zusammengehören" (1986). "Unsere Landsleute in der Sowjetunion, in Mittel-, Ost-, und Südosteuropa" sollen "nicht zuletzt" das Recht haben, "zu uns auszureisen". "Weil sie Deutsche sind, haben sie oft Schlimmes mitmachen müssen" (1986). "Alle Deutschen gehören zusammen ... Spalten und Trennung stören den Frieden" (1987). "Die Teilung hat das Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Deutschen nicht mindern können" (1988). Die Besuche aus der DDR fördern die "Einheit der Nation" (1987).

Die Gemeinschaft des Bundeskanzlers mit allen Deutschen. Sein ich geht über in wir, wie früher beschrieben, geht auf in wir, wann immer möglich. Bleibt er beim ich, dann setzt er sich für die Gemeinschaft ein: begrüßt alle Deutschen (1986, 1987, 1988), berichtet, er habe Generalsekretär Honecker "unmißverständlich gesagt, daß wir uns mit der Trennung niemals abfinden werden" (1987) und: er ermahnt die "Mitbürgerinnen und Mitbürger", die sozialen Tugenden zu pflegen und zu entwickeln. Der Eindruck soll vermittelt werden: unser Bundeskanzler ist einer von uns.

Alle Völker gehören zusammen. Die Europäische Gemeinschaft wird für 320 Millionen Menschen "zu einem einzigen großen Wirtschaftsraum ohne Binnengrenzen" werden (1988). "Die großen Aufgaben unserer Zeit" werden "gemeinsam mit unseren Partnern in Europa" bewältigt (1988). Der Ost-West-Dialog hat zu Abrüstung geführt, "auch ein Erfolg unserer Politik, die wir mit Beharrlichkeit und Nachdruck in den letzten Jahren betrieben haben" (1987). Ziel muß aber "gemeinsam mit unseren Freunden im Bündnis" bleiben: "Frieden und Freiheit für alle Völker" (1987). Mit Generalsekretär Gorbatschow hat Kohl "gemeinsam ein neues Kapitel im Buch der deutsch-sowjetischen Beziehungen begonnen" (1988). Zu den "Entwicklungsländern" gibt es ein einseitiges Verhältnis: wir leisten "Hilfe für die notleidenden Menschen", um "Hunger und Not" zu überwinden; auch "ein wichtiger Beitrag zum Frieden" (1986).

Die Gemeinschaft in der Bundesrepublik entwickelt sich organisch. Wir haben Verantwortung "für die nachwachsende Generation", der europäische Binnenmarkt wird "vor allem auch unseren Kindern eine gute Zukunft sichern". Wie "unser Land" auf die großen Herausforderungen vorzubereiten ist, zeigt der Bundeskanzler in einem Bild: "Wir müssen heute die Bäume pflanzen, deren Früchte unsere Kinder und Enkel ernten werden". Dabei wird uns "unser Lebenswille" helfen und die "neue Lebenskraft und geistige Dynamik", die das "alte Europa" im Jahre 1988 wieder entwickelt hat (1988).

Gemeinschaft bringt Frieden. Die Gemeinschaft aller Deutschen, die

Gemeinschaft der europäischen Völker, die Gemeinschaft mit unseren Partnern im Bündnis, die Vereinbarungen im Ost-West-Verhältnis und auch unsere Hilfe für die Entwicklungsländer - dieses alles fördert den Frieden. Unfriedliche Demonstrationen dagegen stehen nicht unter dem Schutz der Verfassung; wenn der "politische Gegner wie ein Feind mit Haß bekämpft wird" ist der "innere Friede" bedroht (1987) und: "wer für den Frieden in der Welt demonstriert, darf nicht Gewalt im eigenen Land verbreiten" (1986). Der Bundeskanzler dankt den Polizeibeamten, "die den Frieden im Innern schützen" und den Soldaten unserer Bundeswehr "für ihren wichtigen Friedensdienst" (1986).

Zusammenfassend: Die Gemeinschaft beruht auf Solidarität und Mitmenschlichkeit, sie verbindet harmonisch die Mitglieder einer (gesunden) Familie, die Gruppen in der Bundesrepublik, alle Deutschen und, soweit möglich, Völker. Frieden hängt davon ab, ob die Menschen zueinander kommen können, damit sie eine Gemeinschaft bilden. Mitmenschlichkeit, Friede und Freiheit, die Gemeinschaft herzustellen, sind also das gleiche.

IV. Die Struktur der Ansprachen

Ich versuche nun, den Zusammenhang zwischen verschiedenen Aspekten zu finden, den verschiedene "Fragen" an den Text erbracht haben. "Zusammenhänge" sind immer Beziehungen, also Ähnlichkeiten oder Gegensätze. Die Analyse erfordert also das Aufdecken von Gemeinsamkeiten (Regel 4).

1. Die Aufforderung, wirtschaftskonform zu handeln und deren Legitimation ist das Grundanliegen

Die Ansprachen haben als Basis ein ziemlich einfaches Argumentationsmuster: Kohl fordert sein Zuschauer/Zuhörer/Leser auf, etwas zu tun und er begründet dies oder legitimiert die Aufforderung. Sie besteht aus zwei Teilen, nämlich:

- (1) Eine Aufforderung zu arbeiten,
- (2) eine Aufforderung, anderen zu helfen ("gegenseitig").

Die Gemeinsamkeit der beiden Appelle liegt in dem Umstand, daß sie sich auf wirtschaftliche Verhältnisse beziehen: Arbeit schafft Werte, Hilfe verringert Kosten. Die Adressaten sind in beiden Fällen Individuen. Die geforderten Leistungen kommen den Genannten zugute, den Arbeitenden selbst und den Empfängern der Hilfen, aber *auch* Dritten: den Arbeitgebern und dem Staat, der Hilfe nicht zu leisten braucht, wenn die Betroffenen sich

selbst helfen. Auch dies ist also eine Gemeinsamkeit der beiden Aufforderungen: *die stillschweigende Unterstützung des Wirtschaftssystems*.

Es gibt zahlreiche Legitimationen oder Begründungen der Aufforderungen, die sich auch überlappen:

zu (1): Die Aufforderung zur Arbeit wird (a) durch gemeinsamen Erfolg (Wohlstand) begründet, (b) durch die Notwendigkeit, sich gegen Konkurrenz zu wehren, (c) die Zukunft der Kinder zu sichern, (d) Friede und Freiheit zu erhalten.

zu (2): Die Notwendigkeit zur Hilfe wird legitimiert durch "Werte": (a) moralische Verpflichtung, (b) Frieden und Freiheit, (c) Mitmenschlichkeit und Vergemeinschaftung, (d) Optimismus und Lebenswille.

Die Gemeinsamkeit beider Legitimationsinhalte ist deren Bezug auf allgemeine "geistige" oder "ideologische" Gehalte, auf "Werte".

Daraus ergibt sich folgende Struktur: Zahlreiche, positive "Werte" umhüllen und legitimieren die Aufforderung an jeden einzelnen, Positives zu tun. Diese Aufforderung erweist sich bei näherer Betrachtung als Aufforderung zu arbeiten und zu spenden. Nur bei genauer Analyse erfährt man, daß des Pudels Kern die Stützung des ökonomischen Systems ist. Die ideologische Erscheinungsweise ist also ganz anders als der ökonomische Zweck. Man kann auch sagen, sie verschleierte ihn.

2. Die Unbestimmtheit der Begriffe verschleiert die Botschaft

Die Kohl-Reden sind sprachliche Muster für die "Neue Unübersichtlichkeit", die Jürgen Habermas an der Postmoderne beobachtet (1985), und die wohl die "Ausfransung" in Theodor W. Adornos Kunsttheorie fortführt. Der Analysierende, der an eine gewisse Präzision wissenschaftlicher, philosophischer oder auch künstlerischer Texte gewöhnt ist, scheitert an den Neujahrsansprachen, wenn er sich nicht auf fließende, unscharfe, verschwimmende Pauschalitäten einstellt. Bei Fragen an den Text, was denn unbestimmt sei, ergeben sich folgende Aspekte:

Die Personen sind nicht voneinander getrennt. Die Personalpronomina *ich-wir* gehen ineinander über, wie schon gezeigt. Damit ist unsicher, inwieweit der Sprecher von sich oder von uns, den Zuschauern bzw. uns, den deutschen Landsleuten, redet, "hüben" oder "drüben" oder von wem sonst. Gemeinschaft existiert mit allen, denen er dankt: mit dem amerikanischen Präsidenten, dessen Politik er gefördert hat und dem Generalsekretär Gorbatschow, mit dem er "gemeinsam ein neues Kapitel im Buch der deutsch-sowjetischen Beziehungen aufgeschlagen" hat. Nur von zweien grenzt er sich ab: von Honecker und von unfriedlichen Demonstranten.

Die Begriffe gehen ineinander über. 1987 heißt es, zusammengefaßt: Friede beginnt in den Herzen der Menschen ... denn sie wollen einander

begegnen ... darum müssen Grenzen geöffnet werden. Oder: Wir können die wirtschaftlichen Probleme lösen ... wenn wir ja sagen zu unserem Vaterland. 1988: Europäische Gemeinschaft wird zum Wirtschaftsraum ... die Chance verlangt Bereitschaft, umzudenken ... das ist der Sinn der Reformvorhaben. Oder: Frieden beruht auf Freiheit der Person ... im Mittelpunkt stehen Menschenrechte ... also Recht der Landsleute in Osteuropa, auszureisen usw.

Unbestimmtheit entsteht durch Sprach-Aufblähung. Das war an dem Experiment zur Reduktion des Textes gezeigt worden. Die Ausdrucksweise ist wolkig, blasig, mit Überzähligkeiten reichlich versehen.

Die Texte sind zeitlich unbestimmt. Mit Ausnahme der Eingangs- und Abschluß-Begrüßungen und einiger Ereignisse, von denen der Seher/Hörer/Leser weiß, daß sie stattgefunden haben (oder es als Massenmedien-Konsument wissen sollte), sind die Texte nicht an bestimmte Fakten gebunden, d.h. sie sind nicht "historisch". Sie sind überhaupt nicht durch historische Inhalte gekennzeichnet. In einem Experiment wurde der Text in Abschnitte geteilt und andere Reihenfolgen wurden ausprobiert ("Kombination"): sie sind fast alle möglich. Es müssen nur wenige neue Übergänge eingefügt werden - die Reden bleiben gleich, auch anders "gemischt".

Die Projekte sind vage definiert. Gleich unbestimmt sind Beschreibungen der Absichten. 1988 redet Kohl vom "Sinn der großen Reformvorhaben"; dieser liege darin, "neue Wege" zu weisen, "offener und flexibler" zu machen. Er sagt: "... dann müssen wir *jetzt* handeln". Seine eigenen Aktionen sind jedoch: "Ich bin zuversichtlich ...", "wir müssen ... sehen", "ich betrachte es als eine meiner wichtigsten Aufgaben als Bundeskanzler ...". Mit Gorbatschow hat er "enge Zusammenarbeit auf wichtigen Gebieten" vereinbart. 1987 hat er "die Montanrunde einberufen ... um gemeinsam nach Lösungen zu suchen".

Überraschbarkeit verwirrt. Mit dieser Vagheit bei wichtigen Themen und Abläufen scheinen präzise Angaben zu kontrastieren. Hier handelt es sich aber um *Überdeterminationen*: "Genaue" Zahlen sollen die gute wirtschaftliche Lage und Chancen beweisen und auch, daß alles im Griff ist: 3 1/2 % Wirtschaftswachstum seit 1983, 870.000 neue Arbeitsplätze, bis Ende 1992 320 Mill. Menschen (1988). 1987 über die Steuerreform: 14 Mill. DM Entlastung, bis 1990 50 Mill. DM.

Die Fakten treten hinter die Person zurück. Kohl sagt auch: "Ich will keine Daten und Zahlen nennen" (1986) oder daß die "nüchternen Zahlen der Statistik" die "Einzelschicksale" verbergen. Dies unterstellt, daß Kohl die "Daten und Zahlen" kennt, sie nur nicht sagt. Von sich redet Kohl, wenn es ihm wichtig ist, als "ich persönlich" (1987), "ich als Bundeskanz-

ler" (1988) oder "ich ganz persönlich" (1986). Auf seine Zuhörer bezieht er sich: "jeder ganz persönlich", "ureigenste Verantwortung" (1986), "Menschen erleben ganz persönlich", "wir sind zutiefst betroffen" (1987). Seine/unsere Tätigkeiten nennt er "tatkräftig", "mit Nachdruck", "hartnäckig" (1986), "lang und zäh", "Beharrlichkeit und Nachdruck", "unmißverständlich gesagt ... niemals abfinden", "haben uns nicht abbringen lassen" (1987), 1988 unterstützt Kohl die "Standhaftigkeit" Reagans, sie entspricht "meinen Vorstellungen". Nicht die Fakten machen die Welt, sondern Kohls Persönlichkeit.

Insgesamt: Unschärfe in der Begriffsbildung und der Argumentation geht mit Festigkeit und Genauigkeit einher, aber diese Genauigkeit ist nur scheinbar, weil sie die Vagheit des Ganzen nicht beseitigt, sondern nur aufgesetzt ist, eingestreut und zudem gelegentlich an den Rand des Lächerlichen führt, wie die Rede von den kommenden großen Herausforderungen "in den verbleibenden elf Jahren dieses Jahrhunderts" (1988). Was sagt das? Wieso richten sich "Herausforderungen" nach dem Kalender? Die Funktion des Unbestimmten, scheinbar Präzisen ist jedoch klar: es verhüllt die wirklichen Probleme⁵.

3. Die Trennung der Aussagen von der Wirklichkeit

Die Ansprachen sind "abgehoben", sie trennen sich von den wirklichen Lebensverhältnissen in mehrerer Hinsicht.

Konkretes wird in Allgemeinheiten aufgehoben. Beispiele sind die "erschütternden Einzelschicksale vieler Männer und Frauen": welche Einzelschicksale? "Die große Hilfsbereitschaft nach dem Erdbeben in Armenien": wessen Hilfsbereitschaft? Für wen? etc. Wir vergleichen unsere Lebensverhältnisse mit der Situation "in anderen Teilen der Welt": mit welchen? etc. Alle Werte sind Allgemeinheiten. "Frieden, Freiheit, Wohlstand": Welcher Friede? Welche Freiheit? Wessen Wohlstand? Wer ist mit "Frankreich befreundet"? Wer ist der "Mitmensch", dessen Bild "wir" verwirklichen? Wer sind "wir", genau genommen? Auch Fragen, auf die der Text *keine* Antworten gibt, können Erkenntnisse liefern.

Die Reden sind realitätsfern. Sie stellen Positives, Optimistisches, Einheit, Gemeinschaft, Harmonie einseitig dar. Negatives tritt nur auf bei Naturkatastrophen, nicht innerhalb der Gesellschaft; hier gibt es keine

⁵ (Anmerkung 1993). Nach einem Kommentar im Norddeutschen Rundfunk NDR 4, vom Oktober 1993 soll der Bundeskanzler sinngemäß in einem Interview gesagt haben: "Es sind nur noch sieben Jahre bis zum Jahr 2000."

Differenzen oder keine, die durch "aufgeschlossenes Miteinander" nicht zu überwinden wären (1987). Wieso sind alle Menschen eine "Gemeinschaft"? Wieso gehören "alle Deutschen" zusammen? Wo bleiben die Widersprüche, Konflikte, Gegnerschaften, andere Ansichten (außer bei denen, die gegen den "Frieden" demonstrieren?).

Der Text trennt sich von der Zeit. Er bezieht sich nicht auf Hier und Jetzt, sondern bleibt im Allgemeinen, Überzeitlichen und deswegen Unzeitgemäßen. Wo sind "Gemeinschaft", "Harmonie" in einer Industriegesellschaft? Ist es eine der Zeit gemäße Empfehlung, "Bäume zu pflanzen", damit "unsere Kinder und Enkel" deren "Früchte" ernten können - vielleicht im Jahre 2000 ?!

Unzeitgemäß sind die Ansprachen auch, wenn man sie auf die Jahre bezieht, in denen sie gesprochen wurden. Selbst dem Analysierenden, der die Ansprachen inzwischen sehr gut kennt, ist es fast unmöglich, sie zu unterscheiden. Kurioserweise wurde ein wirkliches (nicht nur Gedanken-) Experiment mit einer früheren Ansprache ausgeführt - das bekannte Senden der "falschen" Ansprache, die, weil fast ununterscheidbar, gleichzeitig eine "richtige" war. Dies war ein "natürliches Experiment", ex-post-facto; ein "zufälliges" Ereignis wird als "Experiment" angesehen.

Der Text trennt sich vom Sprecher. Auch der wohlwollende Betrachter kann gelegentlich nicht glauben, daß der Bundeskanzler das wirklich gesagt hat. Ist das seine Meinung? Oder war das nur sein Text? Die Abspaltung der Ansprachen von Wirklichkeitszusammenhängen "verselbständigt" den Text, hebt ihn ab von den Lebenszusammenhängen, die den Zuschauern und - möglicherweise - auch dem Sprecher "natürlich" sind.

Verdinglichung oder die Konsumorientierung der politischen Rede. Unterstellt man, daß eine "unpolitische" Ansprache ebenfalls "politisch" ist, nur versteckt, und daß Kohl bemüht sein muß, "Massenloyalität" zu erreichen (Habermas, 1985), dann kann man die Reden als "Produkte" bezeichnen, die an den Zuhörer/Zuschauer gebracht werden sollen.

Die indirekte Aufforderung, durch *Arbeit und Spenden* das *Wirtschaftssystem* zu *stützen*, ist ihr eigentliches Anliegen. Die Einhüllung in Werte, gute Ratschläge, Generalisierungen von Tugenden ist ihre "Verpackung". Sie macht ihren Inhalt schwer hinterfragbar (Wer kann etwas gegen "Solidarität" haben? Gegen "Frieden"? Gegen "Freiheit"? etc.). Die Trennung der Reden von der gegenwärtigen sozialen Wirklichkeit, die für jeden Zuschauer ganz anders ist als die vom Bundeskanzler mitgeteilte, nämlich differenzierter, widersprüchlicher, problematischer und die Trennung von der bestimmten historischen Situation, die scheinbar beschrieben wird,

machen die Ansprachen zu einer "Sache für sich", einem "Ding"⁶, einem "Kommunikationsangebot", einer Art "Markenartikel", der "gekauft" werden soll, um den "Preis" von Sympathie und Loyalität. Unter dieser Annahme ist verstehbar, warum sich der Sprecher beständig bei den Zuhörern bedankt und daß er sie immer wieder grüßt - ein Verhalten, das sonst nur in speziell dafür eingerichteten Radiosendungen erlaubt wird.

V. Der Umschlag in Kritik

Methodologische Vorbemerkung: Ich hatte gesagt, der Analysierende möge sich vor frühzeitiger Kritik hüten; gemeint ist die Kritik, die Teile der Erscheinungsebene in Frage stellt. So kann man etwa die Verschwommenheit der Begriffe und das allgemeine Durcheinander der Diktion beschreiben, soll aber nicht kritisieren oder verurteilen. Frühzeitige Kritik muß als subjektivistisch verdächtigt werden. Heuristische Forschung beginnt immer mit einer Wiedergabe und Ordnung der Phänomene; Fragen an den Text führen im "Dialog" gewissermaßen immer weiter in ihn hinein, aber dann eben wieder aus ihm heraus, besser gesagt, *über ihn hinaus*. Erst in dieser letzten Phase, nachdem sich die Beschreibung zu einer Analyse verdichtet hat, entsteht Kritik. Diese Art der Kritik ist das Aufdecken der Beziehung zwischen dem Text als Teil und dem Ganzen der gesellschaftlichen Bedingungen, die sich in ihm verfestigen und durch ihn erkennbar werden. Sie unterscheidet sich von den früheren, "vorschnellen" Kritiken durch *Textimmanenz* und *Notwendigkeit*. Textimmanenz besagt, daß die Kritik aus dem Text selbst folgt, aus seiner Struktur, nicht aus des Forschers Meinung über ihn. Notwendig ist die Kritik, weil sie immanent ist, weil Texte immer Gesellschaftliches enthalten. Methodisch entsteht die Kritik durch Anwendung des Dialogprinzips, sozusagen ohne weiteres Zutun des Analysierenden, indem sich gesellschaftliche Beziehungen auf beständiges Nachfragen in den jeweiligen "Antworten" des Textes offenbaren. Wie dies geschieht, soll hier angedeutet werden.

⁶ "Verdinglichung" ist eine Weiterentwicklung der Marxschen "Entfremdung"; Lukács Begriff (1922) eignet sich sehr gut zur Analyse zeitgenössischer.

1. Die falsche Harmonie

Als Beschreibung der sozialen *Realität* können Kohls Reden nicht aufgefaßt werden. Sie sind Deutungen, moralisierendes Ermahnen, bei dem "Daten und Zahlen" "leicht vom Entscheidenden ablenken, von der Leistung und dem Fleiß der Bürger unseres Landes" (1986).

Kohls Vorstellungsbild einer Gemeinschaft freier Bürger, in der die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen harmonisch zusammenleben wie die Personen in einer Familie und in dem die Völker ebenso miteinander verbunden sind, könnte als Leitbild, als *Utopie* gelten, als erstrebenswertes Vorbild. Dann müßte die Utopie aber *alle* Menschen einschließen, *alle* gesellschaftlichen Gruppen, *alle* Völker, wie bei der Forderung nach Freiheit, Gleichheit und Solidarität und nach den Menschenrechten *generell* als revolutionärer Utopie. Kohls Sicht des Sozialen ist aber eingeschränkt, seine "Gemeinschaft" bezieht sich nur auf die fleißigen Bürger und deren unterstützungswürdige Abhängige, nicht aber auf die, welche "Gewalt im eigenen Land verbreiten" (1986), die den inneren Frieden bedrohen (1987), die "gewalttätige Demonstrationen" ausführen und "die politischen Gegner mit Haß" bekämpfen (1987). Sie bezieht sich auch nicht auf den "Generalsekretär Honecker", der spaltet und trennt (1987). Solidarität wird zwar für alle Deutschen gefordert, aber da diese sich in freie und unfreie ("hüben" und "drüben") teilen, muß es wohl verschiedene Arten der Solidarität und "Mitmenschlichkeit" geben. Der Aufbau von Gegenbildern zeigt, daß Kohls Diktum nicht als - erstrebenswerte - Utopie, sondern als *politische Forderung* zu verstehen ist; "Mitmenschlichkeit" beschränkt sich nur auf bestimmte Bevölkerungsteile: die Friedfertigen, bestimmte Gruppen von Hilfsbedürftigen (Opfer von Katastrophen, Arbeitslose, Einsame), das eigene Gemeinwesen, die Deutschen im Ausland, dazu die Verbündeten. Solidarität und Menschlichkeit dienen ihm nicht nur zur Vergemeinschaftung, sondern auch dazu, gegen andere abzugrenzen. Die Harmoniethese ist nur eingeschränkt und deswegen als generelle Maxime nicht gültig. Gleichwohl wird sie als allgemeinverbindlich ausgegeben.

2. Die Angabe falscher Gründe

Die Aufforderung zu arbeiten und zu spenden wird *moralisch* legitimiert. Mitmenschlichkeit, Solidarität, gute Nachbarschaft, Nächstenliebe, Vaterlandsliebe etc. fordern Aktivität, Zuwendung und die Bereitschaft zur Unterstützung anderer, vor allem (Arbeits-) Fleiß und -Leistung zur Sicherung von Frieden und Freiheit. Es ist richtig, daß Werte - oder Ideologien - mit sozialem Handeln in Beziehung stehen, wahrscheinlich in Wechselwirkung oder in dialektischer Verbindung, so daß Formen des gesellschaftlichen

Handelns, besonders der gesellschaftlichen Arbeit, Ideologien erzeugen und umgekehrt auch von ihnen beeinflusst werden. Falsch ist es aber, wenn *bestimmte* Maximen des gesellschaftlichen Handelns (der Arbeit), z.B. Fleiß, Friedfertigkeit, Unterstützung bestimmter Gruppen, nicht mit *bestimmten* Werten in *bestimmten* gesellschaftlichen Situationen in Verbindung gebracht werden, aus ihnen abgeleitet bzw. aus ihnen rekonstruiert werden, sondern sich *allgemein* in eine Aura des Positiven eingehüllt präsentieren, so daß fleißiges Arbeiten und Spenden, das *bestimmten* Gruppen zugute kommt, in schwindelhafter Weise als *allgemein* "gut" erscheinen.

3. Die falsche Zeit, die falsche Gesellschaft

Der Bundeskanzler versteht sich als Oberhaupt eines Gemeinwesens, dessen Muster die vorindustrielle Familie ist. Er sieht sich aufgefordert, zu ermutigen und zu ermahnen, zu fleißiger Arbeit anzuhalten und Streit zu schlichten. Er verkündet "Werte, die nicht zu kaufen sind, die wir aber alle brauchen" (1986). Wer diesen Werten folgt, ist zu fördern, Tunichtgute sind zu bestrafen. Wie im Inneren, so nach außen: Streit muß geschlichtet, nach Möglichkeit vermieden werden, indem Kohl mit anderen Oberhäuptern verhandelt. Die verlorenen Söhne müssen aber zu uns zurückkehren können.

Von einem ländlich-sittlichen Gemeinschaftsverständnis unterscheidet sich Kohls Gesellschaftsbild nur durch die *Größe* der Gemeinschaft: was früher überschaubar war in Familie, Nachbarschaft und Freundeskreis, als das Bäumeplanzen als Vorsorge für die Enkel noch genügte, ist jetzt groß geworden, eine große Volksgemeinschaft, eine große Völkergemeinschaft, mit großen Leistungen, aber auch großen Problemen, nach Kohls Reden aber mit denselben Strukturen und Verhältnissen. Daß die Anreize zur Arbeit in vorindustriellen Gesellschaften - familiärer wirtschaftlicher Gewinn und Gültigkeit moralischer Werte, auf Familie, Nachbarschaft und Freunde bezogen - auch in einer hoch industrialisierten, stark arbeitsteiligen und durchgreifend fragmentierten Gesellschaft berechtigt und wirksam sind, scheint der Sprecher anzunehmen, wie auch die "natürliche", also nicht hinterfragbare Basis dieser Werte - was auch erklären würde, warum ein Oberhaupt der Familie aufs Altenteil nicht ohne Not wechselt, Familienoberen sind dies lebenslang, wenn nicht eigene "Söhne" sie stürzen.

Das Gesellschaftsbild, das Bundeskanzler Kohl in seinen Neujahrsansprachen vermittelt, ist im Kern *konservativ* und *ideologisch*; es nutzt Vorstellungen von früheren, vorindustriellen Formen der Vergemeinschaftung, um den Bestand und die Beständigkeit der gegenwärtigen industriellen Arbeitsgesellschaft in der Bundesrepublik zu sichern. Daß dies in propagandi-

stischer Form geschieht, mit verdinglichter Sprache, in markenartikelmäßiger Gleichförmigkeit der Thesen, so daß die Ansprachen wirklich verwechselt werden können, ist der *moderne* Aspekt der Reden, deren "Verpackung", zur Förderung der "Verkaufbarkeit" der Ideologie.

Anhang

Die Zeilennummerierung wurde nachträglich eingefügt

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Nr.1, 1-2, Bonn, den 3. Januar 1989, Bulletin

Ansprache des Bundeskanzlers zum Jahreswechsel 1988/89 über Rundfunk und Fernsehen. Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl hielt zum Jahreswechsel 1988/89 über Rundfunk und Fernsehen am 31. Dezember 1988 folgende Ansprache:

1 Meine lieben Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Ich grüße Sie alle heute, am letzten Abend des Jahres 1988, sehr herzlich!

Die meisten werden in den nächsten Stunden den Jahreswechsel feiern - in der Familie und im Freundeskreis. An einem solchen Abend sollten wir aber auch an all die Menschen unter uns denken, die einsam sind - oder krank. Und ebenso an jene, die nicht mitfeiern können - weil sie für unsere Gemeinschaft Dienst tun. Ihnen gilt mein besonderer
5 Gruß!

10 Im Rückblick auf 1988 denken wir voll Mitgefühl und Anteilnahme an die zahlreichen Opfer von Unglücken und Katastrophen: im eigenen Land, bei den Nachbarn - oder auch in fernen Ländern. Dabei sollten wir uns bewußt machen:

15 Hinter den nüchternen Zahlen der Statistik verbergen sich erschütternde Einzelschicksale vieler Männer und Frauen - und nicht zuletzt Not und Leid von Kindern.

Meine Damen und Herren! Ich weiß, Sie empfinden genauso. Ihre große Hilfsbereitschaft nach dem Erdbeben in
20 Armenien beweist das. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Wir verwirklichen so das Bild vom Mitmenschen, der stets auch für andere da ist - und nicht nur für sich selbst lebt.

Vergleichen wir unsere Lebensverhältnisse mit der Situation in anderen Teilen der Welt, so haben wir allen Grund zur
25 Dankbarkeit. Wir dürfen ein Leben in Frieden, Freiheit und Wohlstand nicht als etwas Selbstverständliches betrachten. Der bevorstehende 50. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkriegs sollte uns daran erinnern.

Frieden, Freiheit und Wohlstand haben ihren Preis. Sie

30 müssen durch die gemeinsamen Anstrengungen von uns
allen täglich neu erworben und erhalten werden.

Sie erinnern sich bestimmt noch an die düsteren Prophezei-
ungen vor einem Jahr. Viele meinten, für die wirtschaftliche
Entwicklung im Jahre 1988 sei wenig Gutes zu erwarten.

35 Dieser Pessimismus wird durch die wirtschaftliche Lage am
Ende dieses Jahres eindeutig widerlegt:

- Mit rund dreieinhalb Prozent Wirtschaftswachstum haben
wir das bisher beste Ergebnis der achtziger Jahre
erreicht. Und vor allem: die Entwicklung bleibt weiterhin
40 aufwärtsgerichtet.

- Dank der anhaltend hohen Preisstabilität bedeuten Lohn-
und Rentenerhöhungen einen realen Zuwachs an Ein-
kommen für Sie alle.

- Und seit 1983 wurden 870 000 neue Arbeitsplätze zusätz-
45 lich geschaffen. Die Chancen stehen gut, daß es Ende
1989 über eine Million sein werden.

Ich weiß: Das kann uns nicht zufriedenstellen. Aber eine
gute Wirtschaftsentwicklung führt zu steigenden Beschäfti-
gungszahlen und damit zu einem langsamen Abbau der
50 Arbeitslosigkeit.

Bei allen Problemen dürfen wir nicht versäumen, unser Land
auf die großen Herausforderungen vorzubereiten, die in den
verbleibenden elf Jahren dieses Jahrhunderts noch auf uns
zukommen werden. Um es in einem Bild zu sagen: Wir
55 müssen *heute* die Bäume pflanzen, deren Früchte unsere
Kinder und Enkel ernten werden. Und zu dieser Verantwor-
tung für die nachwachsende Generation gehört selbst-
verständlich auch, daß wir mit dem uns anvertrauten Schatz
der Natur sorgsam umgehen.

60 Die großen Aufgaben unserer Zeit können wir gemeinsam
mit unseren Partnern in Europa bewältigen. Besonders eng
arbeiten wir dabei mit Frankreich zusammen. Hier bewährt
sich die Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern.

Bis Ende 1992 soll die Europäische Gemeinschaft für 320
65 Millionen Menschen zu einem großen Wirtschafts-
raum ohne Binnengrenzen werden. Der europäische Bin-
nenmarkt wird gerade auch der Bundesrepublik Deutsch-
land neue Chancen für Wachstum und Beschäftigung eröff-
nen - und so vor allem auch unseren Kindern eine gute
70 Zukunft sichern. Diese Chancen zu nutzen, verlangt von
uns die Bereitschaft umzudenken - neue Wege zu gehen, offe-
ner und flexibler zu werden.

Und genau dies ist der Sinn der großen Reformvorhaben:
Steuer- und Postreform, Gesundheits- und Rentenreform.

- 75 Wenn wir unseren Platz in Europa und in der Welt behaupten wollen - einen Spitzenplatz in Wissenschaft und Technik, in wirtschaftlicher Leistung und sozialer Sicherheit -, dann müssen wir *jetzt* handeln.
- 80 Die Zeit drängt. Die Konkurrenz - vor allem in Nordamerika und in Ostasien - fordert uns heraus. 1988 hat sich etwas Entscheidendes verändert: Das alte Europa entwickelt neue Lebenskraft und geistige Dynamik.
- 85 Wir in der Bundesrepublik Deutschland haben dazu einen international anerkannten Beitrag geleistet. Ich bin zuversichtlich, daß unser Lebenswille uns weiter voranbringt. Wir müssen diese positiven Möglichkeiten sehen. Pessimismus trübt den Blick, lähmt Kräfte und raubt Lebensfreude. Selbstzufriedenheit, Satttheit und Bequemlichkeit wären Verrat an den künftigen Generationen.
- 90 Ich betrachte es als eine meiner wichtigsten Aufgaben als Bundeskanzler, unser Land auf die Zukunft vorzubereiten. Die Fortschritte im Ost-West-Verhältnis zeigen, daß vieles in Bewegung geraten ist. Für die weitere Entwicklung gibt es Anzeichen, die wir mit Hoffnung betrachten können.
- 95 Die vereinbarte Beseitigung aller amerikanischen und sowjetischen Mittelstreckenraketen hat begonnen. Wir alle konnten den Abbau dieser Waffen am Fernsehen verfolgen. So wird der erste wirkliche Abrüstungsvertrag der Geschichte in die Tat umgesetzt.
- 100 Ich möchte dem amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan danken: Mit seiner Standfestigkeit und Verhandlungsbereitschaft hat er die entscheidenden Voraussetzungen für diesen Erfolg geschaffen. Diese Politik entsprach nicht nur meinen Vorstellungen, sondern ich habe sie auch
- 105 gefördert und unterstützt.
- Ich bin sicher, sein Nachfolger George Bush wird den Weg in eine Welt mit weniger Waffen weitergehen.
- Auch Generalsekretär Gorbatschow hat seinen Anteil an dieser erfreulichen Entwicklung. Bei meinem Besuch in
- 110 Moskau haben wir gemeinsam ein neues Kapitel im Buch der deutsch-sowjetischen Beziehungen begonnen. Und wir haben eine engere Zusammenarbeit auf wichtigen Gebieten vereinbart.
- 115 Frieden ist nie allein das Ergebnis von Abrüstung und Rüstungskontrolle. Im Mittelpunkt des West-Ost-Dialogs stehen daher weiterhin auch die Menschenrechte: die Freiheit der Person und das Recht der Völker auf Selbstbestimmung.
- Zur Freiheit gehört auch das Recht von Minderheiten auf

- 120 Achtung ihrer kulturellen Identität - und nicht zuletzt das
Recht unserer Landsleute in der Sowjetunion, in Mittel-, Ost-
und Südosteuropa, zu uns auszureisen. Wir sollten diese
Landsleute mit offenen Herzen bei uns willkommen heißen.
125 Weil sie Deutsche sind, haben sie oft Schlimmes mitmachen
müssen. Sie standen besonders in den vergangenen Jahr-
zehnten nicht auf der Sonnenseite des Lebens.

- 1989 feiern wir den 40. Geburtstag der Bundesrepublik
Deutschland. Waren es nicht 40 gute Jahre in der
Geschichte unseres Vaterlandes - auch wenn der Schatten
130 der Teilung über unserem Land liegt? Doch die Teilung hat
das Gefühl für die Zusammengehörigkeit aller Deutschen
nicht mindern können. Einigkeit und Recht und Freiheit für
das deutsche Vaterland - dies ist und bleibt der Wunsch,
ja die Sehnsucht der meisten Menschen hüten und
135 drüben.

Ich grüße Sie alle hier in der Bundesrepublik Deutschland,
ich grüße unsere Landsleute in der DDR und überall in der
Welt.

Ich wünsche uns allen ein gesegnetes Jahr 1989.

Ein Heide-Heimatgedicht

Wenn Lerchen über der Heide singen

Wenn Lerchen über der Heide singen,
in wechselnden Flügen mal auf mal nieder.
Gesänge die ohnegleichen erklingen,
herrlich schön und im Rhythmus immer wieder.

Nur dort wo sonst Stille ist, können Lerchen singen,
wo behütet von uns Menschen unsere heilige Natur.
Mögen die Gesänge der Lerchen immer wieder erklingen,
so herrlich schön wie über Heide und Flur.

Harald Hehn
Heide-Heimatsdichter
3111 Eimke 1¹

Bei schlichter, trivialer oder Gebrauchsliteratur ist die Gefahr, daß sich die Forschungsperson von ihr intellektuell distanziert, besonders groß. Dies behindert den Zugang zum Gegenstand. Wie bei anderen Texten ist es dem Analysierenden anzuraten, zunächst sein "kritisches" Urteil über einen solchen Text zurückzustellen, um herauszufinden, nach welchen Regeln er aufgebaut ist, also auch hier die heuristischen Verfahren zur Textanalyse einzusetzen.

Methodologisch ist die Forderung, jeden Text ernst zu nehmen, durch die erste Regel qualitativ-heuristischer Sozialforschung begründet, die den Forscher auffordert, nicht auf seinen Vorverständnissen zu beharren (soweit sie ihm bekannt sind), sondern sich auf den Text einzulassen. Dadurch wird das heuristische Verfahren im eigentlichen Sinne kritisch, es geht über von einer Kritik nach allgemeinen, dem Gegenstand äußerlichen Kriterien in endogene Kritik: der Gegenstand wird sich selbst kritisieren.

I. Fragen zur Form

Man kann mit Fragen beginnen, von denen man annimmt, daß sie der Text leicht beantwortet. Um zu prüfen, wie er reagiert, wird man spielerisch

¹ Postkartentext "Grüße aus der Lüneburger Heide" zusammen mit zwei Heidefotos, Verlag Schöning und Schmidt, Lübeck, Bestell-Nr. Lühei 230. Textanalyse 1989 anlässlich eines Krankenhausaufenthaltes ebendort.

verschiedene Formulierungen ausprobieren und dann entscheiden, wo die Analyse ansetzen soll. Der vorliegende Text ist als Gedicht oder Dichtung ausgewiesen ("Heide-Heimatlidhter"), deswegen kann zunächst seine *Form* untersucht werden. *Beobachtungen* des Textes bieten sich an, solange genaue Kenntnis fehlt, wo experimentelle Eingriffe anzusetzen wären.

Frage: Wie ist der formale Aufbau? *Antwort und Analyse:* Der Text ist dreigeteilt: er hat eine Überschrift und endet mit dem Namen des Autors, merkwürdigerweise ergänzt durch eine Dichter-Gattung in der Art einer Berufsbezeichnung mit Ort und Postleitzahl.

Das Gedicht selbst besteht aus zwei Strophen mit Endreimen nach dem Schema a-b, a-b; c-d, c-d. Im einzelnen:

- a singen
- b nieder
- a erklingen
- b wieder

- c singen
- d Natur
- c erklingen
- d Flur

Die Endreime a und c sind identisch, tatsächlich folgen: a-b, a-b; a-d, a-d. Warum sind die Reime singen-erklingen verdoppelt? Aus dem Inhalt ist das nicht abzuleiten, denn der schreitet fort, während der Reim auf der Stelle bleibt. Ein historisches Vorbild ist so schnell auch nicht zur Hand. Die Frage stellen wir erst einmal zurück.

Welche anderen formalen Besonderheiten gibt es? Die Zeilen haben etwa gleiche Länge, sodaß, außer durch die Reime, der Eindruck eines Gedichtes entsteht. Wie sind die entsprechenden Zeilen sonst noch miteinander verbunden? Untereinander geschrieben, lesen sich so:

Wenn Lerchen über der Heide singen
Nur dort wo sonst Stille ist, können Lerchen singen

und

Gesänge die ohnegleichen erklingen
Mögen die Gesänge der Lerchen immer wieder erklingen

Dies ist ein Experiment, weil wir Textteile auf eine andere Weise als im Original zusammenstellen (Kombination). Das Ergebnis: die durch die Reime zusammengehörigen Verse haben *formal* keine Ähnlichkeit miteinander, we-

der in der Wort- oder Silbenzahl, noch der Rhythmik, der Vokaltönung usw., wenn wir nicht eine Gemeinsamkeit darin sehen wollen, daß sie alle umgestaltet und holprig wirken. Formal passen weder die beiden "singen", noch die beiden "erklingen"-Zeilen zusammen, auch nicht über Kreuz oder sonst auf eine andere erkennbare Weise. Man kann sie in beliebiger Reihenfolge lesen ohne formale Differenzierung zu bemerken. So nehmen wir, zu Gunsten des Textes, an, daß eine strenge Binnenform nicht beabsichtigt war. Es bleibt die Frage nach der Reim-Wiederholung.

Frage: Was bedeuten die Wiederholungen? *Antwort und Analyse:* Es ist nützlich, die Frage weit zu fassen und *alle* Wiederholungen oder Ähnlichkeiten in die Betrachtung einzubeziehen. Sie sind zahlreich:

- Überschrift und Anfangszeile sind identisch.
- "In wechselnden Flügen" entspricht "mal auf mal nieder".
- Gesänge sind "ohne gleichen", das ist ähnlich "herrlich schön".
- "herrlich schön" kommt zweimal vor.
- Gesänge "erklingen" ebenfalls doppelt.
- "Im Rhythmus" entspricht "immer wieder".
- "immer wieder" wird wiederholt.
- Die Endreime "singen"/"erklingen" sind gedoppelt, wie schon angemerkt.
- Die zugehörigen Zeilen sagen jeweils (fast) gleiches (siehe oben).

Obgleich der Text kurz ist, erweist er sich als hoch redundant. Redundanz darf aber nicht kurzerhand als negativ bewertet werden: wer soll Kriterien aufstellen und begründen, welche oder gar wieviele Wiederholungen von Begriffen oder Wörtern "erlaubt" sind? Am *Text selbst* muß geprüft werden, was die Wiederholungen bedeuten. Um das beurteilen zu können, fassen wir das Thema weiter:

Frage: Wie ist das Verhältnis des Autors zur Sprache? Dazu betrachten wir den Aufbau der vier Sätze, aus denen das Gedicht besteht. *Antwort und Analyse:* Der Text weicht mehrfach von der "normalen" Schriftsprache und ihrer Grammatik ab:

Satz 1

Wenn Lerchen über der Heide singen,
in wechselnden Flügen mal auf mal nieder.

Besonderheiten

- Auf "Wenn" müßte "dann" folgen.
- Die "wechselnden Flüge" sind unpräzise formuliert, "wechselnd" kann sich auf verschiedene fliegende Lerchen beziehen oder auf verschiedene Flugrichtungen derselben Lerche, was wohl gemeint ist ("mal auf mal nieder").
- "mal auf mal nieder" ist banal, denn wenn eine Lerche "auf" fliegt, fliegt sie auch wieder "nieder". Wenn aber gemeint ist, sie singe beim Steigen oder Fallen, dann ist das falsch, denn sie singt nur im Steigflug.

Satz 2

Gesänge die ohnegleichen erklingen,
herrlich schön und im Rhythmus immer wieder.

Besonderheiten:

- Der Hauptsatz hat kein Verb. Es müßte heißen: "Gesänge erklingen" oder "Gesänge sind".
- "Rhythmus" und "immer wieder" sind pleonastisch.

Satz 3

Nur dort, wo sonst Stille ist, können Lerchen singen,
wo behütet von uns Menschen unsere heilige Natur.

Besonderheiten:

- "sonst" ist überflüssig, weil Vogelgesang mit Stille einhergehen kann. Ausreichend wäre: "Nur dort, wo Stille ist".
- "wo behütet von uns Menschen unsere heilige Natur": merkwürdige Abfolge der Satzteile.
- "unsere heilige Natur" kann sich auf Natur von "uns Menschen" beziehen oder auf "die" Natur; ist unpräzise ausgedrückt.

Satz 4

Mögen die Gesänge der Lerchen immer wieder erklingen,
so herrlich schön wie über Heide und Flur.

Besonderheiten:

- Unklar ist, ob die Gesänge der Lerchen *so ... wie* über Heide und Flur erklingen mögen, also anderswo oder, nach Satz 3, *nur* dort, wo sonst Stille ist.

Ergebnis: Der Text weicht vielfach von "normaler" Sprachlogik und der Schriftsprachengrammatik ab. Die Besonderheiten sind ebenfalls daraufhin zu prüfen, welchen Beitrag sie zur Textstruktur leisten; sie dürfen nicht, beckmesserisch, als jeweils mehr oder weniger "gut" klassifiziert werden: der Forscher soll beobachten, aber den Text nicht korrigieren; er weiß es nicht besser als der Autor.

Frage: Bleibt der Text hinter seinen Möglichkeiten zurück? **Antwort und Analyse:** Es stehen zwei Beobachtungsergebnisse zur Verfügung: die Häufung der Wiederholungen und die Häufung der sprachlichen Merkwürdigkeiten. Fragen wir nach Gemeinsamkeiten von beidem, dann spitzt sich die Frage zu auf das Verhältnis der Abweichungen zu seinem gesamten Text und dessen Beziehung zur zeitgenössischen Sprache: geht der Autor über die Sprachform hinaus, indem er sie neu faßt, ihr eine eigene Gesetzlichkeit gibt oder erreicht er sie nicht? Sprache ist gesellschaftlich, also historisch, Texte müssen also bei der Analyse auf die Zeit bezogen werden, in der sie entstanden sind.

Wird die Frage so gefaßt, dann muß der Text des Heide-Heimatdichters als *formal schwach* angesehen werden. Der Autor bleibt hinter der Norm der Sprache zurück, mehr noch, *hinter ihren Möglichkeiten*.

Diese Diagnose muß geprüft werden. Dazu sollte man jede einzelne der Wiederholungen und sprachlichen Besonderheiten daraufhin befragen, ob sie neu, originell, einfallsreich ist, ob sie das Ganze in einen besonderen Zusammenhang stellt, d.h. ob sie "Sinn" hat. Man wird finden, daß der Autor Schwierigkeiten hat, mit der Sprache umzugehen, zumal mit gebundener Sprache, daß es ihm an sprachlicher Präzision fehlt und daß die Wiederholungen aus Not verwendet sind, als Füllungen, nicht aus Absicht.

Die Frage ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil sich die Qualität des Textes an der *Form* entscheidet, nicht an den Inhalten. Die hier zusammengestellten Beobachtungen reichen aus zur Begründung der These, daß wir es mit einer besonderen künstlerischen Leistung *nicht* zu tun haben, sondern mit *Gebrauchsliteratur*, mit einer Mitteilung, die nur mit einigen Schwierigkeiten formuliert werden kann². Ihrem Inhalt wenden wir uns jetzt zu.

II. Fragen zum Inhalt

Das Thema des Textes ist die Beschreibung von Lerchengesang über der Heide (Überschrift, 1. Zeile) durch den Heide-Heimatsdichter (Unterschrift). Eine Frage nach Begriffen gliedert den Text in zwei Bereiche. Auch hier nutzen wir die Methode der *Beobachtung*.

Frage: Welche Begriffe gehören wie zusammen? *Antwort und Analyse:* Wir können die Begriffe (Substantive) gruppieren, wenn wir die Zusammenhänge berücksichtigen, in denen wir sie vorfinden (Häufigkeiten in Klammern). Die beiden Bereiche sind:

"Natur"

Lerchen (4), Heide (3), Gesänge (2),
Flüge, Rhythmus, Stille, Natur, Flur

"wir Menschen"

Menschen
Harald Hehn, Heide-Heimatsdichter,
3111 Eimke 1

² Eine Bewertung der Qualität von Literatur - wie von Kunst im allgemeinen - sollte nur nach gründlicher Erforschung ihrer Form vorgenommen werden; das schließt die Erarbeitung der jeweiligen Zeitbezüge ein. Subjektive Überzeugung, gegründet auf den eigenen Geschmack, ist in keinem Falle ausreichend, wie offensichtlich auch immer sich das Werturteil anbieten mag. Der historisch Interessierte wird viele Beispiele finden für Fehlurteile, die erst nach langer Zeit, in der die Kenntnis der jeweiligen Werke wuchs, zu verändern waren. Auch für den, der sich in seinem ersten Urteil durch eine Analyse bestätigt sieht, gibt es keinen anderen (wissenschaftlichen) Weg, als die Begründung eines Urteils durch Forschung, weil sie die Möglichkeit seiner Korrektur einschließt, also, methodologisch gesprochen, die Akzeptanz eines Vor-Urteils als vorläufig.

Der "Natur"-Bereich wird so charakterisiert: Lerchen singen über Heide und Flur, fliegen auf und nieder, singen ohnegleichen, herrlich schön, im Rhythmus, die Natur ist heilig, still.

"Wir Menschen" erlauben es den Lerchen zu singen, wenn wir die Natur behüten, wir hoffen, daß deren Gesänge immer wieder erklingen. Der Heide-Heimatsdichter fordert uns dazu auf.

Frage: Wie ist das Verhältnis von Mensch und Natur? *Antwort und Analyse:* Durch Beobachtung glauben wir ein Strukturmerkmal gefunden zu haben, nämlich die Gegenüberstellung von "Natur" und "wir Menschen". Wir können jetzt ein *Experiment* anlegen, um das Verhältnis der beiden Teile zu erforschen: Hinzufügung der Gegenbegriffe oder Adjektion der Negation. Dazu schreiben wir die Begriffe auf und setzen die jeweils "fehlenden" als Umkehrung ein (*kursiv*). Es empfiehlt sich, die Begriffe durch wichtige Textzitate zu erweitern, also über den Inhalt der früheren Tabelle hinauszugehen. Die Aussagen können in drei Bereiche gegliedert werden (A-C).

	"Natur"	"wir Menschen"
A	Lerchen, Heide, Flur Gesänge, Flügel, Rhythmus herrlich, schön, ohnegleichen Stille heilig	<i>keine Lerchen, Heide, Flur keine Gesänge, Flügel, Rhythmus nicht herrlich, schön, nichts besonderes laut, Lärm profan</i>
B	nur wo sonst Stille ist nur wo behütet (wird)	<i>wo keine Stille ist wo nicht behütet (wird)</i>
C	<i>Gesänge erklingen nicht immer wieder</i>	mögen die Gesänge immer wieder erklingen Harald Hehn Heide-Heimatsdichter 3111 Eimke 1

Es zeigt sich:

1. Nur "Natur" wird im Text beschrieben, insofern sind Aussagen über "wir Menschen" spekulativ. Wenn man aber "Trennung" zugrunde legt, dann ist die wahrscheinlichste Differenz das Nicht-Vorhandensein der Naturmerkmale im Menschenbereich, deren Negation. Dies ist sicher der Fall für "Lerchen,

Heide, Flüge, Gesang, Stille", trifft aber wohl auch auf die Bewertungen zu: "herrlich schön", "ohnegleichen", "heilig", so daß für den Menschenbereich angenommen werden darf: "nicht schön, profan" (Abschnitt A).

2. "Natur" ist "nur" unter den Voraussetzungen von Stille und Obhut in dieser Form existent. Die Umkehrung unterstellt wieder das Gegenteil für den Bereich "Menschen" (Abschnitt B).

3. Das Verhältnis zwischen "Natur" und "Menschen" ist durch *Schutzbedürftigkeit* der "Natur" ("behütet") bestimmt bzw. durch den *Wunsch nach Erhaltung* der Natur ("Mögen ... immer wieder"). Hierfür steht "Harald Hehn, Heide--Heimatlidder" mit Adresse (Abschnitt C).

Die drei Teilanalysen zusammengefaßt: "Natur" und "Menschen" werden als *getrennt* voneinander gesehen und können - wahrscheinlich - auch als *Gegensätze* aufgefaßt werden. "Natur" ist herrlich schön und heilig, aber *schutzbedürftig*.

Frage: Welches Weltbild beschreibt das Gedicht? *Antwort und Analyse:* Die Frage zielt auf den Zusammenhang der bisher erkannten inhaltlichen Aspekte. Die Welt ist geteilt in einen herrlichen, schönen, verehrenden Bereich ("heiligen") Bereich, dargestellt durch Heide und singende Lerchen und einen ("wir Menschen"), der ihn bedrohen kann oder schon bedroht. Wendet er sich gegen "Heide", dann wohl auch gegen "Heimat", mit der die Heide in der Selbstbezeichnung des Dichters verbunden ist. Der Dichter, der sich mit Heide und Heimat identifiziert (und gemäß Adresse auch dort wohnt), wünscht, daß die Heide-Heimat-Natur erhalten bleibe und appelliert in diesem Sinne an "uns Menschen".

III. Das konservative Naturbild

Der Text vermittelt *konservatives* Gedankengut im ursprünglichen Sinne: der Wunsch nach Erhaltung des bedrohten Wertvollen. Das Bild wird jedoch spezifisch durch mehrere Merkmale: (1) die Trennung von "Natur" und "Mensch" (die auch bestehen bliebe, begäbe sich der Mensch als Wanderer oder Beobachter in die Natur), (2) die Aussonderung von "Natur" durch Idealisierung ("Lerchen über der Heide"), (3) die Pauschalierung der Gesellschaft durch ihre Reduktion auf die Gattung ("wir Menschen"), (4) die Werthierarchie, die in der Hochschätzung der - idealisierten - Natur liegt ("heilig") gegenüber einer profanen Menschenwelt, (5) die Macht-Hierarchie, die sich in der potentiellen Bedrohung der Natur durch den Menschen zeigt, (6) den Vorbildcharakter des Autors als einer Art Dichter-Priester der Natur.

Dieser reduktive, auf Bewunderung und Anbetung des Natürlichen und Schönen gerichtete Konservativismus enthält nur latent jene Aggressivität, die den voll entwickelten - oder voll dargestellten - Konservativismus zusätzlich kennzeichnet: nämlich die Militanz der Verteidigung des Friedens, der Schönheit, der Heimat, des "Herrlichen" etc. gegen angebbare Störer der Harmonie.

Konservativismus hat viele Spielarten und man muß die besondere Form herausarbeiten, die jeweils in Erscheinung tritt - hier auf einer Ansichts-Postkarte mit "Grüßen aus der Lüneburger Heide". Daß die Form schlecht, die Gestaltungskraft schwach, die Postkartenproduktion kitschig ist, macht sie nicht harmlos.

Rainer Maria Rilke: Der Grabspruch¹

Rilke hat in seinem Testament vom 27. Oktober 1925 diese Verszeilen für sein Grab bestimmt; sie stehen auf seinem Grabstein in Raron im Kanton Wallis:

Rose, o reiner Widerspruch, Lust,
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel
Lidern.²

Was bedeutet das? Kaum ein anderer Text der neueren deutschsprachigen Literatur ist so häufig interpretiert worden wie dieser.³ Er ist nicht nur ein Monument des Gedenkens an Rilke, sondern auch ein Prüfstein der Literaturkritik geworden: wie entschlüsselt man schwierige Texte?

Sie sind eine besondere Herausforderung an heuristische Methoden, die auf Gegenstände *aller* Art anwendbar sind - auch auf alle Art von Texten.

¹ Geschrieben 1984, überarbeitet 1993.

² Das manchmal ungenau, u.a. als Zweizeiler zitierte Gedicht nach Zinn (Hg.) 1982² Werke, II,1, 185; so auch auf dem Grabstein. Reproduktion der letzten Seite des "Testaments" in der Handschrift Rilkes in der Monographie über den Grabspruch von Joachim Wolff (1983, 18). Dort auch der Entwurf (21):

Rose, oh reiner Widerspruch: Lust,
niemandes Schlaf zu sein unter soviel
Lidern.

Die wenige Tage später zu datierende Version des Testaments ersetzt den Doppelpunkt in der ersten Zeile durch ein Komma und schreibt Niemandes groß. Bei v.Salis (1975, 255) ist der Letzte Wille ganz abgedruckt. Das zweite Wort ist nach der Handschrift "oh"; wir verkürzen zum moderneren "o". Rilke schrieb meist "oh" und ließ "o" drucken. Fülleborn (1973², Anm. 106) findet keine erkennbare Bedeutung der unterschiedlichen Schreibweisen.

³ Die Interpretationsversuche beginnen kurz nach Rilkes Tod, die erste gedruckte Deutung stammt von 1927 (Wolff 1983, 27). 10 Jahre später bespricht Dieter Bassermann fünf unterschiedliche Sinnzuschreibungen (1937, zitiert nach 1947, 9). 1956 schreibt Günter Meier-Heinichen: "kaum ein Gedicht der Weltliteratur (müßte) besser erklärt sein als Rilkes Grabspruch" (88). Joachim Wolff erklärt: "Der Grabspruch Rilkes hat auf seine Leser seit jeher eine solche Faszination ausgeübt, daß sich sagen läßt, dieses dunkle Gedicht sei von allen, die Rilke je geschrieben hat, das berühmteste geworden." (1983, 11). Wolff zitiert 22 Interpretationen. Sein Literaturverzeichnis enthält Hinweise auf 50 Abhandlungen zum Grabspruch, einschließlich einer japanischen.

Alle textanalytischen Methoden täten gut daran, sich an ihnen zu mesen. Gelingt es ihnen, schwierige Texte zu analysieren, oder, vorsichtiger ausgedrückt, sich ihnen auf eine wissenschaftlich akzeptable Art zu nähern, dann wird man die Verfahren auch bei einfacheren Vorlagen für nützlich halten; versagt eine Methode hier, sind generelle Zweifel angebracht. Dies ist der Grund, weshalb ich das heuristische Analyseverfahren an Rilkes Grabspruch erprobe, nicht der Versuch, mit der literaturwissenschaftlichen Forschung in Wettbewerb zu treten⁴.

Die *heuristische* Analyse der Grabschrift beginnt mit (qualitativen) Experimenten und Beobachtungen zu ihrem Inhalt (Teil I). Es folgen Experimente zu ihrer Form (Teil II). Teil III versucht eine Gesamtsicht.

I. Die Bedeutung des Grabspruchs

1. Einige Experimente

Erstes Experiment. Wie teilt sich, bei inhaltlicher Betrachtung, der Text? Wir entdecken die Gliederung, indem wir ihn Wort für Wort lesen, bis wir den Eindruck haben, an einer Grenze zu sein, die eine neue Sequenz markiert. Er gliedert sich, relativ problemlos, in 4 Teile ("Segmentation"):

- (a) Rose,
- (b) o reiner Widerspruch,
- (c) Lust, Niemandes Schlaf zu sein
- (d) unter soviel Lidern.

Der Text scheint klar aufgebaut, "gestaltet" zu sein.

Zweites Experiment. Wie gehören die Teile zusammen? Sie beziehen sich aufeinander: der "Widerspruch" auf die "Rose", die "Lider" auf den "Schlaf". Deswegen können wir zusammenfassen ("Kombination"):

- (a,b) Rose, o reiner Widerspruch,
- (c,d) Lust, Niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern.

Der Sinn des Spruchs bleibt verborgen. Vielfaches Lesen des ganzen Textes wie auch der Teile bringt nicht weiter, auch unsere Assoziationen zum Text

⁴ Über ihren Entwicklungsstand informiert Wolff (1983). Auf Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen literaturwissenschaftlicher Methodik und Ergebnissen und heuristischer Forschung gehe ich nicht ein.

sind nicht sehr nützlich. Wir wissen wohl, was eine ("die"?) "Rose" ist, kennen eine oder mehrere ihrer "Bedeutungen", auch "Widerspruch" und "Schlaf" sind uns nicht unbekannt. Nur passen die Begriffe, so wie wir sie normalerweise verstehen, in diesem Text nicht zusammen.

Einiges "verstehen" wir aber schon. Der Eindruck des Bekannten ergibt sich, außer aus der Verwendung von scheinbar bekannten Begriffen, aus der grammatikalischen Struktur. Der Text ist konsistent, deswegen konnten wir ihn in den Experimenten 1 und 2 sinnvoll teilen und die Teile zusammenfügen. Sprachliche Zusammenhänge des Textes suchen wir weiter zu erforschen.

Drittes Experiment. Im Abschnitt (a,b) des zweiten Experiments stehen 2 Begriffe: "Rose" und "Widerspruch", durch die Interjektion "o" miteinander verbunden. Wie ist ihr Verhältnis zueinander? Ein Experiment *ersetzt* das "o" durch Wörter, die eine Beziehung zwischen den beiden Substantive auf "passende" Weise ausdrückt ("Substitution", hier *kursiv*). Beispielsweise:

Rose ist (*hat? bewirkt? erhält? heißt?*) reiner/(n) Widerspruch

Nehmen wir "ist" als "passend", erscheinen die Substantive als *gleich*, als Synonyme. Jedoch legen die Verben in der Klammer eine *einseitige* Beziehung nahe. Dies prüfen wir, indem wir die Begriffe austauschen.

Viertes Experiment (wieder "Substitution"). Wir erhalten:

Reiner Widerspruch ist (*hat? bewirkt? erhält? heißt?*) Rose

Dies könnte auch dahingehen, immer unterstellt, die "eigentlichen" Bedeutungen der Begriffe blieben nicht dunkel. Wir bemerken aber, daß die beiden Versionen *Verschiedenes* ausdrücken, deswegen sind die Begriffe *nicht identisch*. Die *Gemeinsamkeit* ihrer Beziehung in beiden Versionen ist die gerichtete, einseitige Abhängigkeit. Anders gesagt: der *erste* Begriff wird durch den *zweiten* spezifiziert oder *erläutert*. Im Original wird "Rose" erläutert oder erklärt als "Widerspruch". Diese Beziehung ist klar, auch wenn wir die eigentliche Bedeutung der Begriffe nicht verstehen. Sie ist unabhängig von deren Inhalt und auch an anderen Stellen mit dem Ausruf "o" zu finden, etwa bei "Engel! o nimms ...", "Wo, o wo ist der Ort ...", "Plätze, o Platz in Paris ...", alle aus der fünften Elegie⁵ oder im ersten Vers der "Sonette an Orpheus":

⁵ Fundstelle und Datierung aller zitierten Rilke-Texte im Literaturverzeichnis am Ende dieses Kapitels.

die jeweils späteren Ausdrücke erläutern den ersten:

Da stieg ein Baum. O reine Übersteigung!
O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr!

Gleiches erkennen wir in der Zeile (c,d) im zweiten Experiment: "Lust" wird *erläutert* durch den Folgeausdruck "Niemandes Schlaf zu sein etc.", was immer er bedeuten mag.

Wie steht nun der erste zum zweiten "Teil" der gesamten Schrift, also (a,b) zu (c,d) im zweiten Experiment? Analog zum Bisherigen vermuten wir Erläuterung, Erklärung, Explikation von (a,b) durch (c,d).

Ergebnis: Wir nehmen - mit guten Gründen - an, daß die Aussage (a,b) durch die Aussage (c,d) *erläutert* wird. Da aber in (a,b) der Teil (b) "Widerspruch" die *Erläuterung* des Teiles (a) "Rose" ist, können wir auch sagen, daß der Ausdruck (c,d) sich speziell auf "Rose" (a) bezieht, nicht nur auf den gesamten Ausdruck (a,b). Die Formulierung "Lust, Niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern" ist also die Erläuterung von "Rose", *nicht* die Erläuterung (der Erläuterung) "Widerspruch"⁶.

Fünftes Experiment. Es soll zeigen, was wir - allein durch die Kenntnis der formalen Zusammenhänge - über den Inhalt der Begriffe erfahren können, damit sich verdeutliche, was, nach Gertrud Höhler, "rätselhaft" ist (1979, 192), nach Joachim Wolff, das "Offene" und "Geheimnisvolle" (1983, 169, 182), die "geheimnisvolle Undeutbarkeit" (177) oder, nach Dieter Bassermann, "... in orphischer Verhülltheit als offenes Geheimnis seinen Sinn gleichermaßen darstellt und verschweigt." (1947, 10).

Dazu fragen wir: *Welches ist der (reine) Widerspruch zur Rose? Oder: Was wird durch den Widerspruch der Rose negiert?* Die Aufgabe besteht darin, daß wir die Aussagen über die Rose (Zeile c,d des zweiten Experiments) mit der Aussage über sie aus Zeile a,b nämlich "reiner Widerspruch" zu sein, *kombinieren* und die dann entstehenden Leerstellen durch sinnvolle Verwendung des schon Bekannten *ausfüllen* ("Adjektion", ähnlich wie bei der Ergänzung von Begriffen in einem Kreuzworträtsel). Dies geschieht am besten in einer Tabelle. Links und senkrecht schreiben wir "Rose" und ihre Eigen-

⁶ Diesen Zusammenhang zu erkennen, ist *forschungsökonomisch* wichtig, weil er Umwege und Verirrungen erspart. Falls wir Teil (c,d) auf "Widerspruch" und nicht auf "Rose" beziehen, ist zu fragen, wieso der Widerspruch eine "Lust (ist), Niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern" oder worin in Teil (c,d) der Widerspruch liegt. Bei einem auf Anhieb so wenig verständlichen Text führt das zu unnötigen Spekulationen.

schaften auf, rechts ihren "reinen Widerspruch", nach unserem Alltagsverständnis das jeweilige Gegenteil. Die Begriffe aus dem Spruch schreiben wir in normaler Schrift, die Gegenteile *kursiv*. Unsicherheiten nehmen wir in Kauf. Wir sehen die eigenen Formulierungen als vorläufig an, die später, wenn nötig, zu korrigieren sind. Auch können wir verschiedene Lösungen ausprobieren. Haben wir mehrere Begriffe zur Wahl, nehmen wir solche aus dem Werk. Es ergibt sich:

Rose	reiner Widerspruch
Lust	<i>Unlust, Leid</i>
Niemandes	<i>ein jeder, Jemand</i>
Schlaf	<i>Wachen, Bewußtsein (?) Handeln (?)</i>
unter soviel Lidern	<i>Lider offen</i>
(zu sein)	(zu sein)
<hr/>	
"Nicht-Welt"	"Welt"

Erläuterung: Bei der "Herstellung" von Gegensätzen sind die bloßen Umkehrungen (un-, nicht, kein) "sicher", aber weniger informativ als die *positiven* Negationen, die aber unsicherer sind. Beispielsweise können "Schlaf" in "Nicht-Schlaf", "unter soviel Lidern" in "nicht unter soviel Lidern" umgedreht werden, was "richtig" ist, aber ohne großen Erkenntnisgewinn bleibt. Der stellt sich erst ein, wenn wir *positive* Begriffe zu formulieren suchen.- "Zu sein" kann nicht umgedreht werden, weil sonst der "reine Widerspruch" selbst verneint würde, was nicht in Zeile (a,b) steht.

Ergebnis. Rose ist der (reine) Widerspruch zur Unlust des Wachens, der Bewußtheit, des Handelns eines jeden; das haben wir "Welt" genannt. Die Rose ist dagegen Lust, Schlaf von niemandem; in der Umkehrung nennen wir sie vorläufig "Nicht-Welt". "Unter soviel Lidern" paßt zu "Schlaf", deswegen die "offenen Lider" zum Wachen.

Die Struktur des Textes erscheint in Umrissen. Unklar bleibt zweierlei: die "eigentliche" *Bedeutung der Begriffe* und das *Verhältnis* der beiden Seiten zueinander, von "Rose" und "Widerspruch", bzw. "Welt" und "Nicht-Welt".

2. Anmerkungen zur Suchstrategie

Wir beschäftigen uns mit den unklaren Begriffen, besonders mit "Rose", "Schlaf", "Widerspruch"; auch "Reinheit" und "soviel Lider" sollten aufgeklärt werden.

Wenn wir im Alltag etwas nicht verstehen, *fragen* wir nach und es kann sein, daß die Unsicherheit verschwindet, wenn uns die Sache "erklärt" wird. Wir erfahren dann *Zusammenhänge*, die uns vorher unbekannt waren. Entsprechend *befragen* wir einen Text in der Hoffnung, von ihm aufgeklärt zu werden. Wenn er aber "keine Antwort" gibt, nicht nur nicht, weil die Frage falsch gestellt war, sondern weil er eine Antwort nicht enthält, weil er zu kurz ist wie der Grabspruch - wo sollen wir dann nach einer Antwort suchen? Die Empfehlung ist: "in der Nähe" des Textes, in seinem engeren Umfeld. Was aber "nahe" ist, wird *strukturell* bestimmt. Wir suchen also dort, wo wir *strukturelle Zusammenhänge* mit dem Text vermuten.

Suchbereiche gibt es viele: den Dichter, seine Erziehung, seine soziale Stellung, seinen Charakter, seine Haltung zum Tod etc.; das Testament, die Umstände unter denen der Spruch geschrieben wurde, die ihm zugedachte Funktion; andere Schriften des Autors, die Briefe, die mündlichen Äußerungen; die Meinung der Zeitgenossen, der Kollegen, der Kritiker, des Publikums, und natürlich auch die wissenschaftliche und populäre Literatur über ihn und sein Werk. Eine "strukturelle" Auswahl aus den zahlreichen Möglichkeiten treffen wir, indem wir Aspekte oder "Fragen" bestimmen, die mit dem zu erforschenden Thema in möglichst *enger* Beziehung stehen und dann nach entsprechenden Gegenständen suchen, die solche Fragen beantworten könnten, dabei Einseitigkeiten vermeiden ("Strukturelle Variation der Perspektiven"). In unserem Fall: da der Grabspruch ein *dichterisches Werk* ist, ziehen wir vornehmlich *andere Werke* des Dichters heran; weil er *spät* im Werk formuliert wurde, vorzugsweise das gleichzeitige *Spätwerk*; da er für einen so *wichtigen* Platz wie das eigene Grab bestimmt war, vor allem andere *repräsentative* Schriften. Wir suchen Texte gleichen oder ähnlichen *Inhalts*, ähnlicher *Form*, ähnlicher *Wortwahl*, etc. Das heißt: wir suchen uns in das *unmittelbare* Umfeld des Gegenstandes einzuarbeiten, von ihm ausgehend. Dabei lassen wir lose mit ihm verbundene Bezüge zunächst dahingestellt, etwa Rilkes Einstellung zum Christentum oder sein Verhältnis zum Tode. Was "Rose" in seinem Spätwerk bedeutet, interessiert dagegen lebhaft.

Suchen wir nach der Bedeutung von Begriffen, benötigen wir das jeweilige *Umfeld*, aus dem sich diese Bedeutung ergibt. Wir stützen die Analyse aber nicht auf *eine* besonders einleuchtende Formulierung, die vielleicht nur unser Vorverständnis bestätigt: der *demonstrative* Gebrauch von Daten ist für eine heuristische Analyse ungeeignet. Sondern wir suchen nach *verschiedenen* Belegen für den gleichen Gegenstand und zwar *möglichst unterschiedlichen* (Regel 3 der heuristischen Methodologie), deren *Gemeinsamkeit* erst die gesuchten Zusammenhänge aufdeckt (Regel 4). Je *verschiedenartiger* die Daten über den Gegenstand sind, desto rascher kommen wir zum *gegenstandsnahen*

Ergebnis, falls die Analyse gelingt. Einander sehr ähnliche Informationen lassen sich dagegen zwar schnell zusammenfassen, man lernt aber nichts Neues. Man soll intensiv am Unterschiedlichen, scheinbar nicht Zusammengehörigen arbeiten: kann es aufgeklärt werden, ist viel gewonnen.

Stehen mehrere Datenarten zu Wahl, stellt sich die Frage nach deren Auswahl, dem *Sample*. Die Regel besagt, die strukturell *verschiedenartigsten* zu berücksichtigen. Wenn möglich, verwenden wir *alle* Daten aus dem betreffenden Bereich ("Totalerhebung"), weil diese die Extreme per definitionem schon enthalten. Wenn nicht, suchen wir *Extreme* nach unserem Eindruck und ziehen möglicherweise später weitere Ausprägungen heran, nachdem die Struktur deutlicher geworden ist.

Der Suchprozeß ist beendet, wenn die gesuchte Struktur gefunden ist. Wir bemerken das auf zweierlei Weise: im Forschungsprozeß bringen neue Daten keine neuen Ergebnisse, zusätzliche Informationen sind redundant. Und: wir haben das "*Schon-beannt-Erlebnis*", das Gegenstück zu Karl Bühlers "*Aha!-Erlebnis*", oder dem antiken "*heureka!*", das uns einen Fund signalisiert. Je unterschiedlicher die "neuen" Daten waren und je unproblematischer sie sich gleichwohl in den vorhandenen Wissensbestand einfügen, desto eher können wir den Suchprozeß abschließen. In dieser Phase geht die Analyse in die Validitäts-Prüfung über, in der die entdeckten Strukturen verglichen werden mit anderen, bisher nicht analysierten Daten, die sie bestätigen müßten. - Zurück zur Analyse des Textes.

3. Beobachtungen über den "Schlaf": Malte Laurids Brigge⁷

Was versteht Rilke unter "Schlaf"? Was ist "Niemandes Schlaf"? Wir suchen im Werk der späteren Zeit und werden im "Malte" fündig. Hier gibt es viele Stellen⁸.

Wir können, wie erwähnt, eine *Auswahl* der Textteile zu "Schlaf" zusammenstellen, oder ein *Gesamtsample*. Wegen ihrer geringen Zahl wurden *alle* 32 Stellen berücksichtigt. Sie werden mit ihrem Umfeld notiert. Haben wir

⁷ "Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge", im folgenden abgekürzt "Malte Laurids Brigge" oder "Malte". Siehe dazu den Kommentar von Small (1983). Malte wird zitiert nach "Gesammelte Werke", die anderen Werke nach "Sämtliche Werke" (siehe "Literatur zu Rilke, Sammelwerke").

⁸ Ihre Identifizierung wird durch die Indexierung des Malte erleichtert (Brown, 1971 erfaßt 32 Stellen, "Niemandes Schlaf" ist nicht dabei). Sie erspart nicht das (Wieder-) Lesen des Romans.

die Liste angefertigt, analysieren wir auf Gemeinsamkeiten.

Einige Texte über "Schlaf" sind Horrorgeschichten, andere dagegen sehr positiv. Im Malte werden drei Arten des "Schlafes" und der "Schlafenden" beschrieben (Seitenangaben in ()).

(1) Es gibt den schweren, tierischen Schlaf, den aus der Vergangenheit, den Schlaf der einfachen Leute: Mägde schlafen ihren schweren, feuchten Schlaf (22), Wöchnerinnen, die sich schließen, schlafen (26), die Zeit des Großvaters war für geistesabwesende, verschlafene Dinge eine schreckliche Zeit (16), die Kranken schlafen mit schweren, verschütteten Gesichtern (69). Abelone konnte als ganz junges Mädchen einschlafen, ohne sich schwer zu machen (175). Das Blut des Herzogs schlief seinen schweren, tierischen Schlaf (255), verlorene Katzen schlafen heimlich in der Kammer (249).

(2) Schlaf wird durch schreckhafte Ereignisse in der Umwelt verhindert, bedroht, gestört. Da ist der Schlaf Maltes in Paris, der gewohnt ist, bei offenem Fenster zu schlafen und nun durch elektrische Bahnen, Autos, eine zufallende Tür, eine klirrende Scheibe, dumpfen Lärm, jemanden auf der Treppe, usw. gestört und wachgehalten wird (8). Die übermüdeten Dienstleute, die einzuschlafen versuchen, werden vom Schlaf abgehalten durch den schreienden und stöhnenden Tod Christoph Detlevs (19). Malte kann nicht schlafen, geht nachts im Zimmer auf und ab wegen eines Streits zwischen Vater und Großvater (44), sein Gebein wird nachts durchbohrt, aber die ihn jagen, legen sich nicht schlafen (67), er ist krank und durchwacht die Nacht (118), er schläft schlecht (72), hat Angst, etwas zu verschlucken (79), kann schon als Kind nicht schlafen (115). Die Petersburger Nachbarn schlafen wenig, der eine spielt nachts Geige, der andere sagt lange Gedichte her (200), er selbst kann nicht schlafen deswegen (199). Sein Erstaunen hält ihn wach (212). Der falsche Zar springt aus dem innersten Schlaf ans Fenster (223). Der Herzog kann nicht schlafen aus Furcht vor seinem Blut (225), die gemeinsame Nacht in einem Bett erweckt Widerwillen (264), keine Beischläferin schläft mehr mit dem kranken König (251). "Noch eh wir Gott angefangen haben, beten wir schon zu ihm: laß uns die Nacht überstehen" (276).

(3) Schließlich gibt es den Schlaf, *als ob* man schlief, tatsächlich aber zu versenkt ist im Erleben: beim Lesen eines Dichters im Lesesaal der Bibliothek bewegen sich Leute "manchmal ... in den Blättern, wie Menschen, die schlafen und sich umwenden zwischen zwei Träumen ... Du kannst hingehen zu einem und ihn leise anrühren: er fühlt nichts ... (er) sieht dich nicht, und sein Haar ist wie das Haar eines Schlafenden. Wie wohl das tut ..." (48). Ein Briefentwurf des Dichters: "Ich versuche es, Dir zu schreiben ... weil ich die Heilige gesehen habe ... und drüben die schlafende Stadt und den Fluß und die Ferne im Mondschein ..." (88). Die Menschen möchten vieles des Entsetzlichen ver-

gessen dürfen, "ihr Schlaf feilt sanft über solche Furchen im Gehirn ..." (91). Bettine hat mit ihren Briefen Raum gegeben, sie hat die Welt "heimlich durch eine andere ersetzt, wenn alle schliefen" (240).

Ergebnis: (1) Der schwere, tierische Schlaf von Mägden, von Wöchnerinnen, der Dinge früher, der Kranken, der ganz jungen Mädchen, der Katzen, ist "natürlicher", gleichsam "naiver" Schlaf, bewußtlos, unreflektiert. (2) Schlaf von sensiblen, bewußten Menschen dagegen ist gestört, bedroht, verhindert. Er ist individuell: bestimmte Menschen leiden, können nicht schlafen. (3) "Schlaf" ist aber auch Versenkung in die Dichtung, das Aufgehen in ihr, die Verwandlung der Welt durch Poesie. Dieser Schlaf ist Wohltat. Er ist nicht der - animalische - Schlaf der Gattung, auch nicht der nervöse, gestörte Schlaf bestimmter Individuen, überhaupt nicht der Schlaf bestimmter Personen, ihr eigener, ihnen zugehörig, sondern, will man die Formulierung aus dem Grabspruch hier einsetzen, "Niemandes Schlaf": der "Schlaf", der in die Welt der Kunst versenkt. Er ist nicht, wie die Umkehrung der Zeile erbringen würde, "*Leid, jemandes Schlaf zu sein*", also die hier beschriebene zweite Form, sondern "*Lust, Niemandes Schlaf zu sein*".

4. Das Sample für die Analyse "Rose"

Wir wenden uns dem zentralen Begriff des Textes zu. Was versteht der Dichter unter "Rose"? Als Forschungsfrage: in welchem Zusammenhang verwendet Rilke den Begriff?

Auch jetzt gilt die Empfehlung, zunächst bei Texten "in der Nähe" nach Antworten zu suchen, weil dort die Chance eines Fundes größer ist. "Nähe" bedeutet aber strukturelle Nähe und schließt räumliche, zeitliche, thematische, emotionale, stilistische etc. Nähe ein. Offenheit für verschiedene Perspektiven wird verlangt und Suchen nach ihnen. Wo die Zusammenhänge lagen, erfährt man erst, nachdem man sie gefunden hat. Zirkularität also auch hier.

Da der Grabspruch ein Text aus der späten Lyrik Rilkes ist, befragen wir eben diese; da er als Grabinschrift bestimmt war, die veröffentlichten Texte, also nicht Skizzen, Notizen, Briefe, wenigstens zunächst nicht. Wir sehen uns auf die Lyrik der letzten Jahre verwiesen und legen die "Neuen Gedichte" (1907) als Anfang fest. Diese Texte befragen wir alle, da sie überschaubar sind. Wir achten auf das Stichwort "Rose"⁹.

⁹ Der auf Ernst Zinn (Hg.) Sämtliche Werke, Bände II, III, IV, VI, beruhende Index (Goldsmith, 1980), weist für die deutschen und französischen Gedichte 272 Fundstellen auf:

Die Durchsicht erbringt mehrere kürzere, aber einige ausführliche oder besonders wichtige Stellen:

- I. Neue Gedichte: Früher Apollo, Die Rosenschale, Das Rosen-Innere.
- II. Duineser Elegien: Die erste Elegie, Die fünfte Elegie, Die achte Elegie.
- III. Die Sonette an Orpheus: Erster Teil, V.
- IV. Les Roses 1-24.

5. Beobachtung zur "Rose": Neue Gedichte

Bei umfangreichen Texten bietet sich die Technik der Beobachtung an, nicht die des Experiments. Wir beginnen mit den Gedichten "Die Rosenschale", "Das Rosen-Innere" und "Früher Apollo", alle aus den "Neuen Gedichten".

"Die Rosenschale" spricht von "Blütenblättern", die sich auf "Schlaf" beziehen:

Und dies: daß eins sich aufschlägt wie ein Lid,
und drunter liegen lauter Augenlider,
geschlossene, als ob sie, zehnfach schlafend,
zu dämpfen hätten eines Innern Sehkraft.
Und dies vor allem: daß durch diese Blätter
das Licht hindurch muß. Aus den tausend Himmeln
filtern sie langsam jenen Tropfen Dunkel ...

Wie "zehnfach schlafend" sind "lauter Augenlider": das entspricht dem Text "Schlaf zu sein unter soviel Lidern". Die geschlossenen Blütenblätter oder Augenlider haben eine doppelte Funktion: einerseits sammeln sie Licht und filtern das Dunkel, andererseits dämpfen sie "eines Innern Sehkraft". Unterstellt wird also Aufnehmen von Licht *und* Abstrahlen von Sehkraft, von *Strahlendem* in beiden Fällen. Die geschlossenen Lider *verwandeln*: das Licht ins Dunkel, das Sehen in gedämpfte Sehkraft. An anderen Stellen heißt es von den Rosen:

Und sind nicht alle so, nur sich enthaltend,
wenn Sich-enthalten heißt: die Welt da draußen ...

deutsch		französisch	
Rose	62	rose	47
Rosen	100	roses	12
Kombination	45	Kombination	6
<i>zusammen</i>	207	<i>zusammen</i>	65

Diese "Grundgesamtheit" ist zu groß für eine qualitative Analyse, ist auch statistisch nicht reduzierbar, weil die Elemente nicht als gleichartig angenommen werden können.

in eine Hand voll Innres zu verwandeln.
Nun liegt es sorglos in den offenen Rosen.

und:

Und die Bewegung in den Rosen, sich:
Gebärden von so kleinem Ausschlagswinkel,
daß sie unsichtbar blieben, liefen ihre
Strahlen nicht auseinander in das Weltall.

und:

Lautloses Leben, Aufgehn ohne Ende,
Raum-brauchen, ohne Raum von jenem Raum
zu nehmen, den die Dinge rings verringern ...
und lauter Inneres ...

Ergebnis: Die Blütenblätter der Rose sind wie Augenlider; sie "schlafen", aber sie leben, denn sie nehmen auf und geben ab, und indem sie das tun, verwandeln sie die Welt: das Licht in Dunkel, die äußere Welt in Inneres. Und strahlen es in das Weltall und brauchen Raum, der aber nicht Raum von jenem Raum ist, "den die Dinge rings verringern", sondern einen verwandelten, besonderen, vom Inneren geprägten Raum.

Im Gedicht "Das Rosen-Innere" wird gefragt:

Welche Himmel spiegeln sich drinnen
in dem Binnensee
dieser offenen Rosen,
...

Spiegelung im See ist das Bild für "Aufnahme" *und* "Abgabe". Abgabe allein erscheint als überfließender Innenraum:

... viele ließen
sich überfüllen und fließen
über von Innenraum
...
bis der ganze Sommer ein Zimmer
wird, ein Zimmer in einem Traum.

Das Gedicht "Früher Apollo" zeigt die Verbindung zwischen Rose und Mensch. Aus Apollos Augenbrauen wird

hochstämmig sich der Rosengarten heben,
aus welchem Blätter, einzeln, ausgelöst
hintreiben werden auf des Mundes Beben
...
als würde ihm sein Singen eingefloßt.

Aus Augen (-brauen) entstehen Rosen, die Verwandlungsinstanz; ein Blatt bringt den Mund zum Singen, das auch die Welt verwandelt. Dies wird später in den "Sonetten an Orpheus" zum Thema.

Ergebnis: Rose, Schlaf und Lider stehen in den späten Gedichten in engem Zusammenhang. Man muß die Welt, deren Verwandlung in Innen und Innenraum dazudenken, die Offenheit und das Aufnehmen und Abgeben. Die Rose "schläft" unter ihren Lidern, den Rosenblättern, dadurch verwandelt sie die Außenwelt in ein Inneres, in Innenraum.

Wir ziehen jetzt auch Gedichte heran, die zwar "Rose" nicht im Titel tragen, in denen Rosen aber eine Rolle spielen. Ein Sample kann aus *allen* Stellen bestehen oder aus einer - strukturelevanten - *Auswahl*. Um abzukürzen, wählen wir das zweite Verfahren. Als "strukturelevant" gilt uns die Auswahl der Rosenstellen aus den großen, von Rilke als seine bedeutendste Leistung angesehenen Gedichten, den Duineser Elegien und den Sonetten an Orpheus. Wir verzichten auf kleinere und Gelegenheits-Arbeiten.

6. Weitere Beobachtungen und Experimente über "Rose": Die erste Elegie und Sonette an Orpheus

In der ersten Elegie gibt es eine Stelle über Rosen:

... ist es seltsam ...
Rosen, und andern eigens versprechenden Dingen
nicht die Bedeutung menschlicher Zukunft zu geben;
...

Die Rede ist von "jenen jungen Toten", von denen eine "ununterbrochene Nachricht" kommt, "Stimmen, Stimmen", die mein Herz hören sollen, das "Wehende", das zu dir "rauscht", deren Schicksal dich "anredete", die sich durch eine Inschrift "dir ... auftrug", um mitzuteilen, "des Unrechts Anschein ... ab(zu)tun", der "ihrer Geister reine Bewegung manchmal ein wenig behindert". Sie sprechen zu mir, um bei mir eine Veränderung zu erreichen, die wiederum sie betrifft. Weil sie aber die "Erde nicht mehr ... bewohnen", "Gebräuche nicht mehr ... üben", ist es seltsam (für sie), "Rosen und andern eigens versprechenden Dingen nicht die Bedeutung menschlicher Zukunft zu geben".

Rosen "versprechen", erhalten die "Bedeutung menschlicher Zukunft". Zwischen (jungen) Toten und Lebenden ist nicht der starke Unterschied, den Lebendige machen: Engel, heißt es später in der Elegie, "wüßten oft nicht, ob sie unter Lebenden gehn oder Toten"; erst allmählich entwöhnten sich die "Früheentrückten" des "Irdischen". Dann aber können sie Rosen und "andere versprechende Dinge" nicht mehr nutzen.

Ergebnis: Rosen sind Medien für Lebende *und* für junge Tote, sie "versprechen" und erhalten die Bedeutung menschlicher Zukunft.

In den "Sonetten an Orpheus" I,V heißt es:

Errichtet keinen Denkstein. Laßt die Rose
 nur jedes Jahr zu seinen Gunsten blühh.
 Denn Orpheus ist. Seine Metamorphose
 in dem und dem ...
 ... Er kommt und geht.
 Ist nicht schon viel, wenn er die Rosenschale
 um ein paar Tage manchmal übersteht?

Nicht ein "Denkstein" soll an Orpheus erinnern, sondern die blühende Rose, die "verspricht", Zukunft deutet und die Welt verwandelt, so wie der Sänger selbst. Seine eigene Metamorphose, die durch seinen Gesang, übertrifft nur manchmal und wenig die verwandelnde Kraft der Rose. Das Lied, die Sonette, sind selbst ein "Grab-Mal", für Vera Ouckama-Knoop nämlich, der sie gewidmet sind.

Ergebnis: Die Rose, der Sänger, das Lied verwandeln die Welt, für Lebende *und* junge Tote, nicht ein "Denkstein".

7. Abschießende Experimente und Beobachtungen zur "Rose": Die fünfte Elegie

Sie enthält die Zeile mit der "Rose des Zuschauns". Aus sich heraus ist sie nicht verständlich; durch das Lesen der ganzen Elegie, oder aller Elegien, scheinen die Schwierigkeiten zu wachsen. Der Text ist hoch komplex. Wir müssen größere Textteile in die Analyse einbeziehen, die "relevanten" aber aus ihnen herauslösen ("Reduktion"). Nach einigen Versuchen erhalten wir beispielsweise die folgende Sequenz (meine Ergänzung in ()):

(über) ... die Fahrenden ... (der Akrobat)
 wirft sie und fängt sie zurück; ... aus
 (der) Luft kommen sie nieder
 auf dem ... von ihrem ewigen
 Aufsprung dünneren Teppich ...
 ... als hätte der ... Vorstadt-
 Himmel der Erde dort wehe getan.

*Ach und um diese
 Mitte, die Rose des Zuschauns:
 blüht und entblättert. Um diesen
 Stampfer, den Stempel, den von dem eignen*

*blühenden Staub getroffen, zur Scheinfrucht
wieder der Unlust befruchteten, ihrer
niemals bewußten, - glänzend mit dünnster
Oberfläche leicht scheinlächelnden Unlust.*

Die "eigentliche" Rosen-Stelle ist von mir *kursiv* hervorgehoben. Sie wird jetzt Gegenstand einer Beobachtung.

Zur Methode ist anzumerken, daß Beobachtung und experimentelle Veränderung des Textes sich gegenseitig bestimmen: verstehen wir einen Textteil nicht, suchen wir aus dem Umfeld einen möglichen Bezug; haben wir ihn, "schneiden" wir den Text zurück, um seinen Sinn zu präparieren. Verschiedene Methoden werden also gleichzeitig angewandt, wie bei einer medizinischen Operation gleichzeitig geschnitten und beobachtet wird. Nur können wir "zerschnittene" Texte nach Belieben wiederherstellen. Wir befragen den Text:

Wie wird die Szene beschrieben? Die Fahrenden werden in die Luft geworfen, kommen nieder auf den von ihrem Aufsprung dünneren Teppich. Sie sind offenbar fahrendes Volk, Akrobaten, die immer wieder auf einen ausgelegten Teppich an derselben Stelle aufspringen.

Welche Wirkung hat das? Der "ewige Aufsprung" macht den Teppich dünn und es ist so, als hätte der (Vorstadt-) Himmel, aus dem sie kommen, "der Erde dort wehe getan". Das Bild von den aufspringenden Akrobaten wird überdeckt vom Bild, in dem der Himmel der Erde wehtut.

Wie wird die Rose beschrieben? Sie ist eine "Rose des Zuschauns". Um die "Mitte", dort, wo die Akrobaten aufspringen, sind Zuschauer wie eine Rose gruppiert. Im Bild der Rose ist der Stempel die Mitte und gleichzeitig, durch den "ewigen Aufsprung", der "Stampfer". Dadurch blüht sie und entblättert. Die blühende Rose und der Kreis der Zuschauer werden zerstört durch das "Stampfen". Außerdem "entblättert" sich auch die Rose durch sich selbst, durch Selbstbefruchtung, die eine Scheinfrucht ergibt. Sie lächelt zum Schein, aber befruchtet ist ihre "Unlust".

Drei Bilder überdecken sich:

(1) die ewig auf den Teppich aufspringenden Akrobaten, die ihn an der Aufsprungstelle dünn machen, um sie der Kreis der Zuschauer, der sich bildet ("blüht") und verschwindet ("entblättert"), (2) der Himmel, der der Erde dort, an der Aufsprungstelle wehtut, (3) die Rose mit dem Stempel in ihrer Mitte, der aufstampft und sie zerstört, so wie sich die Rose auch selbst zerstört, indem sie eine Scheinfrucht durch Selbstbefruchtung hervorbringt. Unlust entsteht dadurch, bei scheinbarem Lächeln.

Alle Bilder sind symbolisch, bedeuten etwas anderes als nur sich selbst. Ihre *Gemeinsamkeit* liegt darin, daß sie jeweils die Zerstörung der Rose darstellen. Hier ist es auch sinnvoll zu fragen, worin sich diese Bilder unter-

scheiden, um dann wieder die *Gemeinsamkeit* der Unterschiede festzustellen. Antwort: Sie unterscheiden sich in der Art ihres Realitätsbezuges. Die Fahrenden sind am meisten direkt, konkret, sie springen wirklich. Die Himmel-Erde-Metapher zeigt schon durch den Konjunktiv ("Als hätte der ... Himmel ...") geringere Konkretheit. Am meisten übertragen, indirekt, ist das kühne Bild von der "Rose des Zuschauns".

Ihren Charakter zeigt ein Experiment ("Substitution"). Welche anderen Metaphern gibt es für "Rose des Zuschauns"? Antwort: beispielsweise "Rose der Zuschauer" oder "Kreis der Zuschauer" oder "Zuschauer im Kreis, wie eine Rose". Diese Bilder sind viel konkreter. Die "Rose des Zuschauns" ist dagegen die *Idee* des Zuschauens, das Zuschauen an sich. Damit wird auch die "Rose" zur Idee. Man kann wahrscheinlich auch sagen: zu einem von der konkreten Wirklichkeit, dem Dinglichen, abstrahierten Gehalt, zu einer "reinen" Rose. Die Dimension "konkret-abstrakt" oder "wirklich-rein" steckt in den Bildern.

Rilke würde die Frage nach einer anderen Metapher nicht mit einem konkreten Bild beantworten. Zu Ende der Elegie erfindet er die Zeile:

... vor den Zuschauern rings, unzähligen lautlosen Toten

Das hat dasselbe Abstraktions-, "Phantasie"- oder "Reinheits"-Niveau wie die "Rose des Zuschauns"; deswegen können wir annehmen, daß sie, die sich "entblättert" in die "unzähligen lautlosen Toten" übergeht: *eine Metamorphose der Bilder*.

An dieser Stelle des Gedichts wird eine weitere Verwandlung als Möglichkeit entworfen und als Frage gestellt. Über die Akrobaten:

... zeigten die Liebenden, die's hier
bis zum Können nie bringen, ihre kühnen
hohen Figuren des Herzschrungs,

...
... - und *könntens*,

und über die Zuschauer:

Würfen die dann ihre letzten, ...
gültigen Münzen des Glücks vor das endlich
wahrhaft lächelnde Paar auf gestültem
Teppich?

Ergebnis: Die Rose ist hier Abstraktion, eine von der wirklichen, konkreten Rose abgehobene, gewissermaßen gereinigte Idee. Sie wird zerstört ("Stampfer") oder zerstört sich selbst ("Scheinfucht"), aber der Dichter stellt die Frage,

ob sie durch *Können* der Akteure, ihre Liebe, ihren "Herzschwing" und dadurch, daß die Zuschauer ihr Glück an die Rose zurückgäben, sie im Gegenzug belohnten, wieder herstellbar wäre? Prosaisch gesagt: sei die zerstörte, sich selbst zerstörende Kunst durch wirkliches Können, Liebe und Gefühl des Künstlers und den Beifall der Zuschauer zu retten? Die sind aber "unzählige lautlose Tote", die den "Rosen ... nicht die Bedeutung menschlicher Zukunft ... geben" (Die erste Elegie).

Die Bilder überlagern sich und verändern sich im Ablauf. Sie erklären sich gegenseitig, weil sie die gleiche Struktur haben. Andere Bilder in dieser Elegie können ihnen zugeordnet werden, "passen" auch in die Struktur und bestätigen sie. In dem Maße, in dem wir sie einordnen können, empfinden wir, daß wir sie "verstehen". Die aus der Luft ewig aufspringenden Akrobaten, das, was der Himmel der Erde antut, dazu der "Aufschlag" wie unreife Früchte, die täglich hundert Male abfallen, und der "Stampfer" der Rose gehören zusammen. Ebenso die Wirkungen dieser Aktionen: der an der Stelle des Aufsprungs dünner gewordene Teppich, das der Erde zugefügte Weh, dazu der Teppich wie ein Pflaster, das Brennen der Fußsohlen beim Aufsprung und die entblätterte Rose, die, von sich selbst befruchtet, "scheinlächelt" und "Unlust" ist.

Unlust entsteht, als stampfende, aggressive Wirkung ein Gebilde trifft und es zerstört. Verschiedene Bilder zeigen, wie die Zerstörung gemeint ist: der Teppich ist im Weltall verloren, der Stemmer der Gewichte ist "eingegangen in seine gewaltige Haut", einer der früher noch in ihr war, liegt schon auf dem Kirchhof, der andere taub und wirr, abfallende Früchte prallen an das Grab; sich bespringende, nicht recht paarige Tiere fallen von einander ab; die Teller torkeln auf den wirbelnden Stäben der Akrobaten; die Liebenden bringen es hier nie zum Können; die Zuschauer sind lautlose Tote, das "reine Zuwenig" springt um in das "leere Zuviel"; die vielstellige Rechnung geht zahlenlos auf und die Rose befruchtet sich selbst, erzeugt eine Scheinfrucht: ein apokalyptisches Szenario, ohne Liebe, Zusammengehörigkeit, Können, der reine Zerfall.

Ergebnis: (1) "Rose" ist hier Metapher, die Rosenidee. Ihre Zerstörung ist eines der Gewaltbilder der Elegien¹⁰. (2) Die Bilder sind übereinandergelegt

¹⁰ Die Dichtung ist für sich stimmig; die Analyse kann jedoch erleichtert werden bei Betrachtung von Rilkes Vorlage: Picassos Gemälde "La famille des saltimbanques" (1905), damals im Besitz von Frau Hertha Koenig, der die Elegie zugeeignet ist (Abbildung des Gemäldes in Schnack, 1977³, 192). Z.B. kann man sehen, daß das Gedicht einzelne Personen beschreibt, wenngleich man Rilkes Rosen-Konzept hier nicht erkennt. Es kann auch nützen, sein Prosagedicht "Saltimbanques" (1907) zu lesen (Zinn Hg. 1982²,

und verändern sich im Verlauf. Durch diese Bewegung wird das Gleichbleibende, ihre Struktur erfassbar. Beispielsweise: Die Akrobaten "kommen nieder" auf dem "dünneren Teppich"; der Himmel "tut der Erde wehe"; die Rose des Zuschauers enthält den "Stampfer, den Stempel"; dadurch wird stoßende Bewegung von oben nach unten erfahrbar mit Aufprall und Wirkung, die sich in allen diesen Bildern ausdrückt und auch in anderen der Elegie. Oder: Die Rose des Zuschauers "blüht und entblättert", Selbstbefruchtung erzeugt Scheinfrucht und "scheinlächelnde Unlust"; wirkliches Können, Liebe, Herzsprung würde vielleicht durch die Zuschauer mit "Münzen des Glücks" beantwortet: beides zeigt die Bewegung der "Rose": ihre Wirkung und die Wirkung auf sie.

8. Beobachtung über den "reinen Widerspruch":

Malte, Die Rosenschale, Die achte Elegie

Die Worte "Widerspruch" bzw. "widersprechen" werden im Werk selten verwandt. Im Malte kommen sie 5 mal vor. Die anderen Begriffe des Gegensatzes: Rose (jeweils mit Kombinationen) 10 mal, Lust 8 mal, niemand 51 mal, Schlaf 32 mal, Lid 4 mal (Brown 1971).

Von den Häufigkeiten kann nicht auf die Wichtigkeit der Begriffe geschlossen werden. Sie interessieren nur soweit, als häufige Verwendung ein größeres Beobachtungs- und Experimentierfeld öffnet als seltene; zunächst jedenfalls, da später Synonyme, Bilder und Beschreibungen einbezogen werden können, die den Begriff selbst nicht enthalten. So auch beim "Widerspruch".

Im Malte herrscht Widerspruch zwischen der "Menge" und dem Dichter. Im "jungen Mensch" steigt etwas auf, was ihn erschauern macht: "Du Einsamster, Abseitiger" (99), "Eigensinniger" (98), "zeitlos tragischer Dichter" (101), dem die "Menge" *widerspricht*¹¹, ihn aufgibt, ihn ausrotten will, ihn unschädlich macht (99).

Widerspruch herrscht auch zwischen den "Dingen" und Malte. Der Deckel einer Blechbüchse (208) fällt im Nebenzimmer herunter, er rollt und taumelt, macht unangenehmen Lärm, während Malte nicht schlafen kann, er hat es "auf mich abgesehen" (214). Die Dinge sind verdorben, möchten das Dasein ausnutzen, sich ihren Anwendungen entziehen, neigen zur Ausschweifung (216). Sie verbinden sich gegen den "Einen", der sich krümmt, den "Heiligen"

III,2 459-461). Solche "nahestehenden" Werke können zu *Fragen* an den Text anregen, die Umwege ersparen, immer aber ist die Antwort *des Textes* entscheidend.

¹¹ in den Malte-Zitaten *meine Hervorhebungen*.

(217). Sie verbinden sich, um ihn zu zerstören, zu schrecken, zu beirren (216). Der Einsame "fordert geradezu den *Widerspruch*, den Hohn, den Haß der entarteten Geräte heraus" (216).

"Die Leute" haben den Einsamen gehaßt, haben die Dinge aufgereizt gegen ihn, daß sie "lärmten und ihn übertönten" (218). Sie haben ihn gejagt, brachten Verruf über ihn, er war wirklich ihr Feind. Dann wandten sie das Äußerste an gegen ihn, "den anderen *Widerstand*: den Ruhm" (219). "... alle Wesen und Gott selber (sind) gegen den Einen, der vielleicht übersteht" (217). "*Widerspruch*" als Aggression aller gegen Einen.

Es folgt die Geschichte vom Ende des Grischas Otrepjow, der es nicht schafft, zu überstehen, des falschen Zars, eines einzelnen, der "Niemandes Sohn" sein will und von seiner Mutter als Betrüger entlarvt wird (221). Das Volk tötet ihn. Malte wünscht sich "einen Erzähler, einen Erzähler" für die Geschichte, "denn von den paar Zeilen, die noch bleiben, muß Gewalt ausgehen über jeden *Widerspruch* hinaus" (224). Die Gewalt des Erzählers gegen die Aggression, "Wille und Macht in ihm ... , alles zu sein" ... "zwischen Stimme und Pistolenschuß" (224).

Zwei Geschichten gegen Ende des Buches handeln vom *Widerspruch* des Schauspielers, der sich verwirklicht gegen das Publikum, den Beifall, den Schein des Theaters (273) und von "mir", dem "jungen Mensch", dessen Wahrheit ihn beruhigt, der sie aussprechen will "aus Haß gegen das von allen zerredete Mißverständnis". Das Bewußtsein überkommt ihn gegen alle diese täuschenden Leute "mit so viel *Widerspruch*, daß ich aufsaß, um mich irgendwie mitzuteilen" (284).

Im übertragenen Sinne handelt der ganze Roman vom "*Widerspruch*" des Dichters gegen die "Welt", von ihrer Aggression gegen ihn, der sich zu behaupten sucht.

Den Geschichten ist folgendes *gemeinsam*: (1) Die Aggression der Menge, "dieser Leute", des Publikums, des Volks, der Dinge, gerichtet *gegen* den einzelnen, den Einsamen, Heiligen, falschen Zaren, niemandes Sohn, Dichter, Erzähler, Schauspieler. *Widerspruch* ist die Feindschaft zwischen den einzelnen und allen. (2) Die einzelnen überstehen gerade noch, oder nicht mehr. (3) Der Widerstand der einzelnen ist das Dichten, Erzählen, Aussprechen, die Mitteilung des Wahren. (4) Die Situationen sind konkret, Feindschaft und -*Widerspruch* sind *wirklich*.

"Rein" wird *Widerspruch* erst, wenn der konkrete Dichter sich in die *Idee* der Dichtung verwandelt oder in die Rose.

Das Gedicht "Die Rosenschale" beginnt mit Streit zweier Knaben, mit Zorn, Haß, Überfall, rasenden Pferden, die zusammenbrechen, "den Blick wegwerfend, bläkend das Gebiß ...". Später heißt es: "Wind und Regen ...

und Schuld und Unruh und verummtes Schicksal ... ". Das ist "die Welt da draußen". Die "volle Rosenschale" steht dazu im Gegensatz. Es "vergißt" sich das, denn sie ist fähig, "die Welt da draußen ... in eine Hand voll Innres zu verwandeln".

Die achte Duineser Elegie konfrontiert die geordnete, sachliche Welt des Menschen mit der von Tieren und Blumen. Die Augen der Menschen sind "wie umgekehrt", die der Tiere "offen":

Mit allen Augen sieht die Kreatur
das Offene. Nur unsre Augen sind
wie umgekehrt ...

Wir haben nie, nicht einen einzigen Tag,
den reinen Raum vor uns, in den die Blumen
unendlich aufgehn. Immer ist es Welt
und niemals Nirgends ohne Nicht: das Reine,
Unüberwachte, das man atmet ...

Wir leben in der "Welt", *nicht* außerhalb von Raum und Ding, *niemals* im "Nirgends ohne Nicht" im Reinen, Unberwachten, das man atmet, "in den die Blumen aufgehn": *die Negation ist die Beschreibung der "Rose" des Grabspruchs, ohne daß der Begriff selbst genannt wird.*

Wie verhalten wir uns zu ihr? Es heißt:

Uns berfllt. Wir ordnens. Es zerfällt.
Wir ordnens wieder und zerfallen selbst.
Wer hat uns also umgedreht ...

Dieses heißt Schicksal: gegenüber sein
und nichts als das und immer gegenüber.

"Widerspruch" nennt das der Grabspruch. Er besteht zwischen der "Welt", und dem "Offenen", dem "Nirgends ohne Nicht", dem "reinen Raum", dem "Unberwachten, das man atmet", das wir zu ordnen meinen und dadurch zerstören, dabei uns selbst zerstören, der Kreatur, den Tieren, den Blumen. Unsre Augen sehen nicht das Offene, das die Kreatur sieht, sie sind "wie umgekehrt", oder "umgedreht". Das ist erst so *geworden*:

... denn schon das frühe Kind
wenden wir um und zwingens, daß es rückwärts
Gestaltung sehe, nicht das Offne ...

Im Gedicht "Morgue" steht:

Die Augen haben hinter ihren Lidern
sich umgewandt und schauen jetzt hinein.

"Widerspruch" ist in der "Rosenschale" und der achten Elegie nicht "Widerstand", konkrete Auseinandersetzung, sondern Gegensatz zweier ganz unterschiedlicher Räume, der "Welt da draußen" und dem "reinen Raum", der "Hand voll Innres", das unsere Augen nicht sehen, weil wir umgedreht sind. "Reiner Widerspruch" ist der Gegensatz zwischen der "Welt" und dem Reinen, Inneren.

9. Rückblick auf frühere Resultate

Die Untersuchungen zu den Begriffen der Grabschrift sind in Validierungen der früheren Ergebnisse übergegangen: sie haben zwar andere Bilder, Metaphern und Formulierungen erbracht, immer neue und überraschende Produkte einer hoch kreativen Phantasie, aber gleichzeitig auch die Strukturen bestätigt, die uns schon in den ersten Versuchen, wenn auch nur in Umrissen, erkennbar waren. Eine Korrektur der ursprünglichen Erkenntnisse ist deswegen eher eine Erweiterung als eine Veränderung. Um die *Zirkularität* der Erkenntnisgewinnung zu zeigen, gehen wir zurück zur Tabelle, die aus dem fünften Experiment im Abschnitt 1 entstand. An den dort vorläufig eingesetzten Begriffen können wir in groben festhalten, jedoch empfehlen sich Präzisierungen. Wir wären jetzt in der Lage, sie mit weiteren Metaphern und Bildern zu umschreiben, die aus Rilkes Dichtungen im Umfeld stammen. Jedoch *fehlen* in der vorläufigen Tabelle wichtige Erläuterungen zu den damals so genannten Bereichen "Welt" und zu ihrer Umkehrung "Nicht-Welt". Vor allem ist erst durch die Erweiterung des Materials das *Verhältnis* zwischen beiden erkennbar geworden. Um dies wenigstens anzudeuten, *ergänzen* wir das Schaubild durch einige abkürzende Begriffe und Bezüge:

Rose	reiner Widerspruch
Lust	<i>Unlust, Leid</i>
Niemandes <i>der Einsame</i>	<i>ein jeder, Jederman die Menge</i>
Schlaf	<i>Außenraum Dinge Haß, Aggression</i>
unter soviel Lidern <i>Augen sehen das Offne</i>	<i>rückwärts gerichtet</i>
(zu sein)	(zu sein)

Weltinnenraum

←

Innenraum entsteht durch Aufnahme und Verwandlung des Außen in Innen, er strahlt das Verwandelte in die Welt, sie verwandelnd: dieses ist die Funktion der Poesie, der Kunst.

→

Außenwelt

←

→

10. Das Ergebnis

Rose, o reiner Widerspruch, Lust,
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel
Lidern.

Der Grabspruch rühmt die Welt der Rose. Sie symbolisiert die Instanz der Verwandlung unserer menschlichen Welt, die geprägt wird von Haß und Kampf in ein "Innres", das ausstrahlt und den Raum erfüllt und ihn zum Innenraum umformt. Blütenblätter sind wie Augenlider: das Auge sammelt das Licht und sieht durch die geschlossenen Lider hindurch. Das Auge ist nicht, wie in unserer Welt, "umgedreht", sondern "offen" bei geschlossenen Lidern. Die Rose ist "Lust ... Schlaf zu sein unter soviel Lidern". Nicht der Schlaf einer bestimmten Person, konkreter Schlaf in Zeit und Raum, sondern "Niemandes Schlaf" und "nirgends", also Schlaf, der Innenraum erzeugt. Die Rose ist vollkommener Gegensatz zu unserer Welt, der Außen-Welt, durch sie entsteht der "reine Raum", die "Hand voll Innres". Sie ist "reiner Widerspruch" in

dem Sinne, daß sie der Außenwelt widerspricht und sie in Inneres verwandelt, in ein Inneres, das Idee ist und gereinigt vom konkreten Außen.

Daß der Text als Grabspruch ausgewählt wurde, heißt nicht, daß er den Tod betrauert. Nach einer viel zitierten Briefstelle ist "das Wort 'Tod' *ohne* Negation zu lesen", Tod ist (des Lebens) "dauernd abgewendete Seite, die *nicht* sein Gegen-Teil ist, sondern seine Ergänzung zur Vollkommenheit, zur Vollzähligkeit, zu der wirklichen heilen und vollen Sphäre und Kugel des *Seins*." Und: "glauben Sie nur ... daß er ein *Freund* ist ... Das Leben sagt immer zugleich: Ja und Nein. Er, der Tod (ich beschwöre Sie, es zu glauben!), ist der eigentliche Ja-Sager. Er sagt *nur*: Ja. Vor der Ewigkeit." (Brief an Gräfin Sizzo vom Drei-Königs-Tag 1923, Schnack 1977², 53, 55).

Der Grabspruch ist kein Trauervers, sondern die Lobpreisung der Verwandlung der Welt in eine veränderte, reine, "vollkommene", "vollzählige" "wirklich heile" Welt. Das Innere ist den Lebenden, wie auch den jungen Toten zugänglich, vermittelt durch die Rose und den, dessen Augen Rosenknospen und dessen Mund Rosenblätter berühren, den Sänger, den Dichter.

11. Beobachtungen zur Validierung der Ergebnisse: Les Roses¹²

Die 24 Rosen-Gedichte in französischer Sprache sind Rilkes umfangreichster Text über Rosen. Sie können zur Validierung des bisher Gefundenen dienen oder auch zur weiteren Erforschung der Rosen-Metapher. Welche Fragen sollten wir an die Gedichte Stellen? Das ergibt sich nach dem Studium der Texte und nach einigem Probieren. Wir fragen nach dem Verhältnis der Rose(n) zu *sich*, zu *uns* und zur *Welt*. Den Gang der Analyse zeigt das erste Beispiel.

(a) Das Verhältnis der Rose zu sich selbst

Frage: Wie wird die Rose charakterisiert, wie beschrieben? Dazu lesen wir alle Gedichte, notieren die "Antworten" und gruppieren sie (Gedichtnummern in ()).

Bezug auf das Innere, die Mitte. Die Rose ist ein schweigsames Herz (1), ruht sich in ihr selbst, in ihrem Innern aus (1), enthält sich selbst unendlich (3), ihr Inneres streichelt sich selbst (5), ist im Innern vielzählig (8), in der Mitte unberührbar (17), das ruhige Innere der Welt (21). *Formulierungen:*

¹² Der Analyse lag, neben dem französischen Text, eine wortgetreue Übersetzung zugrunde, von Michaela Kiesel angefertigt. Die Romanistin Ina Brümmer, M.A., hat die Analyse durchgesehen und kommentiert. Beiden Personen bin ich sehr dankbar für ihre Hilfe. Mögliche Fehler gehen natürlich zu meinen Lasten. Aus Raumgründen werden die Ergebnisse nur sehr verkürzt dargestellt.

en dedans (1, 8), l'intérieur (5), le milieu (17), le centre (21).

Bezug auf sich selbst. Die Rose dreht sich um sich selbst auf ihrem Stengel (21), streichelt sich selbst durch leuchtenden Widerschein (5), spiegelt sich in einem Spiegel aus Duft (15), erfindet das Lied des Narziß (5).

Sie verwirklicht sich. Enthält sich selbst unendlich (3), wird hundertmal sie selbst (4), vollendet sich (21), stellt in sich selbst ihr höchstes Wesen, ihren höchsten Duft her (ultime essence, 17), wagt den runden Schlaf der runden Rose (21).

Sie ist zärtlich. Zärtlichkeit berührt Zärtlichkeiten, Inneres streichelt sich (5), Zärtlichkeiten dieses schweisgsamen Herzens berühren sich (1), zärtliche Pausen (6), sanfte Kräfte entwickeln zarte Formen (8), Zärtlichkeiten, die in der Luft schweben (10), Körper, abwesend durch zu viel Süße (3), die zu zarte Freude (joie trop fine, 12). Im übertragenen Sinne: Schmetterlinge kommen heraus (2), hundert Schmetterlinge (18). Blütenblatt gegen Blütenblatt (1). *Begriffe:* tendre (8), tendresse(s) (1, 5, 5), caresser (5, 10), douce (8) la douceur (3). *Ihre Weiblichkeit.* Die Rose personifiziert sich durch Seele (14), Herz (1), Haupt eines Körpers (3), Mund (1). Sie ist weiblich: verschwenderische Schauspielerin (15), einzigartige Geliebte (9), Freundin (10, 11), Vertraute (14), Trösterin (10), Schwester(n) (23, 14), Weinende (8), Heilige (9), Begleiterin (13). Auf Weiblichkeit deuten auch: Sie neigt sich in den Morgen (pencher, 8); zarte Formen zwischen Wangen und Brüsten (8), Hingabe umgeben von Hingabe (5).

Ihre Vollkommenheit. Sie ist: höchstes Wesen (3), das unersetzliche vollkommene Wort (6), äußerstes Wesen (17), leichte, vollkommene Wonnen (23), vollkommene Rose (11), vollkommenes Ding (3), teure Auserlesene (24), einzigartige Geliebte (9), das ganze Leben (11). *Begriffe:* suprême essence, l'irremplacable, le parfait... vocable, ultime essence, faciles délices complètes, rose complète, chose par excellence complète, chère exquisite, ultime amante. *Symbol Glück.* Glückliche Rose (1), feingliedriges Glück (2), sicheres Glück (22), glücklich (13). *Begriffe:* heureuse, bonheur détaillé, bonheur convaincu (22).

Symbol Liebe. Liebesraum, in dem man kaum vorankommt (espace d'amour, 3), den Zustand des Liebenden (4), ihr Blatt in einem geliebten Buch (13).

Symbol Schlaf. Rose ist die erwachte Einheit, deren Mitte schläft (dort, 1), sie ruht aus (reposer, 1), ist tausendfacher Schlaf (sommeil, 7), runder Schlaf (repos) der runden Rose (21), hat übervollen Traum (rêve, 8). Die Rose ist ein Buch, das gelesen werden kann mit geschlossenen Augen (2), mein geschlossenes Auge (7), tausend Augenlider (7).

Symbol (göttlicher) Reinheit. Sie ist ganz glühend und doch klar (claire, 9), ein Reliquienschrein, "heilige Rose", hat den erregenden Duft einer Heiligen

(9), ist Geliebte fern der Eva ..., trägt endlos den Verlust in sich (9), wurde nie in Versuchung geführt (9), von einem Engel gesungen (16).

Symbol Literatur. Einige Rosen sind wie Wörterbücher. Man hat Lust, alle Seiten zu binden. Ich liebe die Briefschreiber-Rosen (18). Die Rose ist ein halbaufgeschlagenes Buch, enthält so viele Seiten des Glücks, daß wir sie niemals lesen werden (2). Sie ist ein magisches Buch, das sich im Wind öffnet, mit geschlossenen Augen zu lesen (2). Man müsste hundert Schmetterlinge sein, um alle deine Seiten zu lesen (18). Das geschmeidige Wort, umgeben vom Text der Dinge (6). Worte, von einem Engel gesungen (16).

Symbole Tanz, Gesang. Die Rose stellt sich zur Schau, ist eine wunderbare Schauspielerin (15), aus ihr kommt ihr Tanz (17), jedes Blütenblatt stimmt zu und macht im Wind einige Schritte (17), vollendet sich durch Drehen (21), dreht sich um sich auf ihrem Stengel (21). Auf Gesang deuten: dieselben Worte (phrases), doch von einem Engel gesungen (16), du erfindest das Lied des Narziß (5), Musik der Augen (17).

Ergebnis: Das Bild der Rose setzt sich aus drei Aspekten zusammen. *Erstens:* Die Rose ist auf sich selbst bezogen, auf Inneres, auf eine Mitte, sie ist weiblich, zärtlich, verkörpert Liebe, Schlaf und Traum. *Zweitens:* Sie verwirklicht sich selbst, ist bewegt, vollendet sich, symbolisiert Kunst, Literatur, Tanz und Gesang. *Drittens:* Sie repräsentiert in reiner Form Einheit, Vollkommenheit, Glück, Absolutheit.

(b) Unser Verhältnis zu den Rosen

Eine neue Frage erforscht die Beziehung der Rosen zu uns. Die Antworten wurden in gleicher Weise gesammelt und analysiert; die Belege - sind aus Raumgründen - icht wiedergegeben.

Ergebnis: Die Rose ist der vollständige Gegensatz zu uns. Sie hat tausendfachen Schlaf und tausend Augenlider, ist frisch und klar, erfüllt sich, arbeitet nicht. Wir dagegen sind orientierungslos, heiß, scheinbar schlafend, unter unseren Augenlidern. Wir erkennen die Rose nicht, können sie nicht beschreiben, sie verschließt sich und verteidigt sich gegen uns. Sie läßt sich nicht von uns pflegen. Unser Verhältnis zu ihr ist einseitig, wir sind ihr unterlegen. Wir sind den Rosen zugewandt, von ihnen beeindruckt, müssen versuchen, uns zu verändern um uns mit ihnen verbinden zu können, so zu werden, wie sie sind. Die Rose ist das höchste Wesen, wir bewundern und rühmen sie. Wir passen uns an ihr Wesen an durch Aufgabe unserer eigenen Existenz. Wir gehen auf in ihr durch unsere Verwandlung und die Lobpreisung der Rose.

(c) Wie ist die Wirkung der Rose, ihr Verhältnis zur Welt?

Auch die Antworten auf diese Frage werden hier nicht abgedruckt.

Ergebnis: Die Welt verwandelt sich durch die Rose. Die Materie, der Raum, die Zahl, die Formen, die Zeit sind anders als die, welche wir kennen. Das Feste, Abgesonderte, Losgelöste, Sachliche wird zum Überfließenden, Bewegten, den Raum Erfüllenden. Die Rose überwindet Form, Zahl und Zeit. Die von der Rose geschaffene Welt ist der Kontrast zur nüchteren, "prosaischen" Welt, ihr Kontrapunkt, ihre Gegenposition.

(d) Vergleich mit den Analysen Grabspruch und Les Roses.

Zu den Begriffen des *Grabspruchs* müssen weitere hinzugedacht werden, die in ihm aber schon angelegt sind, besonders der Widerspruch zur Welt und die Verwandlung von Welt in Innenraum durch die Rose, also durch Dichtung, durch Kunst. Auch in den Rosengedichten ist die *Verwandlung der Welt* zentral. Sie berichten ebenfalls über Innenraum, Reinheit, Schlaf, Lider, über Literatur und Widerspruch. Beide Analysen sind nicht "identisch" in dem Sinne, daß sich die Aussagen wiederholen. Der Grabspruch ist Überschrift, Programm oder Zusammenfassung. Die Rosen-Gedichte dagegen beschreiben das Phänomen in höchst differenzierter Weise. Unterschiede sind also erkennbar, aber die *Struktur* der Entwürfe, die Rolle der Rose, ist in beiden Fällen *gleich*. Die Analysen passen zueinander oder "ineinander", bestätigen sich gegenseitig. In diesem Sinne sind sie Validierungen.

II. Experimente zur Form des Grabspruchs

Bei einem Kunstwerk müssen, neben dem Inhalt, die Formen reflektiert werden und die wechselseitige Beziehung zwischen Inhalt und Form. *Beobachtung* und *Experiment* sind ebenfalls zur Analyse von Formen geeignet. Im vorhergehenden Abschnitt sind bei den Beobachtungen, obgleich sie auf Inhalte zielten, auch Formen aufgefallen, etwa die Überlappung von Bildern und ihre Metamorphose als dichterische Gestaltungsmittel. Jetzt verwenden wir *Experimente*.

Es sei daran erinnert, daß Texte zu heuristischen Zwecken modifiziert werden, um ihren formalen Aufbau zu entdecken. Wer der Tradition der Literaturwissenschaften verpflichtet ist, mag es als problematisch ansehen, literarische Kunstwerke inhaltlich oder formal zu *verändern*. Man möge diese Vorbehalte zurückstellen, weil Literatur durch Experimentieren nicht geschädigt wird, weil sie, wenn es sich um Hochliteratur handelt, nach den Experimenten im allgemeinen eindrucksvoller erscheint als bei distanzierter Betrachtung und weil Zusammenhänge entdeckt werden, die sonst vielleicht nicht erkennbar gewesen wären, was ja das Ziel des heuristischen Experimentierens ist.

Formen lassen sich manchmal nicht verändern, ohne daß der Inhalt beein-

flußt wird. Wir nehmen das in Kauf. Wir versuchen auch die Form "maximal strukturell" zu variieren, also uns ihr von mehreren, stukturell verschiedenen Seiten zu nähern. Experimente werden durch Fragen eingeleitet; wir fragen hier nach Rhythmik, Tönung und Verschränkung des Textes.

1. Die Rhythmik

Eine experimentelle Technik, die nur die Form, nicht die Inhalte variiert, ist das *Sprechen* eines geschriebenen (bzw. das Schreiben oder Drucken eines gesprochenen) Textes ("Transformation"). Stets sollte bei geschriebenen Texten geprüft werden, ob und wie sie sich sprechen lassen: Klingen sie? Zeigen sie einen besonderen Charakter, wenn sie laut gelesen oder vorgetragen werden? Texte von Rilke kann man gut vorlesen, der Leser möge sich bei den Experimenten zur Form des Grabspruchs dieser Technik bedienen. Daß man die Texte gut sprechen kann, heißt natürlich nicht, daß sie nicht *auch* Lese-Texte sind: so gut sie sich anhören, so gut sehen sie auch aus, etwa in den Handschriften oder in der mit dem Autor noch besprochenen ersten Insel-Gesamtausgabe (1927). Man wird bemerken, daß häufig die Schrift- und Sprech-Bilder verschieden sind; dies erkennt man besonders gut bei lautem Lesen. Wir arbeiten zunächst weiter mit *Sprech*-Abschnitten.

"Rose, o reiner Widerspruch", der erste Textabschnitt, wirkt "gestaltet". Wodurch? Vielleicht liegt es an der Wiederholung der Vokale o und der Konsonanten r an strategisch wichtigen Stellen: Rose, o reiner Widerspruch? Wir fragen, ob das "o" besonders gut zum Wort "Rose" paßt. Dazu *variieren* wir "o" durch Wörter mit *anderen* Vokalen. Beispielsweise (die Experimente sind fortlaufend nummeriert):

- | | | |
|-----|----|--|
| (1) | a: | Rose <u>a</u> ls reiner Widerspruch
Rose, <u>a</u> ch, reiner Widerspruch |
| (2) | e: | Rose, <u>e</u> r reine Widerspruch |
| (3) | i: | Rose <u>i</u> m reinen Widerspruch
Rose <u>i</u> st reiner Widerspruch |
| (4) | o: | Rose, <u>o</u> reiner Widerspruch |
| (5) | u: | Rose, <u>u</u> reiner Widerspruch |

Die Alternativen zum Originaltext (4) klingen alle nicht besonders gut, aber auch nicht besonders schlecht. Am ehesten paßt (5), wohl wegen des Inhalts, da sich hier, wie bei (4) eine Beziehung zwischen Mensch und Rose herstellt, nicht, wie bei anderen Bezeichnungen, zu einem Begriff. Ein Nebenergebnis. Die Version (1) - "ach" - hat auch den persönlich-emotionalen Bezug, aber keinen guten Klang.

Gleichermaßen eher negativ gehen Versuche aus, bei denen wir das r in rein verändern, das mit Rose alliterativ verbunden ist.

Etwa:

- (6) Rose, o feiner Widerspruch
 (7) Rose, o kleiner Widerspruch

Während die Inhalte dubios werden, hält sich die Form. Wir gehen noch einen Schritt weiter und verändern die Worte stärker:

- (8) Rose, du feiner Gegensatz
 (9) Rose, du klarer Gegensatz

"Irgendwie" bleibt die Atmosphäre erhalten. An der Wiederholung von Vokalen und Konsonanten, an alliterativen Techniken allein kann es nicht liegen. Durch *maximalen Aufwand* (Austausch von drei Wörtern von vier) haben wir nur *minimale Wirkung* erreicht.

Das umgekehrte Experiment versucht *maximale Wirkung* bei *minimalem Aufwand* zu erzielen. Dazu variieren wir die *Reihenfolge* der Wörter. Wir erhalten:

- (10) Rose, Widerspruch o reiner

Das Ergebnis ist katastrophal, der Text ist gänzlich zerstört. Die experimentelle Technik des Weiterführens auf Basis des Bisherigen ("Fortschreibung") deutet auf den vermutlichen Grund der Textverbiegung: sie geschah wohl des Reimes wegen! Vielleicht mit der Fortsetzung:

- (11) Rose, Widerspruch o reiner
 Lust, Niemandes Schlaf zu sein, nein keiner.

Nur durch die Umstellung von zwei Ausdrücken ist der Text verbunzt; wir sind auf das Niveau von Preisgedichten für Kegelclubs gesunken. Wir erfahren daraus, daß die Besonderheit des Originaltextes die *Sprachmelodie* ist, der *Rhythmus* in der Abfolge der Silben. Der Text ist nicht "geschlossen" wie durch einen Endreim. Wie sieht die Abfolge aus? Wir markieren die Silben.

- (12) Rose, o rei-ner Wi-der-spruch
 Rose, - - - - -

Die Abfolge der betonten Silben, nach Rose, ist also (bitte laut zu sprechen oder zu klopfen): eins - eins,eins - eins,eins,eins. Die originale Silbenfolge

hatten wir in den Beispielen (1)-(9) beibehalten, sie, offenbar, gibt dem Text das eigentümlich Schwebende, wie Flügelschläge, das Aufsteigende. Version (10) hat diesen Rhythmus nicht.

Was passiert, wenn wir das Ein-Silben-Wort "o" herausnehmen?

(13) Ro-se, rei-ner Wi-der-spruch
 - - - - -

Das klingt beim ersten Hinhören nicht so schlimm wie (10), erweist sich aber als ganz vertrackt anders als der Originaltext. Die Technik der Fortschreibung fragt: Wie geht der Rhythmus weiter? Antwort: im Marschtempo. Auf Ro-se folgt jetzt rei-ner, ein Doppelschritt, der ein Weitermarschieren erwarten läßt, einen festen Rhythmus, wahrscheinlich mit Betonung der Endreime. Also etwa so:

(14) Rose, reiner Widerspruch,
 lustvoll Niemandes Schlaf zu sein
 unter diesen vielen Lidern.

Skandierung ist aber beim Grabspruch gerade *nicht* beabsichtigt, das erfahren wir durch das Weglassen des "o". Dessen Herausnahme zeigt ebenfalls, wie ein *minimaler* Eingriff *Maximales* bewirkt; er zerstört den Text, indem er seinen schwebenden Rhythmus zerhackt.

Wie ist der Rhythmus des Gedichtes, beschrieben durch Silben und Pausen?

(15) Rose, o reiner Widerspruch,
 | - - | - - - - - |
 Lust, Niemandes Schlaf zu sein
 | - - | - - - - - |
 unter soviel Lidern.
 | - - | - - - - - |

Die beiden ersten Zeilen sind rhythmisch ähnlich. Sie beginnen jeweils mit einem (betonten) Wort und einer Pause danach, durch Kommata markiert. Das macht den Eindruck einer Basis. In beiden Fällen folgt dann Text in freiem Rhythmus: der Text wird leicht, er schwebt.

Die zweite Zeile wiederholt und bestätigt rhythmisch die erste. Eine experimentelle Weiterführung der Rhythmik ("Fortschreibung") würde im dritten Abschnitt ein ähnliches Muster erwarten lassen. Etwa:

(16) unter so vielen Lidern.
 | - - | - - - - - |

Im Original (Fassung 15, letzte Zeile) folgt aber ein Dreischritt: eins-zwei,

eins-zwei, eins-zwei. Das Gedicht klingt nicht schwebend aus, wie zu erwarten war, sondern endet, nahezu monumental. Ein sehr kunstvoller Rhythmus! Er wird durch die experimentelle "Fortschreibung" erkennbar, also die Dokumentation des Erwarteten. Die Abweichung ist die Überraschung.

2. Die Tönung

Welche Rolle spielen *Wiederholungen* von Vokalen und Konsonanten? In Gedichten im Spätwerk verwendet Rilke dieses Stilmittel mit Meisterschaft. Im folgenden unterstreichen wir die wiederholten Vokale. "Die Rosenschale" beginnt mit:

a Zornige sahst du flackern, sahst zwei Knaben
zu einem Etwas sich zusammenballen,
das Haß war ...

ü ... aufgetürmte Übertreiber,

a rasende Pferde, die zusammenbrachen

i, e, ä den Blick wegwerfend, bläkend das Gebiß
als schälte sich der Schädel aus dem Maule

Später auch:

u und Schuld und Unruh und verummtes Schicksal
und Dunkelheit ...

Bei der Beschreibung der Rosen:

i, ü Und dann wie dies: daß ein Gefühl entsteht,
ü, ä weil Blütenblätter Blütenblätter rühren?

Letzte Zeile:

o Nun liegt es sorglos in den offnen Rosen.

Wiederholt werden auch Konsonanten (z.B. Lautloses Leben), Wörter (z.B. Blütenblätter Blütenblätter) und Satzteile (Und dann wie dies: ... Und dies: ... Und dies vor allem: ...).

Welche Funktion haben diese Wiederholungen? Wir experimentieren mit Vokalen, *verändern* sie am Beispiel der letzten Zeile ("Transformation"), verwenden dabei Formulierungen aus dem Gedicht selbst. Den Rhythmus behalten

wir bei auch auf Kosten inhaltlicher Schwächen. Das Original:

(17) nun liegt es sorglos in den offenen Rosen.

Die Transformation:

(18) nun liegt es selig in der Rosenschale.

Der Vergleich zeigt zwei formale Besonderheiten des Originals: Die Adjektive beziehen sich auch im *Klang* auf das Substantiv: sorglos - offenen - Rosen. Und die drei Wörter mit "o" beziehen sich klanglich aufeinander, "färben" oder "tönen" den Satz. Das traf auch auf die anderen Beispiele zu. Die Transformation (18) dagegen ist *nicht* getönt, das Adjektiv bezieht sich nur grammatikalisch auf das Substantiv.

Auch beim Grabspruch nehmen wir an, daß die Gleichklänge der Vokale "Rose, o reiner Widerspruch, Lust ..." nicht unbeabsichtigt im Text stehen. Sie *überspringen* die rhythmische Zäsuren, die beim Sprechen oder Lesen durch Kommata der Schriftform nahegelegt werden. Tönung überlappt den Rhythmus. - Ein weiteres Experiment entfernt die Vokal-Gleichklänge aus dem Original:

(19) Rose, o reiner Widerspruch, Lust,

wird transformiert in:

(20) Rose, der reine Widerspruch, Glanz,

"Glanz" wurde aus den Sonetten an Orpheus (Zweiter Teil, IV) entlehnt.

Beim lauten Lesen erkennt man, daß "Rose, o ..." und "Widerspruch, Lust," *enger* zusammengehören als "Rose, der ..." und "Widerspruch, Glanz,": die Tönung verbindet die Begriffe.

Wie ist es mit dem Doppelklang "soviel Lidern"? Diese Konsonanten beziehen sich auch aufeinander, *trennen* aber. Die Silben am Ende müssen nacheinander gesprochen werden, nicht "fließend". Wäre der Text "schwebend" gemeint, so hätte der Originaltext (21) heißen können wie (22):

(21) unter soviel Lidern.

(22) unter so vielen Lidern.

Ergebnis: Auch die Tönung der Texte durch Vokalklänge, wie die Trennung durch die Wiederholung von Konsonanten, sind Kunstformen. Die Tönung

wird beim Grabspruch gegenläufig zur Rhythmik verwandt, indem sie das rhythmisch Getrennte durch den Klang wieder verbindet.

3. Die Verschränkung

Wir hatten den Grabspruch in Sprech-Einheiten zerlegt. Geschrieben wurde er aber anders: "Lust" steht am Ende der ersten Zeile, die zweite geht bis "soviel", die dritte besteht nur aus dem Wort "Lidern". Warum? Wir lesen den Text laut: mit Berücksichtigung der Schreibweise der Zeilen. Dies ist auch ein Experiment, weil wir uns maximal den Vorschriften anpassen, den Text "wörtlich" rezitieren ("Reduktion" durch Weglassen einer Korrektur durch Sinn).

- (23) Rose, o reiner Widerspruch, Lust, (Pause)
 Niemandes Schlaf zu sein unter soviel (Pause)
 Lidern.

Wir erfahren: Der Schreibweise entsprechendes Lesen zerhackt den Text. "Lust" gehört nicht zu "Widerspruch", sondern zu "Niemandes Schlaf ...", "Lidern" ist nicht der Beginn einer neuen Zeile, sondern das Ende der vorhergehenden.

Malte hat beschrieben, wie Nikolaj Kusmitsch, einer seiner Nachbarn, die ihm den Schlaf rauben, sich "das ausgedacht (hat) mit den Gedichten. Man sollte nicht glauben, wie das half. Wenn man so ein Gedicht langsam hersagte, mit gleichmässiger Betonung der Endreime, dann war gewissermaßen etwas Stabiles da, worauf man sehen konnte ..." (206). "Er lag und sagte lange Gedichte her ... in dem Tonfall, in dem Kinder Gedichte hersagen, wenn man es von ihnen verlangt ... es war dieser mit seinen Gedichten, der sich in meinem Kopfe einpuppte ..." (199, 200). " ... man hat Fälle gesehen, wo es bis ins Gehirn vordrang und gedieh, ähnlich den Pneumokokken." (199).

Das Aufsagen von Gedichten wie Kinder es tun, oder der "kleine Beamte" Kusmitsch - Rilke kann nicht als vorbildhaft gemeint haben, was das Gehirn verheert. Warum schreibt er also, wie man es nicht sprechen soll und nicht so, wie man es spricht? Er hat das Stilmittel häufig verwendet ("Enjambe-ment"). Wir machen ein weiteres Experiment:

- (24) Wer hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?
 und gesetzt selbst, es nähme einer mich plötzlich ans Herz:
 ich verginge von seinem stärkeren Dasein.
 Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang,
 ...

Der Text klingt nach Rilke, ist aber nicht von ihm, sondern nur "ungefähr", weil hier nämlich die Verschränkung im Originaltext durch Streichen der Passage *wenn ich schrie* herausgenommen wurde ("Reduktion"). Die erste Elegie beginnt:

- (25) Wer, *wenn ich schrie*, hörte mich denn aus der Engel
Ordnungen? und gesetzt selbst, es nähme
einer mich plötzlich ans Herz: ich verginge von seinem
stärkeren Dasein. Denn das Schöne ist nichts
als des Schrecklichen Anfang, ...

Beim Vergleich erkennt man die Besonderheit des Originals: den großen Atem, den Schwung und die Bewegung über die Zeilen hinweg, die Befreiung vom Zwang der Verszeile und des Versfusses. Der *gelesene* Originaltext "erhebt" sich gewissermaßen über den *geschriebenen*. Der geschriebene Text kann auf die "wörtliche" Weise *nicht* vorgetragen werden, er *muß* anders gelesen werden, als er hier steht.

Die Verschränkung ist also die Differenz der *wörtlich* gelesenen/gesprochenen und der *nach ihrem Sinn* gelesenen/gesprochenen Einheiten. Erst die verarbeitende Aufnahme stellt den "eentlichen" Sinn des Textes her.

Rilke hat *verschiedene* Formen der Verschränkung verwandt: das Überlappen von Rhythmus und Klang der Vokale, die Verschränkung von verschiedenen Rhythmen, das Übereinanderlegen von verschiedenen Symbolen, wie Rose, Dichtung, Augenlider, Schlaf. Verschränkung der Rhythmik ist Teil einer umfassenden formalen Differenzierung.

Welche *Funktion* haben die Verschränkungen? Folgende Zusammenhänge sind zu überlegen:

- Sie zeigen den Unterschied zwischen *Erscheinung* und *Sinn*. Die bloße Reproduktion der Erscheinung ist ohne Sinn.
- Sie verhindern "falsches" Lesen. Wörtliches Lesen wird bestraft durch Zerstörung des Textes. Die Überlappung "schützt" den Text (vor den Nikolaj Kusmitschs, den "Nachbarn"). Damit schützt sie das Kunstwerk vor dem Unverständnis der Außenwelt.
- Der "richtig" Lesende stellt den "richtigen" Text selbst her. Er ist verstanden, wenn er "richtig" gelesen wird. "Richtig" ist anders als der Anschein.
- Symbolisierung verlangt die Darstellung der Norm, die zeigt, daß die Dichtung über sie hinausgeht: daß der Grabspruch "überfließt" über starre Formen von fester Rhythmik, gleicher Silbenzahl und von Endreimen, also nicht "stabil" ist. "Offenheit" der freien Rhythmen wird auf dem Hintergrund von Standards erkennbar, denen sie sich *nicht* unterwirft.
- Die Überlappung hat auch eine *ästhetische* Funktion: die Faszination der

Einheit in der Vielfalt der Form oder, was dasselbe ist, der vielfältigen Manifestation des Einen, das sich im Gedicht verkörpert.

4. Das Ergebnis

Die Analyse der Form zeigt die Handschrift des Dichters, seinen Stil. Rhythmik, Tönung und Verschränkung wurden als Gestaltungsmittel erkennbar; Verschränkung, also das Überlappen oder das Übereinanderlegen von verschiedenen literarischen Formen ist ein dominantes Stilmittel.

Die formale Gestaltung ist sehr differenziert durch Auseinandernehmen und Zusammenfügen von Elementen zu einem neuen Ganzen, hoch kreativ, sehr stimmig, hohe Kunst.

In der Lyrik der Grabschrift erreicht sie ein besonderes Verhältnis zum Inhalt, dem Rühmen der Rose als Symbol der Dichtung, des Sängers, der Kunst, wie auch in gleicher Weise und aus gleichem Grunde zum Inhalt der großen Zyklen den Spätzeit, den Duineser Elegien und den Sonetten an Orpheus.

III. Zum Weltbild des Grabspruchs

Ich stelle Anmerkungen zur Methodologie der Theorienbildung voran. Wie kommt man zum Weltbild des Grabspruchs?

Die Ergebnisse der Such- und Analyseverfahren können geordnet und zusammengefaßt werden. Aus zunächst vorläufigen Sondierungen stellen sich nach und nach Verflechtungen von Bezügen her, Muster oder Strukturen, die größere Bereiche abdecken als bei isolierter Betrachtung zunächst erkennbar war, ähnlich einem Puzzlespiel oder der Rekonstruktion, sagen wir, einer griechischen Vase aus ihren Scherben. Die Vorgehensweise führt von den Daten zu deren Struktur oder, abstrakt ausgedrückt, von der Empirie *in Richtung* auf Theorie. Theorie in diesem Verständnis ist die Beschreibung der Struktur des Allgemeinen, das den besonderen Fall in sich schließt, aber auch auf andere besondere Fälle zutrifft. Deswegen ist der Weg vom Abstrakt-Allgemeinen zum Besonderen wieder *zurück* zu gehen, um es als Teil des Ganzen zu begreifen, wobei in der Regel eine Erweiterung des primären Verständnisses eintritt und möglicherweise auch eine Korrektur.

Das Verfahren, aus Daten zur Theorie aufzusteigen, ist immer die Analyse auf *Gemeinsamkeiten*. Aus dem Anschein nach zusammengehörenden Daten werden *Gruppen* gebildet, denen jeweils ein Strukturaspekt zugrunde liegt, eben ihre Gemeinsamkeit. Dann werden Bezüge zu "ähnlichen" Datengruppen gesucht und dann zu den übrigen. Dabei soll man mit Plausibilitäten anfangen

und "leichte" Lösungen aufspüren - erlebte "Ähnlichkeiten" sind zunächst subjektiv einsichtig und werden erst allmählich, durch Bestätigung durch "außenstehendes" Material, übersubjektiv. Das Verfahren hat gewisse Ähnlichkeiten mit der "Typenbildung", jedoch werden die subjektiv einsichtigen Gruppierungen als vorläufig angesehen, als Stufen zur Gesamtanalyse, aus der sich erst die "richtige" Gliederung der Daten ergibt. Die drei Arten des "Schlafs" im Malte und das "Verhalten" der Rosen in den Rosen-Gedichten stehen in *Übereinstimmung* mit der Gesamt-Analyse und sind von ihr mitbestimmt, deswegen "gehen sie auf" ("100%-Regel").

Ist die Datenbasis schmal, bleibt die Theorie unsicher. Im Wesen des Suchprozesses liegt es, über *mögliche* Zusammenhänge zu reflektieren. Man soll sobald als möglich mit der Konstruktion von *Vorformen* der Theorie beginnen. Je zahlreicher und je vielgestaltiger die Aspekte sind, die unter einem einheitlichen "Dach" integriert werden können, umso größer ist ihre Reichweite, desto notwendiger aber auch ihre Sicherung bzw. Validierung. Beides entsteht wechselseitig: Theorieanspruch erzeugt Prüfungsbedarf, Prüfung selbst wirkt auf den Theoriestatus zurück.

Der Weg vom kleineren zum größeren Ganzen ist fast immer mühsam, mit Umwegen, Sackgassen, Fehlleistungen, Scheinlösungen, Blockaden reichlich versehen, und er kann auch ins Leere führen, so daß wir wieder von vorne anfangen müssen, mit erweitertem oder anderem Material, mit neuer Sicht des alten, mit neuer Energie...

Der Grabspruch erklärt sich nicht aus sich selbst. Der Text muß *erforscht* werden als Teil des Spätwerkes, das ihn "auflöst". Da dieses aber auch nicht für sich steht, sondern eingebettet ist in persönliche, soziale und gesellschaftliche Umstände, können die Bezüge auch weiterreichen als nur bis zu den Texten. Um sie aufzudecken, reicht das bisherige Material, das ja die Anwendung der heuristischen Methode zeigen sollte, nicht aus. Die weitere Analyse kann verschiedene Richtungen einschlagen, dazu ist die Datenbasis zu erweitern und zwar jeweils durch *entsprechende* Informationen. Wir können das hier nicht zeigen.

Um jedoch anzudeuten, wie die vorliegende Untersuchung weitergeführt werden könnte, wenn wir das *Weltbild* in den Blick rücken, das sich in den hier behandelten Werken Rilkes spiegelt s.o.

1. Esoterik

Am auffälligsten für Leser, die sich mit der Dichtung Rilkes der mittleren und späten Zeit beschäftigen, ist die Schwierigkeit der Texte. Die Duineser Elegien und die Sonette an Orpheus sind schwer verständlich. Die umfang-

reiche Diskussion über den Grabspruch zeigt die Probleme, die selbst Experten mit seiner "Auslegung" haben. Das Verstehen von Texten dieser Schaffensperiode ist ähnlich dem Erlernen einer fremden Sprache: man muß das Vokabular, die Grammatik und die Syntax studieren, den Zusammenhang erfahren, in dem die Begriffe stehen. Im Gegensatz zu einer "normalen" Fremdsprache muß man sich Wörterbücher und Grammatik aber selbst erarbeiten. "Kann" man die Sprache, sind Rilkes späte Schriften nicht eigentlich "schwer". Sie sind nur "schwer zugänglich".

Das sagt etwas aus über unsere Distanz zum Werk, wohl aber auch über das Verhältnis des Dichters zum Leser: *er* soll sich der Dichtung nähern, *nicht sie* kommt ihm entgegen. Rilke will, daß sich der Leser in die Dichtung versenkt, sie "einatmet" (Les Roses 11), einen Dichter liest "wie schlafend" (Malte, 41), eins wird mit ihm (Les Roses 11). Dichtung soll und kann nicht erklärt werden, ist Kritik nicht zugänglich. Dichtung gehört, wie die Rose, überhaupt nicht der wirklichen, "prosaischen" Welt der Dinge an (Les Roses 20), sie ist unaussprechlich (Les Roses 16, 23). Auch die Verschränkung der Versformen und Überlappung der Symbolik betonen die Distanz der Dichtung zum Leser.

Esoterik ist ein Stilmittel, das den Text "schützt" vor jedermann und ihn nur dem öffnet, der sich Zugang zu ihm verschaffen will und kann. Kunst ist deswegen kein "Geheimnis" oder "Rätsel", keine Denksportaufgabe, als welche manche Deuter den Grabspruch angesehen haben (dazu Wolff 1983, 162). Dies ist keine Verschlüsselung für Eingeweihte, nicht Kunst für wenige.

Jede Kunst verlangt, sich auf ihre Bedingungen einzulassen und keine ist "einfach". Jedoch gibt es Unterschiede im Kunst-"Rezipienten"-Verhältnis, und diese sind (auch) gesellschaftlicher Art: vergleichsweise Nähe beider und vergleichsweiser Abstand der Kunst von jedermann, vom "Nachbarn", der "Menge", dem "Volk". Rilke, in den späten Gedichten, *betont* die Distanz zwischen Werk und Publikum, der Leser/Hörer *muß* die Sprache lernen, bei Strafe des Nichtverstehens. Man kann vielleicht auch sagen: *er reflektiert* die Distanz, die zwischen dem einzelnen und jedermann, zwischen dem Künstler und dem Volk eingetreten ist.

Ist damit auf eine *elitäre* Haltung des Dichters zu schließen? Das hängt von der Beantwortung der Frage ab, ob seine Kunst im Dienst einer gesellschaftlichen Elite steht oder zu stellen ist, also *Mittel* ist, *Partei*. Das kann in den Werken überhaupt nicht entdeckt werden. Nicht einmal der Adel, dem der Dichter so herzlich zugetan war und dem er sich zugehörig fühlte, kann zur Erklärung seiner Formensprache herangezogen werden. Rilkes Esoterik ist Esoterik der *Kunst*, gerade nicht elitär, sondern zugänglich.

2. Die Verinnerlichung

Sie ergibt sich aus der Teilung der Welt in eine Außenwelt und in ein Inneres und die Überwindung der realen Welt durch die Kunst. Symbole der Außenwelt sind Festigkeit und Härte der Dinge, der Zahlen, des Raumes; sind Aggression, Kampf, Streit, Disharmonie, sind die Nikolaj Kusmitschs. Symbole der Innenwelt sind Innenraum, Schlaf, Kunst, Literatur, Dichtung, Rose, Blumen, Tiere, der reine Raum, das Überfließen, die Verwandlung, das Offene, nirgends, niemand und Nicht. Die Schönheit der Dichtung, ihre Harmonie, das Ästhetische sind Kennzeichen des "Innen". Die Außenwelt wird überwunden durch Zuwendung zum Innen: sie wird "vergessen" (Die Rosenschale). Im Innen liegt Zukunft, wie in der Rose (Die erste Elegie). Hierher gehört auch die berühmte Formulierung "Nirgends, Geliebte, wird Welt sein, als innen." (Die siebente Elegie).

Zuwendung zum Innen heißt Abwendung vom Außen ("Widerspruch"), aber nicht als Flucht, Regression, Verdrängung verstanden, sondern als Leben, da die Innerlichkeit die Welt verwandelt, zum Reinen und Schönen führt durch die Rose oder die Kunst.

3. Widerspruch und Transzendierung der Wirklichkeit

Die Kunst - die Rose - hat eine *doppelte* Funktion: sie ist *gegen* die Außenwelt gesetzt in ihrer aggressiven, zerstörerischen Form und dabei "erfolgreich" (Die Rosenschale) oder sich selbst zerstörend (Die fünfte Elegie). Ihre eigentliche Funktion ist die *Sublimierung* und dabei die *Transzendierung* der Wirklichkeit. An *beide* Seiten erinnert der Grabspruch: Widerspruch *und* Lust, Niemandes Schlaf zu sein.

Die Sublimierung ist die Überwindung der "Wirklichkeit", der erlebten, erfahrenen Außenwelt, die gesehen, gehört, geschmeckt, gefühlt wird. Rilkes Wirklichkeitsbeschreibungen sind von äußerster Präzision. In der "Rosenschale" werden die Rosen einzeln beschrieben, die weiße, offene, kühle, kalte, gelbe, rosane, batistene, opalne. Alle sind konkret, aber ihre Eigenschaften können verallgemeinert werden: "Und sind nicht alle so ...die Welt da draußen ... in eine Hand voll Innres zu verwandeln?" Oder, in den Rosengedichten (6): "eine Rose ist alle Rosen". Sublimierung heißt: Überwindung oder Transzendierung des Einzelfalles durch das Allgemeine oder umgekehrt: der Einzelfall als Repräsentanz des Ganzen, als Symbol. Rose als Erscheinung ist gleichzeitig Rose als Idee: die Umwandlung der Außenwelt in Inneres, der Wirklichkeit in Kunst.

Überwindung der konkreten, harten Wirklichkeit gibt es auch im Formalen:

Symbolisierung überführt sie in die Idee des Wirklichen. Das "Überlappen" der Symbole und das "Enjambement" der Zeilen verunsichern die konkrete Form und deuten auf die "eigentliche", die hinter der Erscheinung liegt.

4. Abstrakter Subjektivismus

Die "Hand voll Inneres", in die sich die Welt verwandelt (Die Rosenschale) ist zunächst das Innere des Dichters, dann aber, weil es "rein" ist, das Innere schlechthin, der "reine Raum". Extremer Subjektivismus schlägt um in Abstrakt-Allgemeines. Die Poesie, so scheint es, führt in dieser Vorstellungswelt vom Subjektiven zum Objektiven, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Konkreten zum Idealistisch-Abstrakten. Deswegen kann man diese Erlebnisfigur "abstrakten Subjektivismus" nennen, der nicht nur das Subjekt-Objekt-Verhältnis in der Dichtung, sondern den Prozeß des Überganges des einen in das andere beschreibt oder den Prozeß der Sublimierung des Subjektiven zum Übersubjektiven durch Dichtung.

5. Das sublimierte Individuum

Als konkrete Personen, der "Welt" angehörend, sind die Individuen beschädigt oder zerstört. Verwiesen sei auf die Malte-Zitate: die Bedrohung kommt von außen - das Eigene leidet, der eigene Schlaf stellt sich nicht ein, selbst der eigene Tod wird versagt.

Der "Widerspruch" zum modernen Individuum in der "Welt" ist die abstrakte, "reine" Subjektivität der Kunst ("Rose"), die Hingabe des Individuums läßt es aufgehen in ihr und dies mit "Lust" (Grabspruch). Das Individuum wird erlöst oder geheilt, nicht durch Änderung der realen Welt, sondern durch ihre künstlerische Verwandlung in Abstraktes, Reines; nicht durch konkrete Gemeinschaft mit anderen Individuen, sondern durch Rückzug in die Innerlichkeit, die durch Reinheit Allgemeingültigkeit erreicht. Eine Theorie der Moderne verbindet sich mit Kunsttheorie: Beschädigung oder Zerstörung des Individuums kann aufgehoben werden durch den Rückzug in den sublimierten, die Welt verwandelnden Subjektivismus.

6. Komplexität, Bewegung, Totalität der Form

Die Form der späten Gedichte ist hoch komplex. Die Schwierigkeit ihres "Bereifens" liegt gerade in der außerordentlichen Vielseitigkeit der Ideen und Bilder; man rufe sich die französischen Rosengedichte in Erinnerung oder die sich durchdringenden Metaphern der Elegien, von denen wir die zuletzt

geschiebene, die fünfte, ausführlicher zitiert haben. Der Überreichtum an Formen, Bildern, Sprachmustern gibt den Eindruck des Überflusses und der Uerschöpflichkeit der Einfälle. Die Form ist auch in sich bewegt, sie strebt über die strenge Form, etwa des Sonetts hinaus ("Enjambement") zum Ganzen. Insofern ist die Form in Übereinstimmung mit dem *Anspruch* der abstrakten Reinheit der Dichtung, aber in ihrer Erscheinungsweise ist sie ungemein sinnhaft, anschaulich und erlebbar.

7. Die Negation der alltäglichen Welt, der Zeit, der Geschichte

Die Abgehobenheit und Esoterik dieser Kunst im Elfenbeinturm, die Lobpreisung der Innerlichkeit als Weg zur Verwandlung der Welt in eine, wie sollte es anders sein, bessere, sieht ab von aller Alltagspraxis. Sie kann als Kontrapunkt, als "Widerspruch" zur Alltagswelt aufgefaßt werden, die sie bestimmt, im Konkreten (Malte, Die achte Elegie) wie im Abstrakten, durch ihre der Kunst zugewiesenen Verwandlungskraft. Ob man dies sieht als Aufstieg der Kunst zu abstrakter Reinheit des Wortes, des Bildes und des Klanges, oder als Flucht und Rückzug aus der Turbulenz des Alltagslebens, mag der persönlichen Bewertung unterliegen.

Man wird aber, um die Basis einer umfassenderen Beurteilung zu erreichen, auch die Situation betrachten müssen, in der sich andere Lyrik, andere Kunst und andere Geisteshaltungen der Zeit befunden haben, wie die Situation der Naturwissenschaften, der Philosophie, der Theologie, also die des "Geistes" insgesamt, wie auch die Entwicklung derjenigen gesellschaftlichen Kräfte, die die physische Existenz des Geistes erst ermöglichte und mit denen er in einer gespannten Beziehung stand, der Ökonomie und Politik und der gesellschaftlichen Institutionen. Es mag daran erinnert werden, daß die massiven Schäden, die die Moderne in der Kriegs- und Nachkriegszeit in Mitteleuropa anrichtete, bereits unübersehbar waren und zur Flucht des Dichters aus den Großstädten in die Einsamkeit und Abgeschlossenheit hochgelegener fester Burgen und adeliger Wohnsitze führte. Wenige Jahre nach seinem vorzeitigen Tod brache die Weltwirtschaftskrise über die Weltökonomien, brachen die autoritären Regime über Mitteleuropa herein, die u.a. exemplifizierten, was mit Kunst im allgemeinen und Künstlern im besonderen zu geschehen habe, die esoterisch, ästhetisch und sublim waren oder gar kritisch.

Vor der heraufziehenden zweiten großen Katastrophe des Jahrhunderts, der ins Ungeheuerliche getriebenen physischen Vernichtung von Menschen, Materie und Kultur, die Literatur und Kunst nicht ausgenommen, vor der bis dahin größten Krise der bürgerlichen Gesellschaft, der massenhaften Zerstörung von Individuen und Individualität, physisch und nicht nur psychisch, aktiv

und geplant und nicht nur unbeabsichtigt, mag Rilkes Spätwerk als ein tragischer Versuch erscheinen zur Rettung der Kunst durch Subjektivität, zur Verwandlung der Außenwelt in Schönheit und Harmonie, zur Rettung des Individuums.

Literatur

I. Werke, Briefe

Insel-Verlag (Hg.), Rainer Maria Rilke, *Gesammelte Werke*, 6 Bände, Leipzig 1927. Aus dieser Ausgabe werden mit Seitenzahl zitiert: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (Band V, 5-300)(1904-1910, zumeist 1908-1909). Alle Entstehungsdaten nach Ernst Zinn in Rainer Maria Rilke, *Werke*, Band II,2 479-508 und Band III,2 625-628).

Zinn, E. (Hg.), Rainer Maria Rilke, *Sämtliche Werke*. Hg. vom Rilke-Archiv In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn, Wiesbaden 1957, 1957, Frankfurt am Main 1961-1974.

Zinn, E. (Hg.), Rainer Maria Rilke, *Werke*, 6 Bände, Frankfurt am Main, 1982². Die Textfassung entspricht der Ausgabe "Sämtliche Werke". Aus dieser Ausgabe werden der Grabspruch (Band II,1, 185) (27. Okt. 1925) und sämtliche Gedichte zitiert. Neue Gedichte (Band I,2): Früher Appollo (1906), Morgue (1906), Die Rosenschale (1907). Der neuen Gedichte anderer Teil (Band I,2): Das Rosen-Innere (1907). Duineser Elegien (Band I,2): Die erste Elegie (1912), Die fünfte Elegie (1922), Die siebente Elegie (1922), Die achte Elegie (1922). Die Sonette an Orpheus, erster Teil, I, V. (Band I,2), (1922). Saltimbanques (Band III,2, 459-461), (1907). Les Roses (Band II,2), (1-23 1924, 24 1926).

Schnack, I. (Hg.), Rainer Maria Rilke. *Die Briefe an Gräfin Sizzo*. 1921-1926, Frankfurt am Main 1977.

II. Monographien

Bassermann, D., *Der späte Rilke*, München 1947.

Brown, R.E., *Index zu Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids - Brigge*. *Indices zur deutschen Literatur* 6, Frankfurt am Main 1971.

Fülleborn, U., *Das Strukturproblem der späten Lyrik Rilkes*, Heidelberg 1973, 2. Auflage.

Goldsmith, U.K. (ed.), Rainer Maria Rilke: *A Verse Concordance to his complete Lyrical Poetry*, Leeds 1980.

Höhler, G., *Niemandes Sohn. Zur Poetologie Rainer Maria Rilkes*, München 1979.

Meier-Heinichen, G., *Das Symbol der Rose in den französischen Gedichten Rainer*

- Maria Rilkes. Versuch einer Interpretation des Zyklus "Les Roses", Hamburg 1956 (maschinenschriftliche Dissertation).
- Salis von, J.R., Rilkes Schweizer Jahre. Ein Beitrag zur Biographie von Rilkes Spätzeit. Frankfurt am Main 1975.
- Schnack, I., Rainer Maria Rilke. Leben und Werk im Bild. Frankfurt am Main 1977, 3. Auflage.
- Small, W., Rilke - Kommentar zu den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, University of North Carolina Press, Chapel Hill 1983.
- Wolff, J., Rilkes Grabschrift. Manuskript und Druckgeschichte, Forschungsbericht, Analysen und Interpretation, Heidelberg 1983.

Biographische Notiz

Ich füge eine biographische Notiz bei über meine Forschungspraxis und bestimmende Einflüsse auf sie.

Mitte der 50er Jahre hatte ich die Freude, Herta Herzog in New York kennenzulernen, die "entdeckende" qualitative Sozialforschung betrieb und über sehr umfangreiche Forschungserfahrung und Kenntnis der Personen in den akademischen und kommerziellen Forschungsinstituten verfügte. Sie gehörte zum Lazarsfeld-Kreis im "Bureau of Applied Social Research" der Columbia-Universität. Herta Herzog hatte in Wien bei den Bühlern und bei Lazarsfeld studiert, der die "Marenthal"-Studie gerade abgeschlossen hatte. Ich war damals der Meinung, zur Beurteilung von Sozialforschung sei es nützlich, die Forschungstreibenden aufzusuchen, mit ihnen über ihre Forschungen zu reden und ihre Ansichten über die Sozialwissenschaft im allgemeinen kennenzulernen. Dies wenigstens in einigem Umfang zu verwirklichen, forderte extensives Reisen, schärfte aber auch die Interview- und Bewertungsfähigkeit und hat letzten Endes große Zeitersparnis bewirkt: mich durch Berge schlechter Sozial- und psychologischer Forschung hindurchzuarbeiten, blieb mir weitgehend erspart. Herta Herzog bin ich noch heute dafür dankbar.

Durch sie habe ich Angehörige des ehemaligen Frankfurter Instituts für Sozialforschung kennengelernt und andere, die den Nazis glücklich entkommen waren: Leo Löwenthal, Else Frenkel, Marie Jahoda, Hans Zeisel. Mit Paul Massing hatte ich besonders engen Kontakt. Mit Harriett B. Moore, damals University of Chicago und Partnerin im Forschungsinstitut Social Research, habe ich dort und später in Hamburg zusammengearbeitet und publiziert, bei dieser Gelegenheit auch Max Horkheimer und Theodor W. Adorno im Frankfurter Institut getroffen. Harriett Moore kooperierte mit W. Lloyd Warner und William E. Henry. In Chicago hatte ich mit Anselm Strauss, Bernice Neugarten, Herbert Blumer, Everett C. Hughes, David Riesman und anderen Kontakt, die in der Tradition der klassischen amerikanischen Soziologie arbeiteten. In Hamburg habe ich die Gründung eines Forschungsinstituts veranlaßt, das diese Methoden anwandte und mit ihnen viele Jahre lang geforscht, Erfahrungen gesammelt und experimentiert. Günstige berufliche Umstände gaben mir die Möglichkeit mit, gemessen an heutigen universitären Verhältnissen, nahezu unbegrenzten Mitteln auftragsorientierte, aber in beträchtlichem Umfang auch Grundlagenforschung qualitativer und quantitativer Art zu betreiben in allen (west)europäischen Ländern und in Übersee, vor allem in Lateinamerika mit zahlreichen Kontakten zu kommerziellen und universitären Forschungseinrichtungen und

-personen.

Durch diese Forschungen und die damit verbundenen Publikationen hat sich seit 1968, zunächst durch Lehraufträge, die Verbindung zum Institut für Soziologie der Universität Hamburg hergestellt - auf Anregung von Janpeter Kob und Heinz Kluth bin ich, nach meiner Habilitation für das Fach Soziologie, 1977 als Professor für Soziologie zur Universität gewechselt. Nachdem ich in den fünfziger Jahren vornehmlich mit qualitativ-psychologischen Forschungen begonnen hatte, immer auch sehr große quantitative Surveys initiierte und betreute, wurde ich durch meine neuen in den USA lebenden Freunde zu soziologischer Forschung angeregt; René König hat das sehr unterstützt. Ihm bin ich sehr verbunden, wie meinen akademischen Lehrern, deren Einfluß sich erst spät in meinen eigenen Forschungen niedergeschlagen hat: dem Kunsthistoriker Rudolf Kömstedt aus der phänomenologischen Wölfflin-Schule, dem Anglisten und Literatursoziologen Levin Ludwig Schücking und dem Psychologen Wilhelm Arnold. Bei ihnen habe ich gelernt, daß man sich sozialen Gegenständen auf sehr verschiedene Weise nähern kann, was eine besondere Erfahrung war, weil sie zum Schritt über die Fächergrenzen hinaus ermunterte. Dabei waren mir, gerade für methodologische Überlegungen, die Denkweisen der Klassiker der verschiedenen Richtungen in unseren Wissenschaftsgebieten von hohem Nutzen, die uns lehren können, die Blickwinkel nach Möglichkeit breit und die Themen substantiell zu fassen.

Vielleicht interessiert es Studierende und Forschende, daß ich bei meinen universitären Untersuchungen auf Gelder von Stiftungen nicht angewiesen war und, von zwei Ausnahmen abgesehen, auch solche nicht beantragt habe; das eine Projekt, die Fertigstellung einer bereits nahezu abgeschlossenen internationalen (quantitativen) Untersuchung zu ermöglichen, scheiterte, der zweite Antrag für ein (qualitatives) Kleinst-Projekt wurde zwar bewilligt, die Abwicklung war aber so unerfreulich, daß ich es dabei beließ. Alle Untersuchungen, die ich hier vorgestellt habe und solche, über die ich hoffe noch berichten zu können, sind mit eigenen und studentischen Kräften ausgeführt worden; die geringen Kosten (bei teilweise allerdings beträchtlichem Zeitaufwand) sind ein äußerliches, gleichwohl angenehmes Kennzeichen dieser Art von Sozialforschung.

Literatur

Vorbemerkung: Nach Möglichkeit sind die Erstausgaben herangezogen oder die Ersterscheinungsjahre vermerkt worden.

- Ach, N., Über die Willenstätigkeit und das Denken. Eine experimentelle Untersuchung mit einem Anhang: Über das Hippiasche Chronoskop, Göttingen 1905.
- Adorno, Th. W., E. Frenkel-Brunswik, D. J. Levinson, R. Nevitt-Sanford, The Authoritarian Personality, New York 1950.
- Adorno, Th. W., Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 1938, S. 321-356.
- Adorno, Th. W., Negative Dialektik, Frankfurt am Main 1966.
- Adorno, Th. W., H. Albert, R. Dahrendorf, J. Habermas, H. Pilot, K. R. Popper, Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Neuwied, Berlin 1969.
- Adorno, Th. W., Die psychologische Technik in Martin Luther Thomas Rundfunkreden, in: ders., Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt am Main 1973, S. 360-483 (zuerst 1935).
- Adorno, Th. W., Minima Moralia, Frankfurt am Main 1951.
- Adorno, Th. W., Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie, Frankfurt am Main 1970.
- Albert, H., Probleme der Wissenschaftslehre in der Sozialforschung, in: König, R. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 1, 3. Auflage 1973, S. 57-102.
- Allport, G. W., L. Postman, The Psychology of Rumor, New York 1948.
- Anderson, B., Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London 1983.
- Andrew, W. K., The Phenomenological Foundations for Empirical Methodology I: The Method of Optional of Variations, in: Journal of Phenomenological Psychology, 16, 2 Pittsburgh, Pa. 1985, S. 1-30.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1, Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Band 2 Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens, Reinbek 1973.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Kommunikative Sozialforschung, München 1976.
- Aristoteles, Über die Seele, übersetzt von Willy Theiler, in: Grumach, E. (Hg.), Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, 13, Buch II, Darmstadt 1966, 2. Auflage, S. 24-48.
- Attelander, P., Methoden der empirischen Sozialforschung, Berlin 1969.
- Aufenanger, S., M. Lenssen (Hg.), Handlung und Sinnstruktur. Bedeutung und Anwendung der objektiven Hermeneutik, München 1986.
- Baacke, D., Lebensweltanalyse von Fernstudenten. Werkstattbericht, Fernuniversität Hagen 1978.
- Balmer, H. (Hg.), Geschichte der Psychologie, 2 Bände, Weinheim, Basel 1982.
- Baumann, Z., Hermeneutics and Social Science, New York 1978.

- Beck, U., Risikogesellschaft, Frankfurt am Main 1986.
- Beicken, P. U., Franz Kafka. Eine kritische Einführung in die Forschung, Frankfurt am Main 1974, Kap. 4, 5.
- Bellack, A., M. Hersen (Hg.), Research Methods in Clinical Psychology, New York u.a. 1984.
- Berbüsse, V., Die "eigentliche Wahrheit" als kulturelle Norm. Leo-Baeck-Institut, Jerusalem 1987 (Manuskript).
- Berelson, B., Content Analysis in Communication Research, Glencoe, Ill. 1952.
- Berger, P., Th.W. Luckmann, The Social Construction of Reality, Garden City, New York 1967 (deutsch: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt am Main 1969, Stuttgart 1972, 3. Auflage).
- Bergmann, J.R., Ethnomethodologische Konversationsanalyse, in: Schröder, P., H. Steger (Hg.), Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache, Düsseldorf 1981, S. 9-51.
- Bergmann, J.R., Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion, Berlin 1987.
- Bergmann, W., R. Erb, Kommunikationslatenz, Moral und öffentliche Meinung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38, 1986, S.223-246.
- Bessler, H., Aussagenanalyse, Düsseldorf 1972, 2. Auflage.
- Betti, E., Die Hermeneutik als allgemeine Methodik der Geisteswissenschaften, Tübingen 1962.
- Bingham, W. V. D., B. V. Moore, How to Interview, New York 1941.
- Blumer, H., Public Opinion and Public Opinion Polling, in: Blumer, H., Symbolic Interactionism, Englewood Cliffs, N. J. 1959, S. 195-208.
- Blumer, H., Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek 1973, Band 1, S. 80-146 (zuerst 1969).
- Bogdan, R., S. J. Taylor, Introduction to Qualitative Research Methods, New York, London, Sydney, Toronto 1975.
- Bogumil, J., Immerfall, S., Wahrnehmungsweisen empirischer Sozialforschung. Zum (Selbst-) Verständnis des sozialwissenschaftlichen Erfahrungsprozesses. Frankfurt, New York 1985.
- Bonß, W., A. Honneth (Hg.), Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie, Frankfurt am Main 1982.
- Bonß, W., Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung, Frankfurt am Main 1982.
- Boring, E. G., A History of Experimental Psychology, New York 1950, 2. Auflage (zuerst 1929).
- Bortz, J., Lehrbuch der empirischen Forschung für Sozialwissenschaftler, Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo 1984.
- Bredenkamp, J., Experiment und Feldexperiment, in: Graumann, C.F. (Hg.), Handbuch der Psychologie, 7, Sozialpsychologie, 1. Halbband, Göttingen 1969, S. 332-374.
- Brentano, F., Psychologie vom empirischen Standpunkte, Band 1, Leipzig 1874.
- Bromme, R., E. Hömberg, Psychologie und Heuristik, Darmstadt 1977.

- Brožek, J., S. Diamond, Die Ursprünge der objektiven Psychologie, in: Balmer, H. (Hg.), Geschichte der Psychologie, Band 2, Göttingen 1982, S. 37-135.
- Bühler, K., Tatsachen und Probleme zu einer Psychologie der Denkvorgänge, I. Über Gedanken, in: Archiv für die gesamte Psychologie, 9, 1907, S. 297-365, II. Über Gedankenzusammenhänge, desgl., 12, 1908a, S. 1-23, III. Über Gedankenerinnerungen, desgl., 12, 1908b, S. 24-52.
- Bühler, K., Antwort auf die von W. Wundt erhobenen Einwände gegen die Methode der Selbstbeobachtung an experimentell erzeugten Erlebnissen, in: Archiv für die gesamte Psychologie, 12, 1908c, S. 93-123.
- Bundesregierung, Presse- und Informationsamt, jeweils Bulletins Nr.1, Bonn 1987, 1988, 1989.
- Bunge, M., Scientific Research, Vol. I, II, Berlin, Heidelberg, New York 1967, 2. Auflage.
- Bunge, M., Causality. The Place of the Causal Principle in Modern Science, Cambridge, Mass. 1959.
- Burrichter, C., R. Inhetveen, R. Kötter (Hg.), Technische Rationalität und rationale Heuristik, Paderborn u.a. 1986.
- Campbell, D. T., Th. D. Cook, Quasi- Experimentation: Designs and Analysis Issues for Field Settings, Chicago 1979.
- Cattell, R. B., Die empirische Erforschung der Persönlichkeit, Weinheim, Basel 1973 (zuerst 1965).
- Cattell, R. B., Handbuch der multivariaten experimentellen Psychologie, Frankfurt am Main 1980 (zuerst 1966).
- Chapin, F. S., Das Experiment in der soziologischen Forschung, in: König, R. (Hg.), Praktische Sozialforschung, Band 2, Beobachtung und Experiment, Köln 1967, S. 221-258.
- Chapin, F. S., Experimental Designs in Sociological Research, New York, London 1955, 2.Auflage (zuerst 1947).
- Child, I. L., Humanistic Psychology and the Reserach Tradition, New York, London, Sydney, Toronto 1973.
- Cicourel, A. V., Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt am Main 1974 (zuerst englisch 1964).
- Colaizzi, P. F., Psychological Research as the Phenomenologist Views it, in: Valle, R. S., M. King, Existential-Phenomenological Alternativs for Psychology, New York 1978, S. 48-71.
- Dammann, R., Die dialogische Praxis der Feldforschung. Der ethnographische Blick als Paradigma der Erkenntnisgewinnung, Frankfurt am Main, New York 1991.
- Dannenberg, L., Methodologien, Struktur, Aufbau und Evaluation, in: Erfahrung und Denken, Band 71, Berlin 1989.
- Davis, K., W. E. Moore, Some Principles of Stratification, in: American Sociological Review, 10, 1945, S. 242-249.
- Davison, G. L., J.M. Neale, Abnormal Psychology. An Experimental Clinical Approach, New York 1978, 2. Auflage (deutsch: Klinische Psychologie. Ein

- Lehrbuch, München, Wien, Baltimore 1984, 2. Auflage).
- Deichsel, A., Elektronische Inhaltsanalyse, Berlin 1975.
- Deichsel, A., B. Thuns (Hg.), Formen und Möglichkeiten des Sozialen, Hamburg, 1988.
- Denzin, N. K., Interpretative Interactionism, Newbury Park 1989.
- Descartes, R., Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung, Hamburg 1960 (zuerst mit dem Titel: Discours de la méthode pour bien conduire sa raison, et chercher la vérité dans les sciences, Leyden 1637).
- Dilthey, W., Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und Geschichte, in: ders., Gesammelte Schriften, Band 1, Leipzig, Berlin 1922 (zuerst 1883).
- Dilthey, W., Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie, in: ders., Gesammelte Schriften, Band 5., Stuttgart 1957, 2. Auflage, S. 139-240 (zuerst 1894).
- Dilthey, W., Über vergleichende Psychologie. Beiträge zum Studium der Individualität, in: ders., Gesammelte Schriften, Band 5, Stuttgart 1957, 2. Auflage, S. 211-316 (zuerst 1895/96).
- Dilthey, W., Die Entstehung der Hermeneutik, in: ders., Gesammelte Schriften, Band 5, Stuttgart 1957, 2. Auflage, S. 317-338 (zuerst 1900).
- Dingler, H., Das Experiment. Sein Wesen und seine Geschichte, München 1928.
- Dörner, D., Problemlösen als Informationsverarbeitung, Stuttgart 1979, 2. Auflage (zuerst 1976).
- Dohrenwend, B. S., S. A. Richardson, Directiveness and Non-Directiveness in Research Interviewing. A Reformulation of the Problem, in: Psychological Bulletin, 60, 1963, S. 475-485.
- Duncker, K., Zur Psychologie des produktiven Denkens, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1963, Berlin, Heidelberg, New York 1974, 3. Auflage (zuerst 1935).
- Duncker, K., A Qualitative (Experimental and Theoretical) Study of Productive Thinking (Solving of Comprehensible Problems), in: The Pedagogical Seminary and Journal of Genetic Psychology, Child Behavior, Animal Behavior and Comparative Psychology, 33, 1926, S. 642-708.
- Eckartsberg, R. von, Life-World Experience. Existential-phenomenological Research Approaches in Psychology, Washington 1986.
- Edwards, A. L., Versuchsplanung in der psychologischen Forschung, Weinheim, Berlin, Basel 1971 (nach der dritten Auflage, englisch 1968).
- Ehrenfels, Ch. von, Über Gestaltqualitäten, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie, 14, 1890, S. 249-292.
- Einstein, A., Zur Elektrodynamik bewegter Körper, in: Annalen der Physik, 17, 1905, S. 891-921.
- Einstein, A., Über die spezielle und allgemeine Realitätstheorie (gemeinverständlich), Braunschweig 1916.
- Einstein, A., L. Infeld, Die Evolution der Physik, Wien, Hamburg 1978 (zuerst 1938).

- Engels F., Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, in: Marx-Engels-Werke, Band 2, Berlin (Ost) 1970, S. 229-506 (zuerst 1845).
- Engels, F., Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Marx-Engels-Werke, Band 19, Berlin (Ost) 1962 (zuerst 1880).
- Eysenek, H. J., Sigmund Freud. Niedergang und Ende der Psychoanalyse, München 1985.
- Fechner, G. Th., Elemente der Psychophysik, Leipzig 1860.
- Feyerabend, P., Wider den Methodenzwang, Frankfurt am Main 1983, 3. Auflage.
- Fietkau, H.-J., Zur Methodologie des Experiments in der Psychologie, Meisenheim am Glan 1973.
- Filstead, W. J., Qualitative Methodology: Firsthand Involvement with the Social World, Chicago 1970.
- Fisher, B. M., A. L. Strauss, Interactionism, in: Bottomore, T., R. Nisbet (Hg.), A History of Sociological Analysis, London 1979, S. 457-498.
- Flick, U., E. von Kardorff, H. Keupp, L. von Rosenstiel, S. Wolff (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung, München 1991.
- Flick, U., Triangulation, in: Flick, U., E. von Kardorff, H. Keupp, L. von Rosenstiel, S. Wolff (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung, München 1991, S. 432-434.
- Frank, Ph., Ernst Mach and the Unity of Science, in: Cohen R. S., R. J. Seeger (Hg.), Ernst Mach, Physicist and Philosopher, Boston Studies in the Philosophy of Science, 6, Dordrecht 1970, S. 235-244.
- Freeman, D., Margaret Mead und Samoa: The Making and Unmaking of an Anthropological Myth, Cambridge, Mass. 1983 (deutsch: Liebe ohne Aggression-Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker, München 1983).
- Freud, S., Die Traumdeutung, in: ders., Gesammelte Werke, Band 2/3, London 1942 (zuerst 1900).
- Freud, S., Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum), in: ders., Gesammelte Werke, Band 4, London 1941 (zuerst 1901).
- Freud, S., Die Freudsche psychoanalytische Methode, in: ders., Gesammelte Werke, Band 5, London 1942, S. 3-10 (zuerst 1904).
- Freud, S., Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, in: ders., Gesammelte Werke, Band 6, London 1940 (zuerst 1905).
- Freud, S., Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben, in: ders., Gesammelte Werke, Band 7, London 1941, S. 241-377 (zuerst 1909).
- Freud, S., Über den Gegensinn der Urworte, in: ders., Gesammelte Werke, Band 8, London 1943, S. 214-221, (zuerst 1910).
- Freud, S., Die Verneinung, in: ders., Gesammelte Werke, Band 14, London 1948, S. 11-15 (zuerst 1925).
- Freud, S., Abriß der Psychoanalyse, in: ders., Gesammelte Werke, Band 17, London 1941, S. 63-138 (geschrieben 1938, zuerst 1940).

- Frey, D., S. Greif (Hg.), Sozialpsychologie, München, Wien, Baltimore 1983.
- Frick, W. B., Humanistic Psychology, Columbus, Ohio 1971.
- Friedeburg, L. von, Die Umfrage in der Intimsphäre, Stuttgart 1953.
- Friedmann, H. (Hg.), Problem-oriented Medical Diagnosis, Boston 1975.
- Friedrich, W., W. Hennig, Der sozialwissenschaftliche Forschungsprozeß, Berlin (Ost) 1975.
- Friedrichs, J., Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek 1973.
- Fries, J. F., System der Logik, Heidelberg 1914 (zuerst 1811).
- Fromm, E., Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 1/2, 1932, S. 28-54.
- Fromm, E., Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung, München 1980 (zuerst 1929).
- Fromm, E., Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 1, 1932, S. 253-277.
- Gadamer, H.-G., Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1975, 4. Auflage (zuerst 1960).
- Gadamer, H.-G., Hermeneutik, in: Ritter, J., Historisches Wörterbuch der Philosophie, Darmstadt 1974, S. 1061-1073.
- Gale, R. E., Developmental Behavior: A Humanistic Approach, London 1969.
- Garfinkel, H., Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1, Reinbek 1973, S. 189-262, (zuerst 1959).
- Garfinkel, H., Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs, N. Y. 1967.
- Garfinkel, H., H. Sacks, On Formal Structures of Practical Actions, in: McKinney, J. C., E. Tiryakian (Hg.), Theoretical Sociology, New York 1970.
- Geertz, C., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983 (zuerst 1959-1977).
- Gerdas, K. (Hrsg.), Explorative Sozialforschung, Stuttgart 1979.
- Giddens, A., Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung, Frankfurt am Main 1976 (zuerst englisch 1976).
- Giorgi, A., U. F. Fischer, R. von Eckartsberg (Hg.), Duquesne Studies in Phenomenological Psychology, Vol. 1, Pittsburgh, Pa. 1971, Vol. 2, Pittsburgh, Pa. 1975.
- Giorgi, A., Psychology as a Human Science, New York 1970.
- Giorgi, A. (Hg.), Phenomenological and Psychological Research, Pittsburgh, Pa. 1985.
- Glaser, B. G., A. L. Strauss, The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research, New York 1979, 10. Auflage (zuerst 1967).
- Glaser, B. G., Theoretical Sensitivity, Mill Valley, Cal. 1978.
- Glaser, B. G., Basics of Grounded Theory Analysis, Mill Valley, Cal. 1992.
- Glinz, H., Grundbegriffe und Methoden inhaltsbezogener Text- und Sprachanalysen, Düsseldorf 1965.
- Glinz, H., Linguistische Grundbegriffe und Methodenüberblick, Bad Homburg

1970.

Glinz, H., Strukturalistische und inhaltsbezogene Methoden der Sprach- und Dichtungsanalyse in der Germanistik, in: ders., Sprachwissenschaft heute, Stuttgart 1970, 2. Auflage, S. 9-24.

Glinz, H., Der deutsche Satz, Düsseldorf 1970, 6. Auflage.

Glinz, H., Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik, Bern, München 1973, 6. Auflage.

Glinz, H., Textanalyse und Verstehenstheorie, Band 1, Wiesbaden 1977, 2. Auflage, Band 2, Wiesbaden 1978.

Glover, J. A., R. R. Ronning, C. E. Reynolds, Handbook of Creativity, New York, London 1989.

Goethe, J. W., Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt, in: ders., Werke, Vollständige Ausgabe letzter Hand, Band 50, Stuttgart, Tübingen 1833, S. 8-24.

Goffman, E., Frame Analysis. An Essay in the Organization of Experience, Cambridge 1974, New York 1974 (deutsch: Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt am Main 1977).

Gorges, I., Sozialforschung in Deutschland 1872-1914, Königstein i. T. 1980.

Greenwood, E., Das Experiment in der Soziologie, in: König, R. (Hg.), Praktische Sozialforschung, Band 2, Beobachtung und Experiment, Köln 1967, S. 171-220.

Groner, R., M. Groner, W. F. Bischof (Hg.), Methods of Heuristics, Hillsdale, N. J., London 1983.

Groner, M., R. Groner, W. F. Bischof, Approaches to Heuristics: a Historical Review, in: dies., Methods of Heuristics, Hillsdale, N. J., London 1983, S. 1-18.

Habermas, J., Strukturwandel der Öffentlichkeit, Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neuwied, Berlin 1969, 4. Auflage (zuerst 1962).

Habermas, J., Erkenntnis und Interesse, in: ders., Technik und Wissenschaft als "Ideologie", Frankfurt am Main 1968, S. 146-168 (zuerst 1965).

Habermas, J., Erkenntnis und Interesse. Mit einem neuen Nachwort. Frankfurt am Main 1973 (zuerst 1968).

Habermas, J., Ein Literaturbericht (1967): Zur Logik der Sozialwissenschaften, in: Habermas, J., Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien, Frankfurt am Main 1970, S. 71-329 (zuerst 1967).

Habermas, J., Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik in: ders., Kultur und Kritik, Frankfurt am Main 1973, S. 264-301 (zuerst 1970).

Habermas, J., S. Bovenschen u.a., Gespräche mit Herbert Marcuse, Frankfurt am Main 1978.

Habermas, J., Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bände., Frankfurt am Main 1981.

Habermas, J., Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt am Main 1983.

Habermas, J., Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt am Main 1985.

- Hager, W., R. Westermann, Planung und Auswertung von Experimenten, in: Breidenkamp, J., H. Feger (Hg.), Enzyklopädie der Psychologie, 5, Hypothesenprüfung, Göttingen, Toronto, Zürich 1983, S. 24-238 (mit ausführlicher Literatur).
- Haney, C., C. Banks, Ph. G. Zimbardo, Interpersonal Dynamics in a Simulated Prison, in: International Journal of Criminology and Penology, Band 1, 1973, S. 69-97.
- Hartkopf, W., Dialektik-Heuristik-Logik. Nachgelassene Schriften, Frankfurt am Main 1987.
- Hawking, St., A Brief History of Time, New York u.a. 1988.
- Hartmann, H., Empirische Sozialforschung. Probleme und Entwicklungen. München 1970.
- Heckhausen, H., F. Kieckhefer, W. Baese, Allgemeine Psychologie in Experimenten, Göttingen 1970.
- Heckmann, G., Das sokratische Gespräch, Hannover 1980.
- Hegel, G. W. F., Wer denkt abstrakt? in: ders., Werke, Band 2, Frankfurt am Main 1970, S. 575-581 (zuerst 1807).
- Hegel, G. W. F., Phänomenologie des Geistes, in: ders., Werke, Band 3, Frankfurt am Main 1970 (zuerst 1807).
- Hegel, G. W. F., Wissenschaft der Logik I, in: ders., Werke, Band 5, Frankfurt am Main 1969 (zuerst 1812, 1831)
- Hegel, G. W. F., Grundlinien der Philosophie des Rechts, in: ders., Werke, Band 7, Frankfurt am Main 1970 (zuerst 1820).
- Hegglin, R., Differentialdiagnose innerer Krankheiten, Stuttgart 1972, 12. Auflage.
- Heintel, P., Th. Macho, Noch einmal "Konstituierungsthese", in: Zeitschrift für Didaktik der Philosophie, 1983, S. 3-10.
- Heinze, Th., H.-W. Klusemann (Hg.), Lebensweltanalyse von Fernstudenten. Theoretische und methodenpraktische Überlegungen zur Interpretation narrativer Interviews. Werkstattbericht, Fernuniversität Hagen 1978.
- Heinze, Th., H.-W. Klusemann, H.-G. Soeffner (Hg.), Interpretation einer Bildungsgeschichte, Bensheim 1980.
- Heinze, Th., Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven, Opladen 1992, 2. Auflage (zuerst 1987).
- Hersen, M., S. M. Turner (Hg.), Diagnostic interviewing, New York, London 1985.
- Hicks, Ch. R., Grundlagen der experimentellen Versuchsplanung (Methoden der Psychologie, Band 7), Frankfurt am Main 1980 (zuerst englisch 1964).
- Hoffmann-Riem, Ch., Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 1980, S. 339-372.
- Hoffmann-Riem, Ch., Das adoptierte Kind, München 1984.
- Holsti, O. R., Content Analysis for the Social Sciences and Humanities, Reading, Mass. u.a. 1969.
- Holzkamp, K., Theorie und Experiment in der Psychologie, Berlin, New York 1981, 2. Auflage (1964).

- Holzkamp, K., *Wissenschaft als Handlung*, Berlin 1968.
- Holzkamp, K., *Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten*, Frankfurt am Main, New York 1972.
- Holzkamp, K., *Grundlegung der Psychologie*, Frankfurt am Main, New York 1985.
- Hopf, Ch., E. Weingarten (Hg.), *Qualitative Sozialforschung*, Stuttgart 1979, Weinheim, Basel 1985.
- Horkheimer, M., Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung, in: *Sozialphilosophische Studien*, Frankfurt am Main 1972, S. 33-46 (zuerst 1931).
- Horkheimer, M., Traditionelle und kritische Theorie, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, 6, 1937, S. 245-294.
- Horkheimer, M., Notes on Institute Activities, in: *Zeitschrift für Sozialforschung*, 9, 1941, S. 121-123.
- Horkheimer, M., *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*, Frankfurt am Main 1967 (zuerst 1947).
- Horkheimer, M., Th. W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung, Philosophische Fragmente*, Frankfurt am Main 1969 (zuerst Amsterdam 1947).
- Hufnagel, E., *Einführung in die Hermeneutik*, Stuttgart 1975.
- Husserl, E., Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, in: *Husserliana*, Band 3, Den Haag, 1950 (zuerst 1913).
- Husserl, E., Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge, in: *Husserliana*, Band 1, Den Haag 1963, 2. Auflage (zuerst 1929).
- Husserl, E., Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie, in: *Husserliana*, Band 6, Den Haag 1962, 2. Auflage (zuerst 1935/36).
- Institut für Sozialforschung, *Studien über Autorität und Familie*, Paris 1936.
- Irle, M., *Lehrbuch der Sozialpsychologie*, Göttingen, Toronto, Zürich 1975.
- Jahoda, M., P. F. Lazarsfeld, H. Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal*, Allensbach, Bonn 1960, 2. Auflage (zuerst 1933). *Journal of Humanistic Psychology*, Waltham, Mass. 1961 ff.
- Jüttemann, G., Induktive Diagnostik als gegenstandsangemessene psychologische Grundlagenforschung, in: ders., (Hg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie*, Weinheim, Basel 1985.
- Jüttemann, G. (Hg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie*, Weinheim, Basel 1985.
- Jüttemann, G., Komparative Kasuistik als Strategie psychologischer Forschung, in: *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 29, 2, 1981, S. 101-118.
- Kaam, A. van, Existential Foundation of Psychology, in: Eckartsberg, R. von, *Life-World Experience. Existential-Phenomenological Research Approaches in Psychology*, Washington D.C. 1986. S. 30 f.
- Kant, I., Kritik der reinen Vernunft, zweite Auflage, in: ders., *Sämtliche Werke*, Band 3, Leipzig 1920 (zuerst 1787).
- Kant, I., Vorrede zur zweiten Auflage, Kritik der reinen Vernunft, in: ders., *Sämtliche Werke*, Band 3, Leipzig 1920, S. 11-33 (zuerst 1787a).

- Kant, I., Kritik der praktischen Vernunft, in: ders., Sämtliche Werke, Band 5, Leipzig 1920 (zuerst 1788).
- Kant, I., Kritik der Urteilskraft, in: ders., Sämtliche Werke, Band 3, Leipzig 1921 (zuerst 1790).
- Katz, D., Studien zur experimentellen Psychologie, Basel 1953.
- Katz, D., Gestaltpsychologie, Basel 1948, 2. Auflage.
- Kelsen, H., Vergeltung und Kausalität, Den Haag 1946.
- Kent, R. A., A History of British Empirical Sociology, Aldershot 1981.
- Kippenberg, H. G., B. Luchesi (Hg.), Magie: Die sozialwissenschaftliche Kontroverse über das Verstehen fremden Denkens, Frankfurt am Main 1978.
- Klaus, G., H. Liebscher, Wörterbuch der Kybernetik, Frankfurt am Main 1979.
- Kleining, G., Die Idee des "echten Mannes" in Deutschland, in: Psychologie und Praxis, 3, 1959, S. 57-63.
- Kleining, G., Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 1982, S. 224-253.
- Kleining, G., Das qualitative Experiment, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38, 1986, S. 724-750.
- Kleining, G., Das rezeptive Interview, Manuskript, Hamburg 1987.
- Kleining, G., Wie ist kritische Sozialforschung möglich? in: Deichsel, A., B. Thuns (Hg.), Formen und Möglichkeiten des Sozialen, Hamburg 1988, S. 235-249.
- Kleining, G., Systeme im Alltagsverständnis. Zur Phänomenologie der Moderne, in: Witte E. H. (Hg.), Sozialpsychologie und Systemtheorie, Braunschweiger Studien zur Erziehungs- und Sozialarbeitswissenschaft, 26, Braunschweig 1990, S. 233-254.
- Kleining, G., Das qualitativ-heuristische Verfahren der Textanalyse am Beispiel der Neujahrsansprachen des Bundeskanzlers Kohl, in: Opp de Hipt, M., E. Latniak (Hg.), Sprache statt Politik? Politikwissenschaftliche Semantik- und Rhetorikforschung, Opladen 1991a, S. 246-277.
- Kleining, G., Textanalyse als Heuristik, in: H. Kreutz (Hg.), Pragmatische Analyse von Texten, Bildern und Ereignissen. Qualitative Methoden, Oral History und Feldexperimente, Opladen 1991b, S. 23-29.
- Kleining, G., Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung, in: Flick, U., E. von Kardorff, H. Keupp, L. von Rosenstiel, St. Wolff (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung, München 1991c, S. 11-22.
- Kleining, G., Heuristik für Psychologie und Sozialwissenschaften, in: Jüttemann, G., (Hg.), Individuelle und soziale Regeln des Handelns. Beiträge zur Weiterentwicklung geisteswissenschaftlicher Ansätze in der Psychologie, Heidelberg 1991d, S. 197-207.
- Kleining, G., Qualitative Experimente über Vorurteile, in: Hoefert, H.-W., Ch. Klotter (Hg.) Neue Wege der Psychologie, Heidelberg, erscheint 1994.
- Klingemann, H.-D. (Hg.), Computerunterstützte Inhaltsanalyse in der empirischen Sozialforschung, Frankfurt am Main, New York 1984.
- Köhler, W., Intelligenzprüfungen an Anthropoiden. Abhandlung der preussischen Akademie der Wissenschaften, Physikalisch-mathematische Klasse, Nr. 1.,

- Berlin 1917 (Intelligenzprüfungen bei Menschenaffen, Berlin 1963, 2. Auflage).
- Köhler, W., Zur Psychologie des Schimpansen, in: Psychologische Forschung, 1, 1922, S. 2-46.
- Köhler, W., Psychologische Probleme, Berlin 1933.
- Köhler, W., Die Aufgabe der Gestaltpsychologie, Berlin, New York 1971 (zuerst englisch 1969).
- König, R. (Hg.), Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung, Köln, Berlin, 1972, 8. Auflage (zuerst 1956).
- König, R. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 1, Stuttgart 1973 f., 3. Auflage.
- König, R., N. Stehr, Ein letztes Gespräch mit Paul F. Lazarsfeld (1901-1976) über sich selbst, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 28, 1976, S. 796-807.
- Koolwijk, J. van, M. Wieken-Mayser (Hg.), Techniken der empirischen Sozialforschung, Bände 2-8, München, Wien 1974-86.
- Koolwijk, J. van, Die Befragungsmethode, in: Koolwijk, J. van, M. Wieken-Mayser (Hg.), Techniken der empirischen Sozialforschung, Band 4, München, Wien 1974, S. 9-23.
- Kracauer, S., The Challenge of Qualitative Content Analysis, in: Public Opinion Quarterly, 16, 1952/53, S. 631-642.
- Kreutz, H., Pragmatisch-experimentelle Textanalyse an autobiographischen literarischen Textvorlagen. Referat für den Kongreß der Deutschen/Österreichischen/Schweizer Gesellschaft für Soziologie, Zürich, Oktober 1988.
- Krippendorff, K., Content Analysis. An Introduction to its Methodology, Beverly Hills, London 1980.
- Kromrey, H., Empirische Sozialforschung, Opladen 1986, 3. Auflage.
- Krotz, F., Lebenswelten in der Bundesrepublik Deutschland. Eine EDV-gestützte qualitative Analyse quantitativer Daten, Opladen 1990.
- Kubicek, H., Heuristische Bezugsrahmen und heuristisch angelegte Forschungsdesigns als Elemente einer Konstruktionsstrategie empirischer Forschung, in: Köhler, R. (Hg.), Empirische und handlungstheoretische Forschungsinterpretationen in der Betriebswirtschaftslehre, Stuttgart 1977.
- Küchler, M., Qualitative Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 1980, S. 373-386.
- Kuhn, Th., Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt am Main 1981, 5. Auflage (zuerst 1962).
- Kuhn, Th. S., Die Entstehung des Neuen, Frankfurt am Main 1978 (zuerst englisch 1976).
- Lamnek, S., Qualitative Sozialforschung, Band 1: Methodologie, München, Weinheim 1988, Band 2: Methoden und Techniken, München, Weinheim 1989.
- Lazarsfeld, P. F., The Controversy over Detailed Interviews - an Offer for Negotiation, in: Public Opinion Quarterly, 8, 1944, S. 38-60.
- Lazarsfeld, P. F., Historical Notes on the Empirical Study of Action: An Intellectual Odyssey, in: ders., Qualitative Analysis, Boston 1972, S. 53-105.

- Leithäuser, Th., B. Volmerg, Anleitung zur empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren, Frankfurt am Main 1979.
- Leithäuser, Th., B. Volmerg, Psychoanalyse in der Sozialforschung, Opladen 1988.
- Leithäuser, Th., Die Interpretationsgemeinschaft und der Text, ein Beispiel aus der Praxis, in: ders., B. Volmerg, Psychoanalyse in der Sozialforschung, Opladen 1988, S. 262-291.
- Lewin, K., Gesetz und Experiment in der Psychologie, in: ders. Werkausgabe, Band 1, Bern und Stuttgart 1981, S. 279-320 (zuerst 1927).
- Lewin, K., Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim 1955.
- Lewis, O., Life in a Mexican Village. Teploztan restudied, Urbana 1963 (zuerst 1951).
- Lietaer, G., J. Rombauts, R. van Balen, Client- Centered Experiential Psychotherapy in the Nienties, Leuven 1990.
- Lindsay, S. T., G. Powell (Hg.), A Handbook of Clinical Adult Psychology, Aldershot 1987. Lisch, R., J. Kriz, Grundlagen und Modelle der Inhaltsanalyse, Reinbek 1978.
- Löwenthal, L., Das Individuum in der individualistischen Gesellschaft. Bemerkungen über Ibsen, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 5, 1936, S. 321-363.
- Löwenthal, L., Knuth Hamsun, Zur Vorgeschichte der autoritären Ideologie, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 6, 1937, S. 295-345.
- Löwenthal, L., N. Guterman, Prophets of Deceit. A study of the Techniques of the American Agitator, in: Horkheimer, M., S. H. Flowerman (Hg.), Studies in Prejudice, New York 1949.
- Loffland, J., Analyzing Social Settings, Belmont, Calif. 1971.
- Loffland, J., Doing Social Life, New York, London, Sydney, Toronto 1975.
- Lorenzer, A., Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf, Frankfurt am Main 1974.
- Luhmann, N., Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1985.
- Lukács, G., Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats, in: ders., Geschichte und Klassenbewußtsein, Berlin 1963, S.170-355 (zuerst 1922).
- Lynd, R. S., H. M. Lynd, Middletown. A Study in American Culture, New York 1956 (zuerst 1929).
- Lynd, R. S., H. M. Lynd, Middletown in Transition. A Study in Cultural Conflicts, New York 1937.
- Mach, E., Über das Sehen von Lagen und Winkeln durch die Bewegung des Auges, in: Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe, Band 43, Wien 1861, S. 215-224.
- Mach, E., Die Erklärung der Harmonie, in: ders., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen, Leipzig 1897, 2. Auflage, S. 32-47 (zuerst 1864).
- Mach, E., Bemerkungen zur Lehre vom räumlichen Sehen, in: ders., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen, Leipzig 1897, 2. Auflage, S. 119-125 (zuerst 1865).
- Mach, E., Wozu hat der Mensch zwei Augen? in: ders., Populär-wissenschaftliche

- Vorlesungen, Leipzig 1897, 2. Auflage, S. 78-100 (zuerst 1866).
- Mach, E., Die Gestalten der Flüssigkeit, in: ders., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen, Leipzig 1897, 2. Auflage, S. 1-16 (zuerst 1868).
- Mach, E., Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit, Leipzig 1872, 2. Auflage (zuerst 1872).
- Mach, E., Die Mechanik in ihrer Entwicklung. Historisch-kritisch dargestellt, Darmstadt 1988, Nachdruck der 9. Auflage (zuerst 1883).
- Mach, E., Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen, Darmstadt 1985, Nachdruck der 9. Auflage (zuerst 1886 als: Beiträge zur Analyse der Empfindungen).
- Mach, E., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen, Leipzig 1923, 5. Auflage (zuerst 1895).
- Mach, E., Über Gedankenexperimente, in: Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht, 10, 1896a, S. 1-5.
- Mach, E., Die Principien der Wärmelehre. Historisch-kritisch entwickelt, Leipzig 1919, 3. Auflage (zuerst 1896b).
- Mach, E., Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung, Darmstadt 1980, 5. Auflage (zuerst 1905).
- Mach, E., Die Principien der physikalischen Optik. Historisch und erkenntnispsychologisch entwickelt, Leipzig 1921.
- Madge, J., The Tools of Social Science, London 1953.
- Malinowski, B., Coral Gardens and their Magic: A Study of the Methods of Tilling and Soil and Agricultural Rites in the Trobriand Islands, Vol. 1, 2, New York 1935 (deutsch: Korallengärten und ihre Magie, Frankfurt am Main 1981).
- Malinowski, B., Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea, London 1953, 4. Auflage (deutsch: Argonauten des westlichen Pazifiks. Ein Bericht über Unternehmen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea, Frankfurt am Main 1979).
- Mangold, W., Gruppendiskussionen, in: König, R. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 2, Stuttgart 1973, 3. Auflage S. 228-259.
- Mannheim, K., Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation, in: Wolff, K. H. (Hg.), Karl Mannheim. Wissenssoziologie, Neuwied, Berlin, 1964, S. 91-154 (zuerst 1921).
- Mannheim, K., Ideologische und soziologische Interpretation der geistigen Gebilde in: Wolff, K. H. (Hg.), Karl Mannheim. Wissenssoziologie, Neuwied, Berlin, 1964, S. 388-407 (zuerst 1926).
- Marbe, K., Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil, Leipzig 1901.
- Marcuse, H., Ideengeschichtlicher Teil, in: Institut für Sozialforschung, Studien über Autorität und Familie, Paris 1936, S. 136-228.
- Marcuse, H., Über den affirmativen Charakter der Kultur, in: Zeitschrift für Sozialforschung, 6, 1937, S. 54-94.
- Marcuse, H., Triebstruktur und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1967 (zuerst: Eros

und Kultur, 1957).

- Marcuse, H., *Der eindimensionale Mensch*, Darmstadt, Neuwied 1967 (zuerst 1964)
- Markard, M., *Methodik subjektwissenschaftlicher Forschung. Jenseits des Streits um quantitative und qualitative Methoden*, Hamburg, Berlin 1991.
- Marquard, O., *Die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften*, in: *Universitas*, 42, 1987, Band 1, S. 18-25.
- Marx, K., *Zur Judenfrage*, in: *Marx-Engels-Werke*, Band 1, Berlin (Ost) 1970, S. 347-377 (zuerst 1844a).
- Marx, K., *Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844*, in: *Marx-Engels-Werke*, Ergänzungs-Band 1, Berlin (Ost) 1974, S. 465-588 (zuerst 1844b).
- Marx, K., *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, in: *Marx-Engels-Werke*, Band 8. Berlin (Ost) 1972 (zuerst 1852).
- Marx, K., *Einleitung [zu den "Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie"]* Berlin (Ost) 1983, (zuerst 1857).
- Marx, K., *Lohn, Preis und Profit*, in: *Marx-Engels-Werke*, Band 16, Berlin (Ost) 1962 (zuerst 1865).
- Marx, K., *Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band*, in: *Marx-Engels-Werke*, Band. 23, Berlin (Ost) 1972 (zuerst 1867).
- Marx, K., *Nachwort zur zweiten Auflage, Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band*, in: *Marx-Engels-Werke*, Band. 23, Berlin (Ost) 1972 (zuerst 1873).
- Marx, K., *Das Kapital, Kritik der politischen Ökonomie, Dritter Band*, in: *Marx-Engels-Werke*, Band. 25, Berlin (Ost) 1973 (zuerst 1894).
- Massing, P. W., *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus*, Frankfurt am Main 1959 (zuerst 1949).
- Maturana, U. R., *Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit*, Braunschweig, Wiesbaden 1982.
- Maus, H., *Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung*, in: König, R. (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Stuttgart 1967, 18-37.
- May, E., *Kleiner Grundriß der Naturphilosophie*, Meisenheim am Glan 1949.
- Mayntz, R., K. Holm, P. Hübner, *Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung*, Opladen 1974, 4. Auflage (zuerst 1969).
- Mayring, Ph., *Qualitative Inhaltsanalyse*, in: Jüttemann, G. (Hg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie*, Weinheim und Basel, 1985, S. 187-211.
- Mayring, Ph., *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim 1988, 2. Auflage (zuerst 1983).
- Mead, M., *Coming of Age in Samoa. A Psychological Study of Primitive Youth for Western Civilisation*, New York 1949 (deutsch: *Kindheit und Jugend in Samoa*, München 1970).
- Merleau-Ponty, M., *La structure du comportement*, Paris 1942 (deutsch: *Die Struktur des Verhaltens*, Berlin, New York, 1976).
- Merleau-Ponty, M., *La phénoménologie de la perception*, Paris 1945 (deutsch: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin, 1966).

- Merleau-Ponty, M., *Les aventures de la dialectique*, Paris 1955.
- Merleau-Ponty, M., *Le philosophe et son ombre*, in: *Signes*, Paris 1960.
- Merten, K., *Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis*, Opladen 1983.
- Metzger, W., *Gesetze des Sehens*, Frankfurt am Main 1936.
- Metzger, W., *Das Experiment in der Psychologie*, in: *Studium Generale*, 5, 1952, S. 142-163.
- Metzger, W., *Psychologie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften*, in: Balmer, H. (Hg.), *Geschichte der Psychologie*, Band 1, Weinheim, Basel 1982, S. 3-16.
- Michotte, A., *Phänomenale Kausalität*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Band 1, Bern 1982 (zuerst 1946).
- Milgram, S., *Obedience to Authority*, New York u.a. 1974 (deutsch: *Das Milgram-Experiment. Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität*, Reinbek 1974).
- Mill, J. S., *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive*, 1843 (deutsch: *System der deduktiven und induktiven Logik*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Band 2-4, Aalen 1968).
- Miller, G. A., E. Galanter., K. H. Pribram, *Strategien des Handelns. Pläne und Strukturen des Verhaltens*, Stuttgart 1973 (zuerst englisch 1960).
- Mills, C. W., *The Sociological Imagination*, New York 1959.
- Mohler, P. Ph., *Zur Pragmatik qualitativer und quantitativer Sozialforschung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 33, 1981, S. 716-734.
- Müller, J., *Grundlagen der systematischen Heuristik*, Berlin (Ost) 1970.
- Nassen, U. (Hg.), *Studien zur Entwicklung einer materialen Hermeneutik*, München 1979.
- Neisser, U., *Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie*, Stuttgart 1979 (zuerst englisch 1976).
- Nelson, L., *Die sokratische Methode*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Band 1, Hamburg 1970, S. 271-316.
- Neurath, P. M., *The Writings of Paul F. Lazarsfeld: A Topical Bibliography*, in: Merton, R. K., J. S. Coleman, P. H. Rossi, *Qualitative and Quantitative Social Research. Papers in Honor of Paul F. Lazarsfeld*, New York, London 1979.
- Newell, A., H. A. Simon, *Human Problem Solving*, Englewood Cliffs, N. J. 1972.
- Noelle, E., *Umfragen in der Massengesellschaft*, Reinbek 1963.
- Oevermann, U., T. Allert, E. Konau, J. Krambeck, *Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften*, in: Soeffner, H.-G. (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 352-434.
- Oevermann, U., T. Allert, E. Konau, *Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin*, in: Heinze, Th., H.-W. Klusemann, H.-G. Soeffner (Hg.), *Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*, Bensheim 1980, S. 15-69.
- Oevermann, U., *Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse*,

- in: Friedeburg, L. v., J. Habermas (Hg.), Adorno Konferenz 1983, Frankfurt am Main, 1983, S. 234-289.
- Opp, K.-D., The Experimental Method in the Social Sciences, in: Quantity and Quality, 4, 1970, S. 39-54.
- Opp, K.-D., Methodologie der Sozialwissenschaften, Reinbek 1976, 2. Auflage.
- Pages, R., Das Experiment in der Soziologie, in: König, R. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 3a, Stuttgart 1973, 3. Auflage, S. 273-342.
- Parsons, T., Evolutionäre Universalien der Gesellschaft, in: Zapf, W. (Hg.), Theorien des sozialen Wandels, Köln, Berlin 1970, 2. Auflage, S. 55-74 (zuerst englisch 1964).
- Parsons, T., The Social System, New York 1951.
- Parthey, H. u.a. (Hg.), Struktur und Funktion der experimentellen Methode, Rostock 1965.
- Piaget, J., Das Weltbild des Kindes, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980 (zuerst französisch 1926).
- Piaget, J., Understanding Causality, New York 1974 (zuerst französisch 1927).
- Piaget, J., Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde, in: ders., Gesammelte Werke, Band 2, Stuttgart 1975 (zuerst französisch 1937).
- Piaget, J., Psychologie der Intelligenz, Zürich 1947 (zuerst französisch 1947).
- Piaget, J., Meine Theorie der geistigen Entwicklung, Frankfurt am Main 1983 (zuerst englisch 1970).
- Piaget, J., Gesammelte Werke, Band 1-10, Stuttgart 1975.
- Pollock, F., Gruppenexperiment - ein Studienbericht, Frankfurt am Main 1955.
- Polya, G., Schule des Denkens. Vom Lösen mathematischer Probleme, Bern 1967, 2. Auflage (zuerst englisch 1945).
- Pongratz, L., Problemgeschichte der Psychologie, München 1984, 2. Auflage (zuerst 1967).
- Popitz, H., Prozesse der Machtbildung, Tübingen 1968.
- Popper, K., Logik der Forschung, Tübingen 1976, 6. Auflage (zuerst 1934).
- Preiser, S., Kontroversen um das Experiment, in: Balmer, H. (Hg.), Geschichte der Psychologie, Band 1, Weinheim, Basel 1982, S.43-57.
- Preiser, S., Anfänge und Fortschritte von Experiment und Test, in: Balmer, H. (Hg.), Geschichte der Psychologie, Band 2, Weinheim, Basel 1982, S 136-164.
- Psathas, G. (Hg.), Everyday Language. Studies in Ethnomethodology, New York 1979.
- Psathas, G., Phenomenological Sociology. Issues and Applications, New York, London, Sydney, Toronto 1973.
- Rausch, E., Edwin Rausch, in: L. Pongratz, W. Traxel, E. G. Wehner (Hg.), Psychologie in Selbstdarstellungen, Band 2, Bern 1979, S. 211-255.
- Redfield, R., Tepoztlán, A Mexican Village. A Study of Folk Life, Chicago 1930.
- Richardson, S. A., B. S. Dohrenwend, D. Klein, Interviewing. Its Forms and Functions, New York, London 1965.
- Ricœur, P., De l'interprétation. Essai sur Freud, Paris 1965 (deutsch: Die Interpretation. Ein Versuch über Freud, Frankfurt am Main 1969).
- Riegel, K. G., Grundlagen der dialektischen Psychologie, Stuttgart 1980.

- Ritser, J., *Inhaltsanalyse und Ideologiekritik. Ein Versuch über kritische Sozialforschung*, Frankfurt am Main 1972.
- Ritser, J., *Zur Wissenschaftslogik einer kritischen Sozialwissenschaft*, Frankfurt am Main 1976.
- Ritter, J., *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Darmstadt 1974.
- Robinson, P. W., *Fundamentals of Experimental Psychology*, Englewood Cliffs, N. J., 1976.
- Roethlisberger, F. J., W. J. Dickson, *Management and the Worker*, Cambridge, Mass. 1956 (zuerst 1939).
- Rogers, C. R., *The Non-Directive Method as a Technique for Social Research*, in: *American Journal of Sociology*, 50, 1945, S. 279-283.
- Rogers, C. R., *Die nicht-direktive Beratung*, München 1972.
- Rogers, C. R., *Client-Centred Therapy*, Boston 1951.
- Rogers, C. R., *Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie - Client-Centred Therapy*, Frankfurt am Main 1988.
- Rokeach, M., *The Open and the Closed Mind*, New York 1960.
- Roth, E., *Sozialwissenschaftliche Methoden*, München, Wien 1987, 2. Auflage (zuerst 1984).
- Roth, E., *Allgemeine Forschungsstrategien*, in: Roth, E. (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Methoden*, München, Wien 1987.
- Rubin, E., *Visuell wahrgenommene Figuren*, Kopenhagen 1921 (zuerst dänisch 1914).
- Rust, H., *Struktur und Bedeutung. Studien zur qualitativen Inhaltsanalyse*, Berlin 1980.
- Rust, H., *Methoden und Probleme der Inhaltsanalyse*, Tübingen 1981.
- Sacks, H., *Das Erzählen von Geschichten innerhalb von Unterhaltungen*, in: Kjolseth, R., F. Sack (Hg.), *Zur Soziologie der Sprache*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 15, Köln, Opladen 1971, S. 307-314.
- Sacks, H., *On the Analysability of Stories by Children*, in: Gumper, J. J., D. Hymes (Hg.), *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication*, New York, 1972, S. 325-345.
- Sader, M., *Rollenspiel als Forschungsmethode*, Opladen 1986.
- Sartre, J.-P., *Baudelaire. Ein Essay*, Hamburg 1953.
- Sartre, J.-P., *Question de méthode*, Paris 1960. Deutsch: *Marxismus und Existenzialismus. Versuch einer Methodik*, Reinbek 1964.
- Sartre, J.-P., *Gesammelte Werke*, 1-8, Reinbek 1986.
- Schatzman, L., A. L. Strauss, *Field Research. Strategies for a Natural Sociology*, Englewood Cliffs, N. J. 1973.
- Schepers, H., *Stichwort: Heuristik, heuristisch*, in: Ritter, *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Darmstadt 1974, S. 1115-1120.
- Scheuch, E., *Das Interview in der Sozialforschung*, in: König, R. (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Stuttgart 1973, 3. Auflage, S. 66-190.
- Schleiermacher, F., *Dialektik*, Odebrecht, R. (Hg), Leipzig 1942, Nachdruck Darm-

- stadt 1988 (zuerst Vorlesungen 1811-1837).
- Schleiermacher, F., Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament, in: Frank, M. (Hg.) Schleiermacher, Hermeneutik und Kritik, Frankfurt am Main 1977 (zuerst 1838).
- Schmieder, D., Das Individuum in der deutschen Literatur im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Eine explorative Studie mit qualitativen Methoden, Diplomarbeit, Hamburg 1988.
- Schmölders, C. (Hg.), Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie, München 1979.
- Schnapper-Arndt, G., Fünf Dorfgemeinden auf dem hohen Taunus, in: Schmoller, G. (Hg.), Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Band 4, Leipzig 1883 (Neuaufgabe: Bonn, Allensbach, 1963).
- Schnell, R., P. B. Hill, E. Esser, Methoden der empirischen Sozialforschung, München, Wien 1988.
- Schraml, W. J. (Hg.), Klinische Psychologie, Bern, Stuttgart, Wien 1970.
- Schütz, A., T. Luckmann, Strukturen der Lebenswelt, Neuwied, Darmstadt 1975.
- Schütz, A., Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Wien, Frankfurt am Main 1974 (zuerst 1932).
- Schütze, F., W. Meinefeld, W. Springer, A. Weymann, Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 2, Reinbek 1973, S. 433-495.
- Schütze, F., Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Kommunikative Sozialforschung, München 1976, 159-260.
- Schütze, F., Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, in: Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, 1977, Nr. 1, S. 1-62.
- Schulte, M., Das Valentin-Buch, München, Zürich 1984.
- Selltiz, C., M. Jahoda, M. Deutsch, S. W. Cook, Untersuchungsmethoden der Sozialforschung, 2 Bände, Neuwied, Darmstadt 1972 (zuerst 1952).
- Selz, O., Die Gesetze der produktiven und reproduktiven Geistestätigkeit, Bonn 1924.
- Sennett, R., Verfall und Ende des öffentlichen Lebens, die Tyrannei der Intimität, Frankfurt 1985, 3. Auflage.
- Severin, F. T. (Hg.), Humanistic Viewpoints in Psychology, New York 1965.
- Siebel, W., Die Logik des Experiments in den Sozialwissenschaften, Berlin 1965.
- Silbermann, A., Systematische Inhaltsanalyse, in: König, R. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 4, Stuttgart, 1973, 3. Auflage, S. 253-339.
- Simmel, G., Die Gegensätze des Lebens und der Religion, in: Das freie Wort, 1904, S. 305-312.

- Simmel, G., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig, Berlin, 1958, 4. Auflage (zuerst 1908).
- Simmel, G., Der Konflikt der modernen Kultur, ein Vortrag, München, Leipzig 1918.
- Soeffner, H.-G. (Hg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979.
- Soeffner, H.-G., Beiträge zu einer Soziologie der Interaktion, Frankfurt am Main u.a. 1984.
- Sommer, J., Dialogische Forschungsmethoden, München, Weinheim 1987.
- Spiegelberg, H., The Phenomenological Movement. A historical Introduction, The Hague, 1982, 3. Auflage (zuerst 1965).
- Stada, H. (Hg.), Lehrbuch Allgemeine Psychologie, Bern 1990.
- Staiger, E., Die Kunst der Interpretation, Zürich 1971.
- Stapelfeldt, G., Das Problem des Anfangs in der Kritik der Politischen Ökonomie, Frankfurt am Main, New York 1979.
- Stevens, S. S. (Hg.), Handbook of Experimental Psychology, New York, London 1962, 4. Auflage (1951).
- Strauss, A. L., Qualitative analysis for social scientists, Cambridge, New York, New Rochelle, Melbourne, Sydney 1987 (deutsch: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, München 1991).
- Strauss, A. L., J. Corbin, Basics of Qualitative Research, Newbury Park, Cal., London, New Delhi 1990.
- Szondi, P., Einführung in die literarische Hermeneutik. Studienausgabe der Vorlesungen, Band 5, Frankfurt am Main 1975.
- Tausch, R., A. M. Tausch, Gesprächspsychotherapie, Göttingen 1981, 8. Auflage. Technische Universität Berlin, Fachbereich 2, Forschungsbericht ATLAS, Berlin 1989.
- Thomas, W. I., F. Znaniecki, The Polish Peasant in Europe and America, Boston 1918-20 (Neuaufgabe: New York 1927).
- Titzmann, M., Strukturelle Textanalyse, München 1977.
- Traxel, W., Einführung in die Methodik der Psychologie, Bern, Stuttgart 1964.
- Tucholsky, K., Abends nach sechs, in: ders., Zwischen Gestern und Morgen, Reinbek 1952, S. 12-15 (zuerst 1924).
- Tukey, J. W., Exploratory Data Analysis, Reading, Mass. 1977.
- Valle, R. S., M. King, Existential-Phenomenological Alternatives for Psychology, New York 1978.
- Vollmers, B., Kreatives Experimentieren. Die Methodik von Jean Piaget, den Gestaltpsychologen und der Würzburger Schule, Wiesbaden 1992.
- Voges, W. (Hg.), Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Opladen 1987.
- Warner, W. L., Yankee City Series, Vol. 1-5, New Haven 1941-1959.
- Weber, M., Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1951, 2. Auflage (zuerst 1913).

- Weber, M., Die "Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1968, 3. Auflage, S. 146-214 (zuerst 1904).
- Weber, M., Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1976, 5. Auflage, Tübingen 1980 (zuerst 1918/20).
- Weingarten, E., F. Sack, J. Schenkein (Hg.), Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns, Frankfurt am Main 1976.
- Weizsäcker, C. F. von, Aufbau der Physik, München, Wien 1985.
- Wellbery, D. E. (Hg.), Positionen der Literaturwissenschaft. Acht Modellanalysen am Beispiel von Kleists "Das Erbeben in Chili", München 1985, 7. Auflage.
- Wellek, A., Das Experiment in der Psychologie, in: Studium Generale 1, 1947/48, S. 18-32, Nachdruck in: Wewetzer, K.-H. (Hg.), Experiment-Test-Befragung, Darmstadt 1981, S. 29-59
- Wellek, A., Der Rückfall in die Methodenkrise der Psychologie und ihre Überwindung, in: H. Balmer (Hg.), Geschichte der Psychologie, Band 1, 1982, S. 17-42.
- Wersig, G., Inhaltsanalyse, Berlin 1968.
- Wertheimer, M., Experimentelle Studien über das Sehen von Bewegungen, in: Zeitschrift für Psychologie, 61, 1912, S. 161-265.
- Wertheimer, M., Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt, in: Psychologische Forschung, Band 4, 1923, S. 301-350.
- Wertheimer, M., Drei Abhandlungen zur Gestalttheorie, Darmstadt 1967 (zuerst 1925).
- Wertheimer, M., Productive Thinking, New York 1945 (deutsch: Produktives Denken, Frankfurt am Main 1964).
- Wewetzer, K.-H. (Hg.), Experiment-Test-Befragung, Darmstadt 1981.
- Whyte, W. F., Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum, Chicago, London 1981, 3. Auflage (zuerst 1943).
- Wiedemann, P. M., Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews, Weinheim, München 1986.
- Wilson, Th. P., Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1, Reinbek 1973, S. 54-79 (zuerst 1970).
- Wittgenstein, L., Bemerkungen über die Farben. Über Gewißheit, in: ders., Werkausgabe, Band 8, Frankfurt 1984 (geschrieben 1949-51).
- Wolff, S., Das Gespräch als Handlungsinstrument, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Band 38, 1986, S. 55-84.
- Wolters, G., Topik der Forschung. Zur wissenschaftstheoretischen Funktion der Heuristik bei Ernst Mach, in: Burrichter, C. u.a. (Hg.), Technische Rationalität und rationale Heuristik, Paderborn u.a. 1986, S. 123-154.
- Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele, Hamburg 1892, 2. Auflage (zuerst 1864).
- Wundt, W., Grundzüge der physiologischen Psychologie, 1, Leipzig 1908, 6. Auflage (zuerst 1874).
- Wundt, W., Die Aufgaben der experimentellen Psychologie, in: ders., Essays,

- Leipzig 1885, S. 127-153 (zuerst 1882, auch in: Zur Psychologie und Ethik, Leipzig o. J., S. 115-143).
- Wundt, W., Grundriß der Psychologie, Leipzig 1922, 15. Auflage (zuerst 1896).
- Wundt, W., Über Ausfrageexperimente und über die Methoden zur Psychologie des Denkens, in: Psychologische Studie, 3, 1907, S. 301-360.
- Wundt, W., Kritische Nachlese zur Ausfragemethode, in: Archiv für die gesamte Psychologie, 11, 1908, S. 445-459.
- Zeisel, H., Zur Geschichte der Soziographie, in: Jahoda, M., P. F. Lazarsfeld, H. Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal, Allensbach, Bonn 1960, 2. Auflage (zuerst 1933).
- Zimmermann, E., Das Experiment in den Sozialwissenschaften, Stuttgart 1972.
- Zuuren, F. J. van, F. J. Wertz, B. Mook (Hg.), Advances in Qualitative Psychology. Themes and Variations, Lisse/Niederlands 1987.

Qualitativ-heuristische Forschung ist vergleichsweise neu in den empirischen Sozial- und Textwissenschaften und der modernen Psychologie. Ihre Besonderheit liegt in der Optimierung von Such- und Findestrategien. Heuristische Forschung ist »Forschung« im eigentlichen Sinne. Sie ist keine Deutungskunst, sondern ein Entdeckungsverfahren.

Der vorliegende Band behandelt die Methode und die Geschichte qualitativ-heuristischer Sozialforschung, neue Methoden und Analysebeispiele.